In der Schlacht am Don zu Beginn des Jahres 1943 ging die 2. ungarische Armee zugrunde. Einige Militärhistoriker der BRD deklarieren diese Niederlage als «feige Flucht» und schneidern daraus bis heute eine Dolchstoßlegende.
Was geschah wirklich? — Der ungarische Schriftsteller Dr. István Nemeskürty befragte Überlebende, wertete eine Vielzahl von Tagebüchern und Materialien ungarischer und sowjetischer Militärarchive aus und zeichnete das Bild der tatsächlichen Ereignisse an der Woronesher Front. Das geschieht nicht in Form einer militärgeschichtlichen Abhandlung. Beeindrukkend ist das moralisch-emotionale Engagement in der Argumentation des Autors. Gezeigt wird, wie das Horthy-Regime, um sich einen Anteil an der erhofften Kriegsbeute zu sichern, die schlecht ausgerüsteten 200000 Soldaten der 2. Armee in den Aggressionsfeldzug gegen die Sowjetunion trieb. Zumeist waren es Menschen aus der ärmsten Bevölkerungsschicht und zum Frontdienst gepreßte Systemgegner. In einer aussichtslosen Situation wurden sie bewußt geopfert, um den Rückzug der geschlagenen Wehrmacht zu decken. — Eine instruktive Einführung von Dr. Rochus Door eröffnet den Blick für historische Zusammenhänge, indem sie das Kriegsgeschehen aus dem Prozeß ungarischer und weltpolitischer Entwicklung interpretiert.
Diese Publikation veranschaulicht, welch hohes Blutopfer dem ungarischen Volk die faschistische Herrschaft gekostet hat. Am Ende wissen wir mehr von der Geschichte unseres Bruderlandes.

Schutzumschlag: Hans-Joachim Petzak

Grigorij Weiss

Am Morgen nach dem Kriege

Etwa 300 Seiten mit 29 Fotos
Leinen, DDR etwa 8,90 M
Best.-Nr. 696 614 2

Überrascht und zugleich respektvoll konstatierte 1948 der bekannte englische Journalist Gordon Schaffer, daß in der sowjetischen Besatzungszone «zwischen Russen und Deutschen eine echte Zusammenarbeit erwuchs, nicht wie zwischen Siegern und Besiegten, sondern wie zwischen Arbeitskameraden».
Auf ganz persönliche Weise machen nun die Erinnerungen des sowjetischen Journalisten und Schriftstellers Grigorij Weiss mit jener Zeit vertraut. Trümmerberge 1945 in Berlin, in Dresden und anderswo. Keineswegs geringer als die materiellen waren die geistigen Zerstörungen, die das faschistische Regime hinterlassen hatte. Es galt, Klarheit in den Köpfen zu schaffen und den Menschen Mut zu machen für den Aufbau eines neuen Lebens. Ein großes Verdienst, hier entscheidend mitgeholfen zu haben, kommt den Kulturoffizieren der Sowjetischen Militäradministration zu. Grigorij Weiss war einer von ihnen. Seine Arbeitsstätte war die Redaktion der «Täglichen Rundschau», damals ein Zentrum beharrlich geleisteter Überzeugungsarbeit. Lebendig erzählt der Autor von Aufbautaten der Aktivisten der ersten Stunde und von Begegnungen mit Kulturschaffenden wie Bernhard Kellermann, Gerhart Hauptmann und Hans Fallada. Getragen war das Bemühen der sowjetischen Kulturoffiziere und ihrer deutschen Mitstreiter – unter ihnen Johannes R. Becher – von dem Ziel, dem deutschen Volk nach der Nacht des Faschismus wieder seine eigene progressive Kunst und Literatur und die der ganzen Welt zu erschließen.

DDR 6,50 M

István Nemeskürty

Untergang einer Armee

Verlag der Nation
Berlin

Originaltitel: Requiem egy hadseregért
Aus dem Ungarischen übertragen von Georg Harmat
Mit einem Vorwort von Rochus Door

2. Auflage 1982
Verlag der Nation Berlin
Alle Rechte dieser Ausgabe vorbehalten
© István Nemeskürty 1972
Originalverlag Magvetö Könyvkiadó, Budapest
Lizenznummer: 400/1/82
LSV 0239
Lektor: Hans-Ulrich Schnuchel
Technischer Redakteur: Ingrid Welzer
Einband: Hans-Joachim Petzak
Karte: Erich Böhm
Satz: Nationales Druckhaus Berlin, Betrieb der VOB National
Druck: VEB Druckhaus Köthen
Buchbinderische Verarbeitung:
VEB Druckhaus «Maxim Gorki», Altenburg
Best.-Nr. 696 373 4
DDR 6,50 M

Vorwort

Im vorliegenden Buch meldet sich ein Schriftsteller zu Wort. István Nemeskürty berichtet darin über die 2. ungarische Armee, und zwar lediglich über deren Untergang. Der Autor verzichtet bewußt darauf, dieses Ereignis in das Gesamtkriegsgeschehen einzuordnen, da er bei seinen ungarischen Lesern die Kenntnis von den Umständen des Eintritts Ungarns in den faschistischen Krieg gegen die UdSSR und den damit zusammenhängenden politischen und militärischen Entscheidungen voraussetzt.

Nemeskürty macht mit Augenzeugenberichten und mit historischen Quellen bekannt, die für sich sprechen sollen. Insofern liefert er eine notwendige Ergänzung des Wissens über die näheren Umstände des Untergangs der 2. ungarischen Armee.

Für den Leser in der DDR ist es wohl angebracht, die historische Situation näher zu erläutern, um somit die Einordnung des «Untergangs einer Armee» in das Gesamtkriegsgeschehen zu erleichtern.

Das Ende des zweiten Weltkriegs war gleichsam der Beginn sich allmählich verschärfender Auseinandersetzungen über die Vorgeschichte und die Geschichte dieses letzten Weltkrieges, an denen sich außer Historikern Politiker und Militärs, Schriftsteller und Journalisten, Geistliche aller Konfessionen und Laien fast jeden Berufs auf allen Kontinenten beteiligten und heute noch regen Anteil nehmen. Dabei wird — gemessen am politischen und militärischen Gewicht dieses Landes — der Rolle Ungarns eine relativ große Aufmerksamkeit geschenkt.

In der Beurteilung der Vorgeschichte und der Geschichte des zweiten Weltkrieges sowie seiner Folgen geht die marxistisch-leninistische Historiographie im Gegensatz zur imperialistischen Geschichtsschreibung davon aus, daß die Hauptschuld am Kriegsausbruch sowie an den schier unermeßlichen Opfern, Greueln und Zerstörungen im Kriege der deutsche Imperialismus trägt, in dessen Auftrag Adolf Hitler als Reichskanzler und Führer der NSDAP agierte. Den Verbündeten Nazideutschlands und erst recht seinen Satelliten fiel eine untergeordnete Rolle zu. Diese war zwar nicht weniger verhängnisvoll für die betreffenden Völker, konnte jedoch nur an der Seite des «Dritten Reiches» gespielt werden.

Was Ungarn angeht, muß gleichzeitig auch betont werden, daß sich das faschistische Ungarn freiwillig an die Seite des faschistischen Deutschlands gestellt hat, so daß die herrschenden Kreise um Reichsverweser Horthy am Kriegsausbruch sowie an den Opfern, Greueln und Zerstörungen im Kriege mitschuldig sind.

Die internationale Kräftekonstellation, wie sie sich in der Mitte der dreißiger Jahre herausbildete, ließ Ungarn wegen der antisowjetischen Grundhaltung seiner herrschenden Klassen höchstens die Wahl zwischen den rivalisierenden Gruppierungen der imperialistischen Großmächte — England, Frankreich, USA oder Deutschland, Italien —, nicht aber die Wahl der Rolle, die es an der Seite eines der Großen zu spielen beabsichtigte. Für eine eigene Machtpolitik fehlte dem Kleinstaat Ungarn das politische, ökonomische und militärische Gewicht. Die kleinen Staaten Ost- und Südosteuropas hatten auf die Weltlage keinen Einfluß, es sei denn durch ihren Zusammenschluß, wie es zum Beispiel mit der Kleinen Entente in französischem Schlepp versucht wurde. Aber gerade die Kleine Entente scheiterte an ihrem Antisowjetismus und an der Haltung Ungarns. Diese Kleinstaaten waren — zwar in unterschiedlichem Grade — von den Großmächten abhängig, die die in den Pariser Friedensverträgen (1919/20) festgelegten Grenzen entweder zu garantieren schienen — Frankreich und England im Falle der Tschechoslowakei, Ru-

mäniens und Jugoslawiens — oder gegen diese angingen — Deutschland und Italien im Falle Ungarns und Bulgariens. Diese zunächst von den Pariser Friedensverhandlungen beziehungsweise deren Ergebnissen herrührende Abhängigkeit wurde in den darauffolgenden Jahren ökonomisch und politisch weiter ausgebaut. Verständlicherweise spielte hierbei in den Beziehungen zwischen Deutschland und Ungarn die verwandte faschistische Ideologie sowie das sich aufs Haar gleichende Vorgehen gegen die revolutionäre Arbeiterbewegung eine fördernde Rolle.

Das zeitweilige Gleichgewicht der Kräfte in Europa ermöglichte es Ungarn einige Jahre lang, sich zwischen den Mächtegruppierungen zu bewegen, sich vorübergehend in der Rolle eines Pufferstaates zu gefallen, das heißt, neben dem immer eindeutiger werdenden pronazistischen Kurs blieb Spielraum für eine englandfreundliche Opposition. Dementsprechend zerfielen die herrschenden Klassen Ungarns in der Frage der außenpolitischen Orientierung des Landes in zwei Fraktionen: in eine deutschfreundliche und eine anglophile. Die Grundeinstellung beider Gruppierungen war antikommunistisch und antisowjetisch, so daß Horthy-Ungarn für die Schaffung der kollektiven Sicherheit, wie sie von der UdSSR angestrebt wurde, keinen positiven Beitrag leistete.

Das Wesen eines Pufferstaates besteht darin, daß er, einmal ins Spannungsfeld politischer Interessengegensätze der Großmächte geraten, zwischen den tonangebenden Mächten manövriert und bemüht ist, sich durch keinerlei eindeutige Bindungen die Möglichkeit einer späteren Umorientierung zu verbauen. Dies charakterisierte die politische Linienführung der ungarischen Regierungen bis zum Frühjahr 1941. Doch die reale Grundlage für eine solche Politik war nicht erst zu diesem Zeitpunkt geschwunden. Die Entscheidung darüber war — im internationalen wie auch im nationalen Rahmen — schon vor dem faschistischen Überfall auf Jugoslawien gefallen (6. 4. 1940).

Hatten Frankreich und England noch Mitte der dreißiger Jahre in Südosteuropa dominierenden Einfluß, so büßten sie

ihre Position bereits in den folgenden Jahren nacheinander gegenüber Hitlerdeutschland ein. Die Ambitionen des deutschen Imperialismus, in den Staaten Südosteuropas eine Vormachtstellung zu erlangen, wurden nach 1933 verstärkt verfolgt. Das rasche wirtschaftliche und politische Eindringen des deutschen Faschismus in den Donau- und Balkanraum wurde vor allem durch die antisowjetische Grundhaltung der herrschenden Klassen der Donau- und Balkanstaaten sowie der Appeasementpolitik der Westmächte erleichtert.

Ziel der deutschen Expansionspolitik war es, «einerseits einen Ersatz für die infolge der Devisenschwierigkeiten verlorenen überseeischen deutschen Rohstoffgebiete zu finden und andererseits durch wirtschaftliche Annäherung die Donaustaaten fester an Deutschland zu binden», wie es in einem Informationsbericht des Auswärtigen Amtes für Göring vom November 1937 hieß. Wie die anlaufende deutsche Kriegswirtschaft auf die Rohstoffe und landwirtschaftlichen Erzeugnisse aus den Ländern des Südostens angewiesen war, weil sie mit einer Blockade der Seewege rechnete, so benötigte die Militärmaschinerie insbesondere das Territorium Ungarns und Rumäniens als Aufmarschbasis gegen die UdSSR. In der Verfolgung seiner Ziele wandte der deutsche Faschismus, ohne daß ein bestimmter Ablaufplan oder festumrissene Methoden vorgelegen hätten, Wirtschaftsaggression, politische Infiltration und, im Falle eines ernsthaften Widerstandes, militärischen Überfall an. Die Art und Weise des Vorgehens richtete sich in erster Linie nach der Haltung der herrschenden Kreise im jeweiligen Land. Bis 1939 hatte sich Hitlerdeutschland in allen südosteuropäischen Ländern starke ökonomische und, teilweise, politische Positionen sichern können — Albanien wurde im April 1939 von Italien okkupiert.

Seine stärksten ökonomischen und politischen Positionen konnte der deutsche Faschismus bis 1938/39 zweifelsohne in Ungarn erringen. Horthy-Ungarn hatte sich schon unmittelbar nach dem Machtantritt des deutschen Faschismus um dessen Gunst beworben, ihm weitgehende wirtschaftliche und außenpolitische Zusammenarbeit angetragen und schloß sich

ihm in den folgenden Jahren immer enger an. Die entscheidenden Gründe hierfür sind im Antikommunismus und Antisowjetismus der herrschenden Klassen Ungarns sowie in ihrer außenpolitischen Orientierung auf Grenzrevisionen und Liquidierung des Vertrages von Trianon (4. 6. 1920) zu suchen, der durch Abtrennung bisheriger nationaler Minderheiten das Territorium Ungarns erheblich verringerte.

Der Friedensvertrag von Trianon, waren seine Bestimmungen noch so hart, schuf für die restaurativen Kräfte doch eine gewisse günstige Lage, räumte ihnen die Möglichkeit ein, das Horthy-Regime im Innern zu festigen. Die Hilfe der Westmächte hierbei wirkte sich innenpolitisch im Sinne der herrschenden Kreise aus, während sie außenpolitisch von diesen als Hemmschuh empfunden wurde, denn insbesondere Frankreich trat vorerst für den Status quo in Südosteuropa ein. Unter Frankreichs Ägide hatten sich 1921 die Tschechoslowakei, Jugoslawien und Rumänien zur Kleinen Entente zusammengeschlossen, die nach dem Willen der Westmächte einen Teil des cordon sanitaire gegen die junge Sowjetmacht darstellen sollte, die sich jedoch vor allem gegen die ungarischen Grenzrevisionsbestrebungen richtete. So manövrierte sich Horthy-Ungarn in eine gegensätzliche Stellung zu seinen Helfern von gestern, zu Frankreich, England und den USA. Der stur verfolgte Grenzrevisionismus der Horthy-Clique machte Ungarn notwendig zum potentiellen Verbündeten jedes Landes, das gegen die Pariser Friedensregelungen sowie gegen die UdSSR auftrat.

Ende der zwanziger Jahre streckte die ungarische Regierung ihre außenpolitischen Fühler nach Italien aus. Die Verbindung des damaligen Ministerpräsidenten Bethlen mit Mussolini richtete sich vor allem gegen die Staaten der Kleinen Entente. Der italienische Faschismus aber war allein zu schwach, die territorialen Festlegungen von Trianon mit Gewalt zu revidieren.

Die Gegensätze über die außenpolitische Orientierung des Landes innerhalb der herrschenden Klassen Ungarns wurden 1933/34 offenkundig, als mit Hitlerdeutschland eine neue

aggressive Großmacht in die Arena der internationalen Politik trat. Während sich im Auftrage der reaktionärsten Kreise der ungarische Gesandte Gömbös bereits 1933 in Berlin anbiederte, brachten anglophile Kräfte die Verbindung Budapest—Rom erneut ins Spiel. Der Versuch, mit den sogenannten Römischen Protokollen — 1934 von Ungarn, Italien und Österreich unterzeichnet — die Widersprüche zwischen Deutschland und Italien für die Verwirklichung eigener Ziele und als Gegengewicht zum deutschen Einfluß auszunutzen, scheiterte jedoch bald an der Achsenbildung Berlin—Rom. Ein Bündnis mit dem faschistischen Italien stellte keine echte Alternative zur Unterordnung unter das faschistische Deutschland dar, zumal Rom im Interesse eines Zusammengehens mit Berlin die kleinen Staaten bedenkenlos fallenließ. Aus den gleichen Gründen erlitten die Bestrebungen Rumäniens, Jugoslawiens, Bulgariens, Griechenlands und der Türkei, noch 1939 unter der Ägide Italiens einen «Balkanblock der Neutralen» zu zimmern, ein rasches Fiasko.

Der Einfluß anglophiler Kreise auf die ungarische Außenpolitik war infolge des Festhaltens Frankreichs und Englands am Status quo zu keiner Zeit ausschlaggebend und schrumpfte nach München ganz zusammen. Eine Revision Trianons, die auch von den Anglophilen angestrebt wurde, schien an der Seite der Westmächte ausgeschlossener als je zuvor. Mit dem Münchner Abkommen vom 29. September 1938 hatten England und Frankreich Hitlerdeutschland freie Hand nach dem Osten gelassen und es zur Aggression ermuntert. Nach München, als die deutsche Politik des Lockens mit Gebietsversprechungen für die herrschenden Klassen Ungarns eine reale Grundlage erhielt, kam es zu einer gewissen Einigung zwischen den verschiedenen Fraktionen bezüglich der außenpolitischen Orientierung auf der Linie einer eindeutigeren Anlehnung an den deutschen Faschismus. Mit dem Wiener Schiedsspruch vom 2. November 1938, der einen Gebietsstreifen der Südslowakei zu Ungarn schlug, verstummte die Opposition im eigenen Lager. Ihr eigener Grenzrevisionismus und Antisowjetismus hatte sie daran gehindert, ernstlich ge-

gen den wachsenden deutschen Einfluß aufzutreten, zumal sie in der Illusion befangen war, die Selbständigkeit des Landes auch an der Seite Deutschlands erhalten zu können.

Mit Beginn der bewaffneten Aggression Deutschlands ging die Führung im imperialistischen Europa an die faschistische Achse über. Die herrschenden Kreise Ungarns veranschlagten die Überlegenheit Hitlerdeutschlands so hoch, daß sie sich die Erfüllung ihrer eigenen Expansionswünsche, die sie seit Trianon hegten und – gleich, an wessen Seite — zu verwirklichen gedachten, nur mit dessen Hilfe versprachen. Ein weiteres Manöver war unmöglich geworden, die ungarische Regierung mußte Farbe bekennen und bekannte sich zu Hitlerdeutschland: Sie unterzeichnete den Antikominternpakt (23. 2. 1939) und trat dann dem Dreimächtepakt bei (20. 11. 1940). Aus dem Völkerbund schied Ungarn im Mai 1939 aus. Mit diesen Schritten wurde die Unterordnung Ungarns in eine vertragliche Form gebracht. Formal selbständig, war Ungarn spätestens 1939 völlig von Hitlerdeutschland abhängig, also zu einem Satellitenstaat herabgesunken.

Mit der vertraglichen Bindung an die faschistische Achse war letztlich auch das Tauziehen zwischen pronazistischen und anglophilen Kräften der herrschenden Klassen Ungarns entschieden. Der Ausgang der politischen Manöver für und wider eine Beteiligung Ungarns am Überfall auf Jugoslawien war nur noch eine späte Bestätigung dafür. Ministerpräsident Teleki und mit ihm die ganze proenglische Fraktion der herrschenden Klassen hätten zwar ebensogern wie die Germanophilen die von Hitler für eine Beteiligung zugesagten jugoslawischen Gebiete okkupiert, jedoch nicht ohne Zustimmung Englands. Am 30. März ließ Teleki in London und Washington sondieren, wie die Westmächte auf eine Teilnahme Ungarns am Überfall auf das «durch die Selbständigkeitsbestrebungen der Nationalitäten» zerfallene und also «nicht mehr bestehende Jugoslawien, dem gegenüber Ungarn seinen Bündnisverpflichtungen enthoben wäre», reagieren würden. Nur der «Schutz der ungarischen Minderheit» sei das Ziel Ungarns.

Am 30. März 1940 traf General Paulus in Budapest ein und

einigte sich mit dem ungarischen Generalstab über die militärische Teilnahme Ungarns an der Okkupation Jugoslawiens sowie den Aufmarsch deutscher Truppen auf ungarischem Gebiet, wie Paulus im Nürnberger Prozeß aussagte. Diese Vereinbarungen wurden am 1. April im Allerhöchsten Verteidigungsrat, wiederum bei Anwesenheit Telekis, regierungsamtlich bestätigt. Damit war, ohne die Antwort aus London und Washington abzuwarten, die Teilnahme Ungarns am Überfall auf Jugoslawien, wie Berlin sie forderte, beschlossene Sache — eine deutliche Niederlage anglophiler Kreise. Die am 2. April eingetroffene negative Antwort aus den westlichen Hauptstädten bestätigte nur noch, daß sich Teleki gründlich verrechnet hatte. In der Nacht zum 3. April erschoß er sich.

Die UdSSR hatte durch ihre Bemühungen um eine kollektive Sicherheit in Europa einen Weg zur Verhinderung des drohenden Krieges gewiesen. Darüber hinaus wandte sich die Sowjetregierung mehrmals direkt an die ungarische Regierung. Zwischen Ungarn und der Sowjetunion bestanden 1938/39 durchaus normale Beziehungen, die nicht durch strittige Fragen getrübt waren. Laut Bericht des ungarischen Gesandten wies die Sowjetregierung auf dieses gute Verhältnis zwischen beiden Ländern hin und hob die Unverständlichkeit der ungarischen Bestrebungen nach Aufnahme in den Antikominternpakt hervor, der sich eindeutig gegen die UdSSR richtete. Es wurden sehr eindringlich die Gefahren vor Augen geführt, denen Ungarn durch seinen Beitritt zum faschistischen Antikominternpakt ausgeliefert würde. Doch die ungarische Regierung schlug diese Warnung in den Wind. Als dann auf Betreiben der ungarischen Seite die Mitgliedstaaten des Antikominternpaktes Ungarn am 13. Januar 1939 zum Beitritt aufforderten, ließ die UdSSR ihre Botschaft in Budapest schließen. Die ungarische Regierung wurde davon am 2. Februar offiziell in Kenntnis gesetzt. Aber selbst diese Maßnahme vermochte die Kreise um Horthy nicht von ihrem gefährlichen Kurs abzubringen. Sie ließen sich von der trügerischen Hoffnung leiten, an der Seite des mächtigen «Partners» die mit Trianon «verlorenen» Gebiete zurückerobern

und weiterreichende Expansionspläne verwirklichen zu können. Tatsächlich hatte die «Partnerschaft» mit dem aggressiven Deutschland bereits zur Befriedigung eines erheblichen Teils der ungarischen Revisionsforderungen geführt: im Ersten Wiener Schiedsspruch vom 2. November 1938 erhielt Ungarn ein Gebiet der Südslowakei (12 400 km²) zugesprochen; am 15. März 1939 konnten ungarische Truppen mit deutscher Genehmigung die Karpatenukraine besetzen; der Zweite Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940 sprach das bis dahin zu Rumänien gehörige Nordsiebenbürgen (43 000 km²) Ungarn zu; im April 1941 wurden schließlich die jugoslawischen Gebiete Backa, das Baranya-Dreieck und die Mur-Insel okkupiert.

Nach Beendigung des Westfeldzuges erarbeitete der deutsche Generalstab in der zweiten Hälfte 1940 die Pläne für einen Überfall auf die UdSSR. In der Weisung Nr. 21, Fall Barbarossa, war eine aktive Beteiligung Ungarns noch nicht vorgesehen.

Aber in einer Weisung Keitels vom 1. Mai 1941 wurden die «erforderlichen Besprechungen» mit Ungarn «für das letzte Drittel des Mai» festgesetzt, deren Ziel es sein werde, «. . . eine erhöhte Abwehrbereitschaft und zu gegebener Zeit einen entsprechenden Einsatz der ungarischen Wehrmacht herbeizuführen».

Während also Hitler Ungarns Beteiligung ablehnte, sah Keitel diese ausdrücklich vor. Daß Teile der deutschen Generalität eine Hinzuziehung Ungarns betrieben, erhellt sich auch daraus, daß sie über General Himer eine Beteiligung Ungarns am Überfall auf die Sowjetunion der ungarischen Regierung nahelegten.

Die reaktionärsten Kreise Horthy-Ungarns, insbesondere die Militärs, verstanden den Wink aus Berlin und drängten auf einen aktiven Einsatz der Honvéd.

Offiziell wurde die ungarische Regierung in einem Brief Hitlers an Horthy am 22. Juni vom Überfall auf die UdSSR informiert. Die herrschenden Kreise begrüßten die Aggression begeistert. Sie setzten durch, daß Ungarn seine diplomatischen

Beziehungen mit der UdSSR am 23. Juni abbrach. Laut Aussage des stellvertretenden ungarischen Kriegsministers, Ruszkiczai-Rüdiger, war die Teilnahme Ungarns am Überfall auf die UdSSR jedoch schon Ende Mai/Anfang Juni 1941 vom ungarischen Generalstab, von der Regierung und vom Kronrat prinzipiell beschlossen worden. Wenn die Horthy-Clique vorerst noch zögerte und eine offizielle Aufforderung erwartete, so doch nur, um auf deren Grundlage «berechtigte» Gegenleistungen fordern zu können. Im verbrecherischen Zusammenspiel der erwähnten deutschen Kreise, die eine stärkere Betonung des «Kreuzzugscharakters» des Krieges anstrebten, und ihrer ungarischen Gesinnungsfreunde, die unter dem Gesichtspunkt der Beutesicherung die Honvéd zu opfern bereit waren, wurde Ungarn in den Krieg gegen die Sowjetunion hineingezogen. Der deutsche Generalstab forderte Ungarn über General Himer am 24. Juni offiziell zu einer «gewissen Beteiligung» auf.

Als Anlaß für den Kriegseintritt Ungarns gegen die UdSSR diente die Bombardierung der ungarischen Städte Kassa, Munkács und Rahó durch «sowjetische» Flugzeuge am 26. Juni. Die Kampfhandlungen wurden im Morgengrauen des 27. Juni, nach deutsch-faschistischem Muster ohne vorherige Kriegserklärung, eröffnet.

Die Bombardierung der ungarischen Städte war eine eindeutig und einwandfrei bewiesene Provokation. Ministerpräsident Bárdossy (April 1941 bis März 1942), als er den Kriegseintritt Ungarns als Entschluß des Ministerrats am 27. Juni dem Parlament bekanntgab, wußte vom Flugplatzkommandanten von Kassa, Oberst Adám Krudy, daß die Städte von deutschen Flugzeugen bombardiert wurden. Horthy gibt diesen Sachverhalt in seinen Memoiren zu, streitet aber ab, davon damals schon gewußt zu haben.

Die Regierung und die Armeeführung Ungarns bemühten sich nach dem 27. Juni, mit der Erfüllung aller Wünsche der Nazis deren Wohlgefallen zu sichern und das «Recht des ersten Verbündeten» gegen Rumänien und die Slowakei erneut zu erwerben. Um die «vollständige Solidarität» mit der

Achse unter Beweis zu stellen, erklärte die Regierung am 12. Dezember 1941 den USA den Krieg, nachdem die Kriegserklärung Großbritanniens an Ungarn am 7. Dezember erfolgt war.

Während zur Jahreswende 1941/42 die offizielle Propaganda trotz der deutschen Niederlage vor Moskau nach wie vor von einem sicheren Sieg der Faschisten orakelte, begann sich innerhalb der herrschenden Klassen Ungarns eine Kräfteverschiebung abzuzeichnen. Der als pronazistisch bekannte Bárdossy mußte zurücktreten; an seine Stelle wurde am 9. März 1942 Miklós Kállay berufen, der einer aristokratischen Gruppe innerhalb der anglophilen Richtung angehörte.

Dieser Wechsel in der Regierungsspitze hatte verschiedene Ursachen:

Erstens begannen immer breitere Kreise des ungarischen Volkes zu begreifen, daß die großen Opfer im Krieg gegen die Sowjetunion einzig den imperialistischen Interessen Deutschlands und dessen ungarischen Helfershelfern dienten. Die sich abzeichnende Ernüchterung war vor allem dem Wirken der seit 1919 verbotenen Kommunistischen Partei Ungarns zu danken. Die KPU hatte nach dem Kriegseintritt Ungarns in schöpferischer Anwendung der Beschlüsse des VII. Weltkongresses der Kommunistischen Internationale eine tragfähige politische Plattform für die Schaffung einer antifaschistischen Volksfront ausgearbeitet. Auf dieser Grundlage wurde im Februar 1942 unter kommunistischer Führung die erste ungarische Volksfront gebildet, die bedeutende Streiks und Demonstrationen gegen die Kriegspolitik der Regierung organisierte.

Zweitens entkräftete das Scheitern des Blitzkrieges das wichtigste Argument pronazistischer Kreise für ein Zusammengehen mit Hitler.

Drittens kam der Schock hinzu, den die Kriegserklärung Großbritanniens an Ungarn bei jenen Kreisen auslöste, die auf eine verständnisvolle Haltung der Westmächte gehofft hatten.

Als dann im Frühjahr 1942 die Gerüchte über ein Massaker

der ungarischen Soldateska an zumeist alten Menschen und Kindern bei Ujvidék (Novy Sad) durchsickerten, war jede Chance verwirkt, Bárdossys Politik populär zu machen. Dem magyarischen Aristokraten Kállay trauten es die herrschenden Kreise zu, daß er die Volksmassen zur Genüge über den «ungarischen Charakter» des Krieges «aufklären» werde.

In der Fachliteratur ist es umstritten, ob die Berufung Kállays von vornherein mit dem Ziel erfolgte, Separatverhandlungen mit den Westmächten zu führen und das Herrschaftssystem in die Zeit nach dem Kriege hinüberzuretten. Die ersten Verhandlungen, soweit sie sich nachweisen lassen, haben tatsächlich später stattgefunden. Fest steht, daß die Ernennung Kállays, der auch das Amt des Außenministers übernahm, eine prowestliche Orientierung ermöglichte. Mit Kállays Namen ist daher auch das politische Lavieren, die Schaukelpolitik Ungarns zwischen Nazideutschland und den Westmächten, verbunden, zu der sich die herrschenden Klassen dieses Landes angesichts der drohenden Kriegsniederlage des Faschismus nach der Schlacht an der Wolga veranlaßt sahen.

Sicher trugen die ersten Schritte Kállays nur sondierenden Charakter, und ebenso sicher vollzogen sich die Kräfteverschiebung innerhalb der herrschenden Klassen und auch die Umorientierung der Regierung selbst keineswegs sprunghaft. Im Frühjahr 1942 schien weder der Krieg verloren zu sein, noch war Horthy schon eindeutig zur prowestlichen Opposition übergetreten.

Die ungarischen Regierungen hatten — sicher mit graduellen Unterschieden — Hitlerdeutschland nach Maßgabe ihrer Möglichkeiten unterstützt: gegen die Republik Spanien, gegen Österreich, die Tschechoslowakei und Jugoslawien, schließlich auch gegen die Sowjetunion. Sie garantierten, daß Ungarn die ihm zugedachte Rolle im zweiten Weltkrieg spielte. Auch unmittelbar nach Kállays Berufung (9. 3. 1942) war noch keinerlei Änderung in der ungarischen Politik spürbar. Im Gegenteil, in seiner Antrittsrede vor dem Parlament am 19. März 1942 versicherte Kállay: «Mein Programm, meine Tätigkeit, meine Arbeit kann kurz in einem Satz zusammen-

gefaßt werden: Alle unsere zur Verfügung stehenden Kräfte müssen in den Dienst dieses — und ich betone — unseres Krieges gestellt werden . . .» Nur einige Wochen danach ließ Kállay die 2. ungarische Armee an die Ostfront werfen und erfüllte auch die wirtschaftlichen Forderungen des deutschen Faschismus.

In den Wochen, als die 2. ungarische Armee (ab April 1942) an die Ostfront verlegt wurde, griffen deutsche, italienische und rumänische Truppen pausenlos die sich zäh verteidigende Rote Armee an. Das Fehlen der zweiten Front erlaubte es der faschistischen Führung, am Sommersanfang 1942 starke Kräfte aus Westeuropa abzuziehen und diese am Südflügel der sowjetisch-deutschen Front in einen massiven Angriff in Richtung Stalingrad zu werfen. Es sollte eine der blutigsten Schlachten der Kriegsgeschichte werden.

Gestützt auf die zunehmende Stärke der Roten Armee und auf das inzwischen mächtig gewachsene kriegswirtschaftliche Potential des Landes, entschloß sich die Führung der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, alle Kräfte für die Herbeiführung der grundlegenden Wende des Krieges zu mobilisieren. Die sowjetische Gegenoffensive an der Wolga begann am 19. November 1942 und endete am 2. Februar 1943 mit der Kapitulation der eingeschlossenen Feinde.

Während die Schlacht an der Wolga noch tobte, traten sowjetische Truppen der Woronesher Front am 13./14. Januar 1943 zu einem Angriff gegen zwei deutsche Armeen sowie die 2. ungarische Armee und die Reste der 8. italienischen Armee an.

Der Einsatz der 2. ungarischen Armee, rund 200 000 Soldaten und etwa 40 000 Kriegsarbeitsdienstverpflichtete, war Anfang Januar 1942 in Verhandlungen Keitels mit der Bárdossy-Regierung vereinbart worden. Ministerpräsident Kállay erfüllte diese Vereinbarung. Die ungarischen Einheiten waren zunächst an der Sommeroffensive der Wehrmacht beteiligt und bildeten dann den Nordflügel der in Richtung Stalingrad angreifenden Truppen. Zur Jahreswende in kleinen Gefechten bereits empfindlich getroffen, wurde die 2. ungarische Armee

Mitte Januar zerschlagen: 40 000 Tote, 70 000 Gefangene, der Rest zum großen Teil verwundet oder halb erfroren, für längere Zeit nicht einsatzfähig. Die untergegangene Armee war für den Kleinstaat Ungarn ein so großer militärischer Aderlaß, daß er sich davon im Verlaufe des Krieges nicht wieder ganz erholen konnte.

Wie sehr dieses dem ungarischen Volk aufgezwungene Blutopfer auch zu beklagen ist — die 2. ungarische Armee war eine Aggressionsarmee eines faschistischen Staates. Sie war in den Kampf geschickt worden gegen das Sowjetvolk, das im Großen Vaterländischen Krieg seine Freiheit, seine Ehre und seine Unabhängigkeit verteidigte und für die Befreiung der Völker — auch des ungarischen Volkes — vom faschistischen Joch focht.

Rochus Door

Wo wir ruhen, weiß weder Freund noch Frau,
noch Kind.
Unsere verstreuten Körper hat die Erde spurlos
verschlungen.
Millionen Lebender mögen das Andenken an
uns im Herzen bewahren!
Unser Opfer ist keine Rechtfertigung für
Schurken, sondern ein Befehl zum Guten.

Dezsö Keresztury: «Epitaph»

Ein Wort an meine Leser

Im Januar 1943 erlitten die sogenannten Achsenmächte eine schwere militärische Niederlage. Bei Stalingrad wurde das Schicksal der 6. deutschen Armee besiegelt; entlang am Don zerschlug die Rote Armee die an der Ostfront stehenden italienischen, rumänischen und ungarischen Truppen.

Der Verlust der 2. Armee verringerte die ungarischen Honvéd-Streitkräfte um ein Drittel. Und diese Niederlage war verdient. Das konterrevolutionäre Regime unter der Führung von k. u. k. Vizeadmiral Miklós Horthy, einst Flügeladjutant von Kaiser und König Franz Josef I., das 1919 — nach der Niederschlagung der Räterepublik mit Hilfe der Ententemächte — gewaltsam errichtet wurde, prahlte vor der schokkierten Weltöffentlichkeit, den faschistischen Terror schon vor Mussolini und Hitler verwirklicht zu haben. Als logische Folge dieser verhängnisvollen Politik trat dieses System in Hitlers Dienst und wurde mit der gleichen Konsequenz als Partner im Aggressionskrieg gegen die Sowjetunion von den vernichtenden Schlägen der Roten Armee zu Beginn des Jahres 1943 zutiefst getroffen.

Die Führung der 2. Armee lag in der Hand reaktionärer, dem Horthy-Regime verpflichteter Offiziere, und die Armee war die Streitmacht eines sich selbst als faschistisch deklarierenden Landes.

Über die Niederlage der ungarischen Armee wäre also eigentlich nichts mehr zu sagen, man könnte zur Tagesordnung übergehen. Diese blutigen zwei Wochen der Schlacht am Don drängten mich aber doch, ein Buch zu schreiben, und zwar aus verschiedenen Gründen, die hier ihre Erklärung finden sollen.

Ein auch in politischer Hinsicht wichtiger Fakt ist, daß die ungarische Heeresleitung selbst ihren eigenen Regeln und Möglichkeiten entsprechend unfachgemäß arbeitete und schwerwiegende Fehlentscheidungen traf. Es geht also nicht allein darum, daß die königliche ungarische Regierung eine von uns heute zu Recht verurteilte, gewissenlose sowjet- und volksfeindliche Politik betrieb, sondern daß die ungarische politische und militärische Führung ihre Interessen selbst den damaligen Gegebenheiten entsprechend schlecht vertrat.

Die Wehrmachtsführung mit Hitler an der Spitze unterschätzte beträchtlich die Kampfkraft der Roten Armee. Obwohl Warnungen ungarischer Militärs vorlagen, erwartete sie nicht zum gleichen Zeitpunkt, da die Stalingrader Schlacht tobte, eine weitere Offensive. Der kraftvolle Vorstoß sowjetischer Truppen brachte die gesamte Don-Front ins Wanken. Bedenkenlos wurde in dieser Situation, um den Rückzug der Wehrmachtseinheiten zu decken, die 2. ungarische Armee in den Untergang getrieben.

Der ungarische Armeebefehlshaber Jány und die Militärkamarilla des Horthy-Regimes unterwarfen sich dem unmenschlichen Durchhaltebefehl. Aus welchen Erwägungen heraus? muß man fragen. Ein Umstand sei hier schon erwähnt. Die Mannschaft der 2. ungarischen Armee rekrutierte sich zumeist aus den «niederen» Volksschichten, aus solchen «Elementen», die mit dem faschistischen Regime unzufrieden waren, deren Verlust man gerne hingenommen hätte.

Diese Armee wurde also nicht zum Siegen an den Don geschickt, sie wurde vielmehr zynisch politischen Zielen geopfert.

Tatsache aber bleibt auch, daß diese unzureichend ausgerüsteten Soldaten sich besser schlugen, als es eine spätere militärische Fachliteratur einräumen wollte. So gibt es kriegsgeschichtliche Darstellungen, die die Tatsachen verdrehen und behaupten, die ungarische Armee habe gleich beim ersten Kanonenschuß die Flucht ergriffen, durch ihr panikartiges Zurückströmen eine breite Lücke in der Front verursacht und so auch die Wehrmacht zum Rückzug gezwungen. Dabei hielten die ungarischen Soldaten noch dann am Don stand, als die

links von ihnen liegenden deutschen Einheiten schon längst ihre Stellungen verlassen hatten.

Schließlich möge als wichtige Tatsache dienen, daß der sinnlose Untergang der 2. ungarischen Armee die Schleusen einer bisher nur mühsam unterdrückten Empörung öffnete und zu einer sich schnell verbreitenden antifaschistischen Einstellung führte; von den in Gefangenschaft geratenen Soldaten meldeten sich viele freiwillig, um den Kampf gegen die Faschisten aufzunehmen.

In meinem Buch publiziere ich zahlreiche nicht veröffentlichte Fakten. Alle niedergeschriebenen Handlungen sind authentisch. Auch die angeführten Namen sind echt. Meine Untersuchungen wurden ermöglicht durch die tatkräftige Unterstützung der politischen Sektion des ungarischen Verteidigungsministeriums und des ungarischen Archivs für Militärgeschichte. Für diese Hilfe möchte ich den genannten Institutionen danken.

István Nemeskürty

Morituri

«Den Krieg fasse ich als nationalen Selbstzweck auf.» —
Miklós Kállay, königlich ungarischer Ministerpräsident,
19. März 1942

Nehmen wir einen Zirkel zur Hand, und stechen wir den einen Schenkel auf der Europakarte bei Budapest ein. Die Spanne von zwei Zentimetern soll 300 Kilometern entsprechen. Messen wir mit unserem Zirkel eine Entfernung in nordöstlicher Richtung ab: ein, zwei, drei, vier, fünf Spannen mit unserer Zirkeleinstellung, und wir haben die Stadt Gheorghiu-Dej am Donufer erreicht. Fünfmal 300: also 1500 Kilometer Luftlinie macht das aus. Bereits nach den ersten 300 Kilometern überschreiten wir die damalige Landesgrenze. Mit drei weiteren Zirkelmaßen, also 900 Kilometern, haben wir die Ukraine durchquert, und mit den letzten 300 Kilometern befinden wir uns schon im Gebiet der Russischen Sozialistischen Föderativen Sowjetrepublik. Bis hierher war im September 1942 nach blutigen Schlachten die 2. ungarische Armee gelangt, und da stand sie auch am 1. Januar 1943. So weit von unseren Grenzen entfernt hatten ungarische Soldaten noch nie gekämpft — wenn wir von dem Kreuzzugsabenteuer unseres Königs András II. einmal absehen. Das Ausmaß des Unternehmens war also riesengroß. Eine von den drei ungarischen Armeen und somit ein bedeutender Teil der wehrfähigen männlichen Bevölkerung stand auf dem Boden der Sowjetunion.

Was hatten die Soldaten eines kleinen mitteleuropäischen Landes 1500 Kilometer von ihrer Hauptstadt entfernt zu su-

chen, dort, wohin sie bisher niemals, nicht einmal von ihren tollkühnsten Feldherren, geführt worden sind? Im übrigen weiß auch jedes Schulkind, daß Ungarn das letzte Mal im Jahre 1485 einen Krieg gewonnen hat, nämlich als die stolze Burg von Wien dem Heer unseres Königs Matthias I. Corvinus die Tore öffnen mußte. Diese Burg aber lag nur 40 Kilometer von der ungarischen Staatsgrenze und 200 Kilometer Luftlinie von Budapest entfernt. Im Jahre 1942 jedoch hielt die 2. ungarische Armee an den gewundenen Ufern des Don ein Gebiet besetzt, das größer war als das ganze damalige Ungarn!

Seit dem Herbst 1942 befand sich die 2. ungarische Armee in der Abwehr. Bis dahin war sie im Vormarsch gewesen, den die Rote Armee jedoch am Don zum Stillstand brachte. Von den 1500 Kilometern war die 2. Armee 1200 Kilometer mit dem Zug gefahren. Nur etwa 300 Kilometer hatte sie kämpfend zurücklegen müssen. Doch auch das ist eine Fläche, die der nord-südlichen Ausdehnung unseres Landes gleichkommt. In der Zeit zwischen Juli und September 1942 hatte sie schwere Verluste erlitten, die in keinem Verhältnis zu den Erfolgen standen. Nun verlief ihre Verteidigungslinie am Ufer des stillen Don.

Wohin sollte das führen?

Der königlich ungarische Generalstab hätte es wissen müssen!

Schon vor der Festigung der Naziherrschaft in Deutschland hatte er die Regierung vor den Folgen eines möglichen Krieges gewarnt. In seiner für die oberste Staatsführung verfaßten Denkschrift schrieb der Chef des Generalstabs am 10. Juni 1933 folgendes:

«Solange wir uns militärisch noch nicht so weit entwickelt haben, daß wir imstande wären, mit Erfolg einen Krieg zu führen, muß unsere Staatspolitik jede Möglichkeit eines Krieges meiden. Heute und noch für absehbare Zeit sollte unsere Außenpolitik in der Lage sein, jede Situation, in der dem Land die Gefahr des Hineinziehens in einen Krieg droht, zuverlässig abzuwehren.»

Ja noch mehr: Auch wenn man unser Land angreifen sollte — empfahl der Generalstabschef dem Staatsoberhaupt —, wäre es besser, uns ohne Widerstand zu ergeben; denn «. . . die Position Ungarns, das einen bewaffneten Widerstand gar nicht erst versucht, würde bei den nachfolgenden Friedensverhandlungen politisch viel vorteilhafter und stärker sein als die eines durch Waffengewalt geschlagenen Ungarns».

Die Erinnerungsschrift von 1935 ergänzt dies alles noch: «Ein neuer Weltkrieg würde den unaufhaltsamen Vorstoß des Kommunismus . . . bedeuten.»

Aber nicht nur der Generalstab dachte so. Am 18. April 1935 traf General István Shvoy, Oberbefehlshaber des Heeres, folgende Feststellung:

«Auch im Kreise des Offizierskorps wird die Meinung vertreten, daß wir keinen Krieg führen können, da wir nicht ausgerüstet sind. Dagegen sind unsere Feinde infolge ihrer modernen Bewaffnung und Ausrüstung zu allem in der Lage.»

Die Frage ist nun: Hatte sich die Lage der ungarischen Streitkräfte von 1935 bis zum 27. Juni 1941, dem Tag unseres Eintritts in den Krieg, so viel geändert, daß man diese Überlegungen einfach über Bord werfen konnte?

Verfügten wir denn 1941 über ein schlagkräftiges, modernes Heer?

«Die Entwicklung des Horthy-Heeres offenbarte sich vor allem in der Steigerung des Personalbestandes. Die Mannschaftsstärke des Militärs von 1938 . . . erhöhte sich bis 1941 fast auf das Dreifache. Die Gesamtbewaffnung des Heeres jedoch hat nicht im entsprechenden Verhältnis zum Personalzuwachs zugenommen. Die Horthysche Militärführung ist im Sommer 1941 mit einem völlig unmodern ausgerüsteten Heer in den Krieg eingetreten», lesen wir in der gründlichen fachlichen Analyse «Die Militärideologie des Horthy-Systems» von Agnes Godó und Béla Sztana. «Das Horthy-Heer verfügte nicht einmal über solche Waffen, die den mittelgroßen und schweren Granatwerfern des sowjetischen Heeres entsprachen.»

Laut Vorschrift hätte die Feuerkraft einer Brigade zu Kriegsbeginn, also im Juni 1941, aus folgenden Waffen bestehen müssen:

120 schwere Maschinengewehre
240 leichte Maschinengewehre und Maschinenpistolen
40 Granatwerfer
16—24 leichte Minenwerfer
20—40 Panzerabwehrgewehre
16—24 Panzerabwehrkanonen
28 Geschütze
4—6 leichte Flugzeugabwehrkanonen.

Demgegenüber verfügte im Juni 1941 eine Brigade lediglich über nachstehende Waffen:

31 schwere Maschinengewehre
108 leichte Maschinengewehre
18 Granatwerfer
4 Minenwerfer
4 Panzerabwehrkanonen
12 Geschütze.

Die Ausrüstung war also, gelinde ausgedrückt, mangelhaft. Aber vielleicht hatte sich die Lage bei der 2. Armee bis zum Sommer 1942 schon gebessert? Wir wollen einmal sehen: Die Feuerkraft einer leichten Division der 2. ungarischen Armee sah so aus:

92 schwere Maschinengewehre
265 leichte Maschinengewehre
410 Maschinenpistolen
36 Granatwerfer
40 leichte Minenwerfer
38 Panzerabwehrgewehre
46 Panzerabwehrkanonen
32 Geschütze
6 Flugzeugabwehrkanonen.

Diese Bewaffnung kam der Vorschrift von 1941 schon sehr nahe; ja, leichte Maschinengewehre, Maschinenpistolen, Minenwerfer, Panzerabwehrkanonen und Geschütze waren sogar mehr vorhanden als ursprünglich vorgeschrieben. Doch

der Schein trog; denn seit 1941 hatte sich die Kriegstechnik innerhalb von zwei Jahren so enorm weiterentwickelt, daß die Granat- und Minenwerfer nur noch begrenzte Bedeutung besaßen. Darüber hinaus konnten die ungarischen kleinkalibrigen Panzerabwehrkanonen die Panzerung der sowjetischen Kampfwagen überhaupt nicht durchschlagen. Auch die von der Heeresführung veranlaßte Erhöhung des Bestandes an Maschinenpistolen hielt dem Vergleich nicht stand; in der sowjetischen Armee hatte jeder vorn kämpfende Soldat eine Maschinenpistole.

Dazu noch einige Fakten: Die ungarische Artillerie war nicht motorisiert! Zwischen 1940 und 1945 wurden in Ungarn insgesamt 1010 Panzerkampfwagen hergestellt. Davon aber waren nur 230 mittelschwere Panzer, und diese waren weit schwächer als die sowjetischen T 34. Das heißt: die ungarische Honvéd-Armee verfügte in Wirklichkeit lediglich über 230 einigermaßen wirkungsvolle Panzer, von denen aber bis zum Sommer 1942 für die 2. Armee auch bloß etwa 100 zur Verfügung standen. Wie wir sehen werden, setzte dagegen die sowjetische Rote Armee, allein an einem einzigen Frontabschnitt, 200 Panzer zur Niederringung der ungarischen Stellungen ein.

Weiterhin noch soviel: Die ungarische Luftwaffe verfügte über insgesamt 307 Kampfflugzeuge, von denen jedoch nur 190 einsatzfähig waren.

Wir können also feststellen, daß sich die ungarische Armee 1942 in keinem günstigeren Zustand befand als 1933 oder 1935.

Deshalb war die Teilnahme am Feldzug gegen die Sowjetunion — auch unabhängig von politischen Überlegungen — im wahrsten Sinne des Wortes ein skrupelloses Abenteuer.

Weshalb also drängte der ungarische Generalstab auf den Eintritt Ungarns in den Krieg und forcierte ihn vielleicht sogar noch stärker als die Deutschen selbst? Was hatte sich seit 1935, seit der letzten, zur Vorsicht mahnenden Denkschrift geändert? Eine rhetorische Frage, weiß doch heute jeder die Antwort darauf: Die anfangs erfolgreich verlaufenden Ag-

gressionen des faschistischen Deutschlands verstärkten auch den Appetit der nach Eroberungen lechzenden ungarischen Heeresführung wie der Regierung, so daß beide die früher von ihnen anerkannten Gefahren ignorierten und das abenteuerliche Risiko eingingen.

Aber nicht nur die Bewaffnung und die Ausrüstung waren ungenügend. Weder das Offizierskorps noch die Mannschaft waren für die Verteidigungsaufgaben ausgebildet. Charakteristisch und interessant ist das von Generalstabsoberstleutnant Antal Farkas für die 2. Armee verfaßte Werk «Taktisches Handbuch für den Truppenoffizier». Darin behandelt er auf 57 Seiten den Angriff und auf nur 9 Seiten die Verteidigung, dabei die Verteidigung an Flußufern gar nur auf 3 Seiten.

Im Dezember 1942 nahm der Mangel an Bewaffnung, Munition, Bekleidung und Verpflegung schon katastrophale Ausmaße an. Es gab so wenige Gewehre, daß die Ersatztruppen unbewaffnet aus Ungarn an die Front geschickt wurden. «Gewehre her, Gewehre her, sonst werden diese vielen waffenlosen Männer die Flucht ergreifen! Das ist nun schon die vierte Marschkompanie, die mit nur 30 Gewehren eingetroffen ist. Wohin soll das führen? — Wir würden schon standhalten, wenn es mit Waffen besser bestellt wäre. Ich mußte sämtliche Gewehre meiner Einheit einsammeln lassen, um wenigstens die Soldaten in der vordersten Linie ausrüsten zu können . . . Möge Gott geben, daß wir diese Bewaffnungsmängel schleunigst überwinden können, bevor der Angriff der Russen anläuft; denn daß wir darauf nicht mehr lange zu warten brauchen, ist sicher», trug Oberstleutnant Béla Vécsey, Kommandeur des 35. Infanterieregiments, am 22. Dezember 1942 und am 9. Januar 1943 in sein dickes Pepitaheft ein.

«Unsere Treibstoffsituation ist jämmerlich. Sogar beim Nachschubtransport leben wir von einer Stunde zur anderen. Im Falle eines feindlichen Angriffs könnte daraus eine Katastrophe entstehen. Da wir über keinerlei Treibstoffreserven verfügen, kann selbst der notwendige Munitionsnachschub ins Stocken geraten», teilte Generalmajor vitéz (das Wort vitéz benennt die Mitgliedschaft in einer militaristischen Organi-

sation Horthy-Ungarns) Gyula Kovács, Chef des Armee-Generalstabes, am 24. Dezember 1942 dem deutschen General Sodenstern, Generalstabschef der deutschen Heeresgruppe B, mit. Der Generalmajor Kovács wiederum erhielt äußerst alarmierende Nachrichten, so am 21. Dezember 1942 vom Quartiermeister der Armee: «Bei der gegenwärtigen Verpflegung hat sich der Kräftezustand besonders der vorn kämpfenden Truppen enorm verschlechtert.» — «Die Ernährungslage beim 3. Bataillon des 18. Infanterieregiments der 12. Division», meldeten Bataillonskommandeur Major Elemér Dancs und der leitende Arzt des Regiments am 16. Dezember 1942, «ist derart schlecht, daß jederzeit mit dem Tod von 20—30 Mann infolge Entkräftung gerechnet werden kann.»

Unter solchen Umständen erwartete die 2. ungarische Armee den sowjetischen Angriff. Alle warteten darauf: der Wachposten auf der hohen Uferlinie über dem zugefrorenen Fluß ebenso wie der Befehlshaber der Armee. Von einer Überrumpelung konnte also keine Rede sein. Das bezeugen nicht nur die vorhin zitierten Eintragungen in dem Pepitaheft des Oberstleutnants Vécsey, sondern auch die sich überstürzenden Anordnungen des Generalstabs und seine beschwörenden Hilfsgesuche an die im Fronteinsatz befindliche deutsche Heeresgruppe B.

Im Hauptquartier bei Alexejewka herrscht fieberhaftes Treiben. In der Kanzlei, die im früheren Kolchosgebäude eingerichtet worden ist, beugen sich Dutzende Generalstabsoffiziere über die Karten; auf Geländewagen fahren Kuriere ab oder kommen an; Telefone klingeln, Budapest, Berlin, das Generalstabshauptquartier melden sich in schneller Folge. Generaloberst Jány fliegt mit seinem Flugzeug vom Typ «Fieseler Storch» von einer Division zur anderen, er inspiziert, trifft Anordnungen; auch beim Gefechtsstand des vorhin zitierten Oberstleutnants Vécsey taucht er auf. Es ist der 9. Januar, 11 Uhr: «Er war äußerst freundlich, lächelte immer, und, wie ich sah, war er mit allem sehr zufrieden und brachte es auch zum Ausdruck», trug der Oberstleutnant beglückt mit

dickem, weichem Bleistift ein. Man kommt beim Blättern in dem alten Tagebuch schnell wieder zu nüchterner Beurteilung, wenn man sich fragt, worüber der Herr Generaloberst wohl so zufrieden gelächelt haben mag, da wir doch gerade aus diesem Tagebuch des Regimentskommandeurs Vécsey wissen, daß es in jeder seiner Kompanien nur 30 Gewehre gab und «. . . wir fest in die Hände spucken müssen, um mit dieser Hosenband-Linie den Angriff aufhalten zu können». Ein wesentlicher Umstand, auf den wir noch zurückkommen werden: In der damaligen ungarischen Armee «schickte» es sich nicht, von Übeln und Mängeln zu sprechen, so daß — wie es scheint — nicht einmal der brave Vécsey, der in seinem Tagebuch doch wahrhaft aufrichtig alles schildert, es für angebracht hielt, den Herrn Armeebefehlshaber aufzuklären. Jány vermerkte daher später gereizt auf dem Bericht, in dem Vécsey die objektiven Ursachen der Niederlage aufzählte, eigenhändig mit rotem Bleistift: «Ich habe keine Klage gehört. Oberstleutnant Vécsey hatte gemeldet, daß seine Truppe zur Verteidigung bereit sei und den Angriff kaum erwarten könnte.»

Um die damalige Lage der 2. Armee ganz ermessen zu können, müssen wir untersuchen, welchen Teil der Honvéd-Truppen sie ausmachte und was der unmittelbare Grund für ihren Einsatz war.

Wir haben bereits gesehen, daß Ungarn militärisch unvorbereitet in den Krieg eintrat. Da der Generalstab dies wußte, war er bestrebt, sich nur mit einer minimalen Streitmacht am Feldzug gegen die Sowjetunion zu beteiligen. Bis zum Sommer 1942 geschah dies in drei Einsätzen: Im Sommer 1941 beteiligte sich eine armeekorpsstarke Einheit, die «Karpatengruppe», mit verhältnismäßig geringen Verlusten an den anfänglichen Operationen. Ab Sommer 1941 kämpfte ein vorwiegend motorisiertes, mit Panzerwagen ausgerüstetes Armeekorps in der Ukraine mit bedeutenden Verlusten an der Seite der vordringenden Verbündeten. Von 1941/1942 an versahen 6 Armeekorps der sogenannten «Östlichen Besatzungsgruppe» die Aufgabe der militärischen Kontrolle in den bereits besetzten Gebieten. Im Januar 1942 jedoch forderte die deutsche

Heeresführung den Einsatz größerer Kräfte. Generalleutnant Vatty, Horthys Flügeladjutant und einer seiner Vertrauten, ein Gegner der Bevormundung des ungarischen Generalstabs durch das deutsche Oberkommando, betonte 1945, nachdem er aus der Gestapogefangenschaft freigekommen war, übereinstimmend mit anderen Generalen, daß die oberste ungarische Heeresführung Hitlers Verlangen mit schlechtem Vorgefühl entsprochen hätte. Laut Generaloberst József Bajnóczy haben Generalfeldmarschall Keitel, der eigens zu diesem Zweck nach Budapest gekommen war, und die ungarischen Generale abwechselnd energisch mit den Fäusten auf den Tisch gepocht: «Die Verhandlungen verliefen sehr geräuschvoll, sogar Geschrei war zu hören, offenbar drohte Keitel den Ungarn für den Fall, daß sie keine weiteren Streitkräfte an die Front geben, Repressalien an», lesen wir in den Vorbereitungsakten für die Friedensverhandlungen. Gleichzeitig aber wollte die ungarische Regierung keineswegs aus dem Krieg herausbleiben, mußte sich «Ungarn doch am ‚Krieg für die Zukunft' beteiligen und sich möglichst solche Verbündete suchen, die ihn mit Sicherheit auch gewinnen werden». Und wer sollte den Krieg gewinnen, wenn nicht Deutschland, das Frankreich in 44 Tagen, Griechenland in 27, Norwegen in 24, Belgien in 6 Tagen vernichtend geschlagen hatte? Die ungarische Staatsführung opferte daher skrupellos jene Kontingente, die Hitler angefordert hatte. Miklós Horthy hat sich in zynischer Weise selbst dazu geäußert: «Wir haben uns nun doch entschlossen, unter Führung General Jánys eine 150 000 Mann starke zweite Armee aufzustellen», und, einen damals gängigen Witz zitierend, verrät er dem Leser seiner Memoiren, daß er die Angelegenheit schon zu jener Zeit als erledigt betrachtet und die 2. ungarische Armee bereits im Augenblick ihrer Aufstellung auf die Verlustliste gesetzt habe. «Die Leute fragten einander: Was hat uns Keitel gebracht? Und die Antwort lautete: Einen Film! Darunter verstanden damals alle den laufenden Film ‚Tödlicher Frühling'.»

Im übrigen wird Horthy wohl auch einen Blick auf die Landkarte geworfen haben, genau wie wir zu Anfang dieses Kapi-

tels; in seinen «Erinnerungen» nämlich gibt er einen an Hitler gerichteten Brief wieder, in dem es unter anderem heißt: «Der zweiten Armee mangelt es an entsprechender Ausrüstung. Sie kämpft auf einem Gebiet, das von unseren historischen Grenzen und unserer Geisteswelt gleichermaßen weit entfernt liegt. Der Ungar fühlt sich mit den Grenzen seiner Heimat innerlich aufs engste verbunden. Sie bedeuten ihm zugleich auch die Grenzen seiner politischen Bestrebungen und militärischen Kraftanstrengungen. Alle seine Kräfte vermag er aufzubieten, wenn er auf dem Boden seiner Heimat oder in deren unmittelbarer Umgebung im Kampf eingesetzt wird.» Das sind die ganz im Widerspruch zur eigenen Handlungsweise stehenden Worte des ehemaligen Reichsverwesers von Ungarn.

Der Personalstand der 2. ungarischen Armee wurde also im Frühling 1942 auf Kriegsstärke gebracht.

Die teilweise Mobilmachung erfolgte im März und April 1942, sie erstreckte sich über das ganze Land und hatte die bislang umfangreichste Einberufung zur Folge. «Das Prinzip der Mobilmachung war, die Bevölkerung in allen Landesteilen proportional zu belasten.» Es fragt sich nur, welche Klassen der Gesellschaft, welche Schichten des Volkes von dieser «proportionalen Belastung» am meisten betroffen wurden und wen man 1942 an die russische Front schickte, um dort zu sterben.

Aus der Vielzahl der vorliegenden Berichte wollen wir einige Aussagen auswählen.

Generaloberst vitéz Gyula Kovács, Generalstabschef der Armee:

«Ein Großteil der Einberufenen rekrutierte sich aus Besitzlosen, Bauern, Arbeitern; also dem kleinen Mann . . . Die Auswirkungen dürfen nicht unterschätzt werden, wenn wir nicht mit dem Feuer spielen wollen.»

Generalmajor vitéz László Solymossy, Kommandeur der 12. Division:

«Bei den Einberufenen waren die begüterten Bauern im Verhältnis zu anderen Schichten weit unter dem Durchschnitt vertreten, sie hatten für sich zumeist die Zurückstellung vom

Wehrdienst erwirkt. Die Masse der Mannschaft bestand aus Bauernknechten und Gutsarbeitern.»

Oberst vitéz Ferenc Lóskay, vom 14. Dezember 1942 bis zum 14. Januar 1943 Stellvertretender Kommandeur der 19. Division:

«Unsere führende Gesellschaftsschicht (Aristokratie, Gutsbesitzer, Beamte, Abgeordnete usw.) fanden wir nicht auf dem Schlachtfeld . . . Da waren hauptsächlich die Ärmsten unserer Bauernbevölkerung, die das Ziel des Krieges nicht begreifen konnten oder wollten.»

Oberstleutnant Béla Vécsey, Kommandeur des 35. Infanterieregiments:

«Neunzig Prozent der Mannschaft sind bettelarme Leute, denen es schwer zu erklären ist, warum sie zweitausend Kilometer jenseits der Landesgrenzen kämpfen müssen.»

Tibor Zetelaky, Hauptmann im Generalstab:

«Nur die armen Bauern waren draußen, die wohlhabenderen hatten Freistellung erlangt . . . Bei den Mannschaften kam allmählich der Gedanke auf, daß diese Armee am Don von der Heimat schon abgeschrieben war.»

Das ist also des Rätsels Lösung. Man hatte im ganzen Lande «die Ärmsten unserer Bauernbevölkerung» eingesammelt — die «das Ziel des Krieges nicht begreifen konnten oder wollten» —, um sie zu Soldaten einer so mangelhaft ausgerüsteten Armee zu machen, die — vorausberechenbar — schwerste Verluste erleiden würde. Wenn nun einmal Verluste einzukalkulieren waren, dann sollten eben die Feinde der herrschenden Klasse zugrunde gehen. Aus dem Bericht Oberst Lóskays, der durchaus nicht zur Rührseligkeit neigte, entnehmen wir: «Der Kommandeur eines Regiments wußte nicht einmal, daß man seine am Vortag gefallenen 12 bis 25 Soldaten auf dem in der Nähe gelegenen Heldenfriedhof bereits begraben hatte! Sie waren in Anwesenheit einiger freiwillig erschienener Männer einfach verscharrt worden.»

Auffallend ist auch das hohe Durchschnittsalter der zur Don-Armee eingezogenen Männer. Sämtliche Kommandeure führten übereinstimmend in ihrem Report diesen Fakt an. Es ge-

nügt, wenn wir als Beweis den Bataillonskommandeur Oberstleutnant József Hunyadvári zitieren: «. . . das Alter der Mehrheit der am Donufer kämpfenden Soldaten liegt zwischen dreißig und fünfzig Jahren.» Was mag wohl die Ursache dafür gewesen sein?

Es fällt schwer, eine sachliche Antwort darauf zu geben. Allzu offensichtlich ist, daß diese Armee von vornherein zum Tode verurteilt war. Da ihr derart viele ältere und arme Leute angehörten, ist man geneigt, die Schlußfolgerung zu ziehen, daß die Zusammenstellung, ja das ganze System der Einberufung bewußt bösartig gewesen sei. Doch dafür gibt es keine direkten Beweise. Es handelte sich ja um eine große Kriegsmaschinerie, die auch vom Horthy-Regime für wertvoll gehaltene Menschen erfaßte, so daß wir keineswegs behaupten dürfen, die 2. ungarische Armee sei ausschließlich aus «verdächtigen» Elementen zusammengestellt gewesen. Zweifellos haben viele die Härten der Einberufung und des Kriegseinsatzes für ihre Heimat gern auf sich genommen, ohne tiefgründiger darüber nachzudenken, was man tatsächlich von ihnen forderte. Auffallend ist, daß in der 2. Armee Angehörige der nationalen Minderheiten zahlreich vertreten waren: Rumänen, Ruthenen, Slowaken. Die Horthy-Regierung hielt diese Menschen für unzuverlässig. Man fragt sich daher, warum wurden gerade sie dann an die Front geschickt?

Die meisten Soldaten waren verheiratet. Doch die politische Führung bekümmerte sich überhaupt nicht um ihre Familien; diese Angehörigen waren auf öffentliche Spenden, auf Brosamen aus notlindernden Aktionen angewiesen. Dabei hätte man doch die Frauen und Kinder der Helden, die das Vaterland verteidigen sollten, ehren müssen. Oberstleutnant János Józan, Offizier der 1. Panzerdivision, bekundete: «Der Militärdienst eines verheirateten Mannes bedeutet Elend für die besitzlose Familie.»

Die meisten Soldaten der 2. Armee wußten oder ahnten es, warum gerade sie an die Front geschickt wurden. Ein Offizier des III. Armeekorps stellte fest: «Wie ein Schlag ins Gesicht, so schmerzhaft traf sie jener Armeebefehl, der ihnen

bekanntgab, daß hier niemand auf Ablösung und Urlaub rechnen solle. Die Soldaten der 2. Armee hatten danach die Gewißheit, daß sie auf verlorenem Posten standen.»

Im Kriegstagebuch von Lajos Kónya lesen wir:

«Du kannst unsere ganze Armee befragen. Überrasche die Soldaten in den Unterständen, in den Stuben, überall, wo sie unter sich sind. Immer wieder stellen sie sich die Frage: Was haben wir hier zu suchen? Wir können es einfach nicht begreifen, daß dies unsere Sache ist, auf uns wirkt keinerlei Propaganda mehr, wir haben das Gefühl, daß man uns übel hinters Licht geführt hat . . .»

Selbst der Verteidigungsminister Vilmos Nagy meinte: «Die an der Front Qualen erleidenden Soldaten sprachen über die Armee als von einer Truppeneinheit, die für die Daheimgebliebenen schon nicht mehr existierte. Die Männer unserer 2. Armee hatten das Gefühl, daß man sie zum Tode verurteilt habe.»

Wenn der damalige Verteidigungsminister — der hierfür kompetenteste Mann — so spricht, dürfen wir vielleicht doch die Vermutung wagen, daß absichtlich so viele solcher «Elemente» zur 2. ungarischen Armee einberufen worden waren, die man für politisch unzuverlässig und unzufrieden hielt; es sollten an der Sowjetfront vor allem diejenigen zugrunde gehen, die zu Hause am ehesten gewillt waren, eine Revolution zu entfesseln. Unter dem Deckmantel der «proportionalen Belastung» hatte man ganz systematisch die ärmsten, unzufriedensten, abhängigsten, am stärksten ausgebeuteten Menschen, die politisch Verdächtigen, also die «für den Schutz der Nation wertlosen Elemente», ausgewählt. Es war daher auch allgemein üblich, «renitenten» Personen zu drohen: «Halten Sie die Klappe, sonst können Sie sich sehr leicht an der Front wiederfinden!»

Die 2. ungarische Armee war in diesem «tödlichen Frühling» — um Horthy zu zitieren — zum Tode verurteilt worden. Man hatte sie auch deshalb geopfert, weil viele dieser Soldaten nicht gegen das sowjetische Volk kämpfen wollten. Wie hatte doch Generalmajor Kovács gesagt? «. . . die Auswirkun-

gen dessen dürfen nicht unterschätzt werden, wenn wir nicht mit dem Feuer spielen wollen.» Sehr aufschlußreich ist in diesem Zusammenhang eine Analyse, die Generalmajor Kovács nach den ersten großen Schlachten, noch im Schwung des siegreichen Vormarsches, am 17. August 1942 zu Papier gebracht hat: «Die an der Front kämpfende Armee und wahrscheinlich auch das Mutterland erkennen das Ziel und den Sinn des Krieges sowie die Notwendigkeit unserer Teilnahme daran nicht klar. Ein zweiter großer Fehler ist, daß wir weder den Bolschewismus hassen noch mit ihm unsere Feinde, die Russen. Ohne Haß aber kann man keine Tollkühnheit, Zähigkeit und Grausamkeit fordern, die in einem modernen Krieg . . . eine unentbehrliche Voraussetzung sind.»

Wie sah nun das Offizierskorps aus, dem man diese Armee anvertraut hatte? Es wurde geschont: Die Kommandeure wechselte man so oft aus, daß es heute schwerfällt, aus den Dokumenten festzustellen, wer wann Kommandeur gewesen ist. Diese Offiziere waren bestrebt, den für ihre Beförderung notwendigen Fronteinsatz so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Sie kannten die ihnen unterstellten Soldaten nicht, kümmerten sich nicht um deren Belange. Sie wagten nicht einmal, den ihnen übertragenen Einsatzbereich zu kontrollieren. Oberstleutnant Vécsey schrieb nach einer Inspektion:

«Der Kompaniechef — ein Oberleutnant, Berufsoffizier — lud uns in seinen Bunker ein; seiner Aussage nach war ich der erste Stabsoffizier, der seinen Fuß in die Stellung gesetzt hatte. Das ist schon der zweite Fall, daß man mir das sagte . . . Der Bataillonskommandeur hatte es in drei Monaten nicht fertiggebracht, auch nur ein einziges Mal zu seinen Kompanien hinauszugehen; denn als ich ihn mit mir nach vorn nahm, wußte er nicht einmal den Weg dorthin.»

Wer waren diese Bataillonskommandeure überhaupt? Solche Stabsoffiziere, die Ende der dreißiger Jahre einen Stabslehrgang absolviert hatten, die den ersten Weltkrieg also nur vom Hörensagen kannten und die, im stark reduzierten Friedensheer der zwanziger Jahre aufgewachsen, die Ausbildung hauptsächlich nach formalen, äußeren Gesichtspunkten wer-

teten. Hören wir uns dazu die bittere Feststellung des Oberbefehlshabers der ungarischen Wehrmacht, Generalleutnant István Shvoy, aus dem Jahre 1937 an: «Die vor Beginn des Stabslehrgangs durchgeführte Orientierungsprüfung bot ein trauriges Bild von der militärischen Qualifikation unserer Offiziere. Von 124 Prüflingen zeigte eine beträchtliche Zahl Hauptleute ein Wissen, das nicht einmal den Anforderungen der Unteroffiziersschulen entsprach. Es müssen doch im System unserer gesamten Offiziersweiterbildung schwerwiegende Fehler bestehen, wenn nach einer vorhergehenden langen Ausbildungszeit an Militärinstituten und einem nahezu zwanzigjährigen Truppendienst ein großer Teil unserer Offiziere sich oft nicht einmal über die Grundausbildung im klaren ist.»

Seit 1937 hatte sich die Lage nicht wesentlich verbessert. Der zur 19. Division der 2. Armee eingeteilte Oberst Lóskay läßt sich dazu wie folgt aus:

«Von den im Offiziersdienstgrad stehenden Berufskommandeuren waren diese hier vielleicht die schlechtesten. Voriges Jahr [also 1942] sind sie bei mir in Várpalota gewesen, und wenn ich sie mir so anschaute, habe ich mehr als einmal den Herrn Generalmajor gefragt: ‚Die wollen tausend Mann zum Siege führen . . .?'»

Diese niederschmetternde Meinung verallgemeinerte Generaloberst Szombathelyi im Jahre 1943 auf das ganze Kommandeurskorps:

«Die meisten Kommandeure waren Büromenschen . . . Sie besaßen kaum Führungsroutine, etwaige Kriegserfahrungen hatten sie vergessen, und so verfügten sie auch über kein Selbstvertrauen . . . Die Kommandeure vertrauten weder auf sich selbst noch auf ihre Soldaten, weil sie diese ja gar nicht kennen konnten.»

Weshalb hatten denn die Kommandeure keine Führungsroutine? Wir zitieren aus der Studie von Agnes Godó und Béla Sztana:

«Die angenommene Kriegslage bei den jährlich durchgeführten Manövern kam einer wirklichen Gefechtssituation nicht einmal nahe. Es gab Einheiten, in denen danach gestrebt

wurde, bei der einjährigen Ausbildung die für das Manöver gebrauchten Fähigkeiten lediglich mechanisch einzudrillen . . . Im Verlauf der taktischen Ausbildung ließ man die Soldaten im allgemeinen nur die Vorbereitung des Kampfes und den Sturmangriff üben. Der Tiefenkampf wurde vernachlässigt . . . Die Organisierung des Zusammenwirkens der einzelnen Waffengattungen überging man ebenfalls . . . Die Kommandeure kannten nämlich die Möglichkeiten und Aufgaben anderer Waffengattungen gar nicht . . . Dem Bekanntmachen mit den in der Armee vorhandenen Waffen und dem Eindrillen der verschiedenen Griffe widmete man schrecklich viel Zeit. Sogar aus dem Schlaf aufgeschreckt, wußten die Soldaten fehlerlos, aus wie vielen Teilen ihr Gewehr besteht und in welcher Reihenfolge man es auseinandernehmen beziehungsweise zusammensetzen muß. Mit der Wirkungsweise des Gewehres aber waren sie nicht mehr so im klaren, denn . . . infolge des chronischen Munitionsmangels hatten sie nur selten Gelegenheit, mit ihren Gewehren auch zu schießen . . . Es gab Soldaten, die erst auf dem Schlachtfeld zum erstenmal einen Panzerwagen sahen. Das Erscheinen des Maschinenungeheuers löste bei ihnen eine solche psychologische Wirkung aus, daß sie völlig erlahmten und weder die Panzer zu vernichten noch sich selber zu retten imstande waren.»

Die erste größere taktische Übung erfolgte 1938/39. Doch Anwesenheit und Funktion mancher Waffen und Kampfmittel wurden bei diesen Übungen nur imitiert.

Und obendrein scheuten diese Offiziere jegliche Selbstkritik. Nach Beendigung des tragisch verlaufenen Feldzuges ließ das Oberkommando von jedem heimgekehrten Offizier einen Bericht schreiben, in dem er seine Meinung über die Ursache der Niederlage darlegen sollte. Selbstkritische Äußerungen kamen lediglich in einem der Hunderte von Berichten vor. Nur ein einziger ungarischer Offizier gestand, der Situation nicht immer gewachsen gewesen zu sein. Der durch kühne Unternehmungen bekannt gewordene Oberleutnant Albert Faluvégi schrieb nämlich:

«In dieser Situation ist meine Truppenführung — soweit ich

das beurteilen kann — nicht so gewesen, wie sie hätte sein sollen.»

Oberleutnant Faluvégi leitete eine Kompanie. Mit der Mannschaft beschäftigten sich ja vorwiegend nur die Kompanie- und Zugführer, diese waren jedoch in den seltensten Fällen Berufssoldaten. Die unmittelbare Führung lag also in den Händen fachlich unausgebildeter Reserveoffiziere oder von Offizieren auf Zeit.

Wer waren diese Reserveoffiziere? Man braucht nicht lange im Beförderungsteil des «Honvédségi Közlöny» (Mitteilungsblatt der Honvéd-Armee) zu blättern, um folgende Auskunft zu erhalten: Die meisten waren Volksschullehrer, Mittelschullehrer, zu einem kleineren Teil Beamte, die alle berufsmäßig mit Menschen zu tun gehabt hatten, so Wirtschaftsverwalter oder Postangestellte. Ein Teil dieser Reserveoffiziere war nach dem gleichen Einberufungsprinzip wie die Mannschaft an die Front gelangt, manche erkannten erst dort die wahren Ziele dieser Politik. Diese Fähnriche und Leutnante der Reserve lebten im allgemeinen mit ihrer Mannschaft zusammen, sie fühlten sich für ihre Leute verantwortlich. Der bereits mehrfach zitierte Oberst Lóskay äußerte sich zwar niederschmetternd über diese Offizierskader, doch wollen wir einmal prüfen, warum: «Die Masse der Reserveoffiziere war mit der Mannschaft eines Sinnes . . . Sie führten . . . die Soldaten aus dem Kampfgebiet zurück.» Wahrhaftig: Diese unteren Offiziersdienstgrade waren mit der Mannschaft solidarisch, und die Schlußfolgerungen aus ihrem Verhalten sind nicht unbedeutend. Viele dieser Reserveoffiziere der Don-Armee amtieren heute als Offiziere und Generale der ungarischen Volksarmee. Um der Wahrheit willen müssen wir jedoch auch festhalten, daß zwischen den Reserveoffizieren und den Offizieren auf Zeit, den aktiven Offizieren, ein wesentlicher Unterschied bestand. Unter den Offizieren auf Zeit gab es zahlreiche Anhänger des Nationalsozialismus, die sich zumeist freiwillig zu den Kommandos der Arbeitsdiensteinheiten meldeten. Das ist der Typ, der es in den Friedensjahren zu nichts bringen konnte und nun die günstige Gelegenheit erblickte, sich eine

feste Stelle mit sicherem Monatsgehalt zu verschaffen, eine «Existenz zu gründen», vom Kleinbürgertum in den gehobenen Mittelstand aufzusteigen. Da brauchten diese bisher Erfolglosen nicht selbst zu entscheiden, der Staat und ihre übergeordneten Kommandeure nahmen ihnen das selbständige Denken und die Verantwortung ab. Solche Offiziere waren in diesen Zeiten der Konjunktur gern bereit, weiter zu dienen, doch fehlte ihnen das Gefühl der Berufung zum Soldaten ebenso wie das Verantwortungsbewußtsein gegenüber den ihnen anvertrauten Menschen. Bei unerwarteten Situationen versagten sie, hatten keine Ahnung, was zu tun war. In seinem 1943 erschienenen Frontbericht «Von wo die Seele entwichen ist» zeichnet Károly Kiss ungewollt ein entlarvendes Porträt dieses Offizierstyps, obwohl der Autor im Unterschied zu vielen seiner Gesinnungsgenossen aufrichtig an seine Ideale glaubte und ernsthaft der Meinung war, seiner Heimat am besten dienen zu können, wenn er sich als Gendarmerieoffizier freiwillig an die Front melde. Dabei war er 1942 schon sechsundvierzig Jahre alt und hatte bereits am ersten Weltkrieg teilgenommen, wobei er in Gefangenschaft geraten war. Aus dem Buch dieses Gendarmerieoberleutnants der Reserve entnehmen wir: Der Autor war fest davon überzeugt, daß die Juden an allem Übel auf der Welt schuld seien, an der Forderung nach Gleichberechtigung der Frau ebenso wie am Sieg und Aufschwung der russischen Arbeiterklasse und am Ausbruch des Krieges. Dabei übersah er völlig, wie erniedrigend es war, daß das ungarische Gendarmeriebataillon untergeordnete Hilfsdienste zu verrichten hatte, wenn es gerade einmal nicht mit dem Aufspüren von Partisanen beschäftigt war.

Bei einer solchen fragwürdigen Zusammensetzung des Offizierskorps erhöhte sich die Bedeutung der Unteroffiziere. Von ihnen ist in den Dokumenten, die uns zur Verfügung stehen, sehr wenig die Rede. Kurz gesagt: Beim Durchsehen von Tausenden und aber Tausenden von Frontberichten bin ich auf keinen einzigen Fall gestoßen, bei dem ein Kommandeur in einer Meldung den Namen eines Unteroffiziers erwähnt hätte. Aus dem Abstand von fünfundzwanzig Jahren

gesehen, erscheinen die Unteroffiziere und Feldwebel als namenlose, graue Masse. Dabei war das Berufs-Unteroffizierskorps der 2. ungarischen Armee in fachlicher Hinsicht ausgezeichnet. Diese Männer waren Tag und Nacht mit der Mannschaft zusammen, sie litten auch gemeinsam mit den Soldaten. Ihnen fiel die Aufgabe der unmittelbaren Führung zu, und sie mußten sehr oft Aufgaben übernehmen, die den Kompaniechefs zukamen. Wir sind uns dessen gewiß: Wenn ihnen ihre Offiziere hätten Schlechtes nachreden, die Verantwortung für das eigene Versagen auf sie hätten abwälzen können, dann würden sie das ohne Bedenken getan haben. Ihr Schweigen bedeutet diesmal ungewollte Anerkennung.

Für den Großteil der Offiziere war der Frontdienst nur die nachzuholende Ausbildung im Scharfschießen, eine Gelegenheit zwar, bei der man auch sterben konnte, doch das war schließlich das Risiko jedes Soldaten. Die häufige Ablösung der Offiziere vom Fronteinsatz verringerte außerdem das Risiko.

Nicht so bei der Mannschaft. Hier gab es keine Auswechselung.

Warum nicht?

Da müssen wir die Feststellung wiederholen: weil man diese Menschen zum Tode verurteilt hatte.

Der Generalstab in Budapest wußte schon im Herbst 1942, daß die Rote Armee stärker war, als man angenommen hatte. Generalmajor Dr. László Deseö hielt am 20. November 1942 im Offizierskasino einen Vortrag, mit dem er seine Zuhörer verblüffte:

«Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben ... Die Russen waren schon immer gute Soldaten. Sie sind tapfer und außerordentlich anspruchslos ... Wir haben aber nicht erwartet, daß sie eine derart hohe Kampfmoral aufbringen würden ... Sie sind der Ansicht, daß das Hitler-Regime ebenso reaktionär ist, wie es das des Zaren war... Und ihr Abwehrdienst übertrifft alles ...»

Wer ist dieser Generalmajor Deseö?

Er war seit 1932 Referent für «russische Angelegenheiten» beim Generalstab, zwischen 1935 und 1940 Militärattaché

Ungarns in Moskau. Im Januar 1943 war er Artilleriekommandeur des III. Korps bei der Don-Armee.

Hielt der Generalmajor Deseö seinen Vortrag nur aus eigenem Antrieb?

Offensichtlich nicht. Diesen Vortrag hatte der Generalstabschef Generaloberst Ferenc Szombathelyi persönlich gefordert. Er war nämlich derselben Ansicht wie Deseö. Bereits im Herbst 1942 ahnte die ungarische Heeresführung, daß sich die 2. Armee in einer hoffnungslosen Lage befand. Und gerade deshalb lastete eine erdrückende Verantwortung auf dieser Heeresführung, weil sie für die 2. Armee keinen Finger rührte. Generaloberst Szombathelyi hatte schon am 5. Oktober 1942 vor der ungarischen Generalität mit sachlich-kühlen, exakten Worten dargelegt, daß die Deutschen den Krieg verloren hätten: «Die weiteren Kriegsoperationen können voraussichtlich nur Hinhaltung und Zeitgewinn zum Ziele haben, das Hinausziehen des Krieges so lange, bis Deutschland einen annehmbaren Frieden erreicht.»

Was war demnach die Aufgabe der ungarischen Armee?

«Wir müssen die Konsequenzen aus unserem Irrtum ziehen; denn der Grad der derzeitigen geistigen, materiellen und militärischen Bereitschaft des Landes steht mit der Durchführung der auf uns wartenden Aufgaben bei weitem in keinem Verhältnis.»

Zwei Monate später, am 14. Dezember 1942, legte Szombathelyi diese Erkenntnis von neuem dar und mahnte auch die politische Führung zur Vorsicht: «Kleinen Nationen und schwächeren Militärmächten ist Hast zum Ergreifen der Initiative im allgemeinen nicht zu empfehlen. Es kann zwar sein, daß sie Anfangserfolge erzielen und in das feindliche Land eindringen, da sie sich aber von ihrer Basis entfernen, werden sie schwach und haben dann für den entscheidenden Kampf, den Enderfolg — von dem letztlich alles abhängt — nicht mehr genügend Kraft . . . Ein hundertprozentiger deutscher Sieg bedeutet auch eine hundertprozentige deutsche Lösung. Wo aber bleibt die ungarische Lösung dann, wenn wir alle unsere Kräfte im voraus zur Erringung dieses hundert-

prozentigen deutschen Sieges einsetzen und aufopfern? Alles in allem glaube ich, daß wir warten müssen. Also keine Übereilung! Wir sollten nicht deutscher sein wollen als die Deutschen . . . Wir Ungarn dürfen uns nicht auf den gleichen Standpunkt stellen wie die Deutschen. Der Krieg wird lange dauern, darauf und nicht auf den Blitzkrieg müssen wir uns einrichten. Die Großmachtpolitik und -strategie sollte man den Großmächten überlassen. Wir müssen in unseren Möglichkeiten bleiben und an der Wand entlang gehen.»

Wie sagte doch Szombathelyi? «Wir müssen die Konsequenzen aus unserem Irrtum ziehen . . .»

Nichts wäre da natürlicher gewesen, als mit der Rücknahme der aktiv am Krieg beteiligten 2. Armee zu beginnen. Das wäre freilich nicht leicht gegangen. Doch wenn man auch nicht eine Armee von einem Tag zum anderen von der Front abziehen und nach Hause bringen kann, so gibt es doch gewisse Möglichkeiten. Einen solchen Ausweg hätte die elastische Verteidigung geboten, das heißt, hinhaltende Gefechte zu führen und sich dann vom Feind abzusetzen, was im übrigen die ungarische Felddienstordnung — im Gegensatz zur deutschen — in bestimmten Fällen sogar vorschrieb.

Es war verantwortungslos und ein unentschuldbares Versäumnis von Generaloberst Szombathelyi, daß er, in völliger Kenntnis der Lage, den Armeebefehlshaber Jány nicht angewiesen hat, den Prinzipien der ungarischen Felddienstordnung entsprechend zur hinhaltenden Verteidigung überzugeben, sondern im Gegenteil Hitlers Befehl bezüglich der starren Verteidigung ohne Diskussion weiterleitete.

«Zu Weihnachten 1942 wandte sich Hitler mit einem persönlichen Schreiben an den Herrn Reichsverweser, bei der ungarischen Armee die starre Verteidigung auch ungarischerseits anzuordnen, was dann notwendigerweise geschah», lesen wir in Generaloberst Szombathelyis Bekenntnis, das er zwischen seinen Akten zur Vorbereitung der Friedensverhandlungen aufbewahrte. Wahrhaftig, das ist dann auch «notwendigerweise» geschehen: Am 27. Dezember 1942 erging der Befehl des Generalstabschefs an die 2. Armee: «Unser oberster

Kriegsherr ordnet an, im Falle eines feindlichen Angriffs die eigenen Stellungen und Stützpunkte unbedingt zu halten. Zurückgehen darf niemand. Es gibt kein Zurück, nur ein Vorwärts!»

Die 2. ungarische Armee wurde also bewußt geopfert, und zwar von jenen Politikern und jenen Generalen, die die Zusammensetzung dieser Armee einst bestimmt und bereits im Herbst 1942 erkannt hatten, daß von einem «Blitzkrieg» keine Rede mehr sein konnte. Am 12. Januar 1943 standen 250 000 ungarische Soldaten am Ufer des Don. Die Temperatur war plötzlich stark gesunken. Das Thermometer zeigte minus 35 Grad. Die Akkumulatoren waren eingefroren, die Hände der Wachposten froren an den Gewehren an.

Blendendes Weiß überall, Stille.

Der stille Don

«Im Zusammenhang mit den südlich von uns verlaufenden Kampfhandlungen ist die militärische Lage bei der ungarischen Armee besonders wichtig geworden ... Die für die Russen geeignetste und daher unentbehrlichste Bahnlinie führt mitten durch die ungarische Armee.» — Generalmajor Gyula Kovács, Generalstabschef der 2. Armee, 1. Januar 1943

«Der Plan der sowjetischen Heeresführung sah vor, durch Angriffsoperationen an der Front bei Woronesh die 2. ungarische Armee zu vernichten ... und die wichtigen Eisenbahnlinien ... von der feindlichen Besetzung zu befreien.» — I. W. Parotykin — W. P. Morozow: «Der zweite Weltkrieg», Band II, 1963

Die Frontlinie der 2. Armee am Don erstreckte sich über 200 Kilometer. Befehlshaber der Armee war Generaloberst Geheimrat vitéz Gusztáv Jány, wohl der fähigste ungarische General. Bereits im ersten Weltkrieg Generalstabsoffizier, hatte er anschließend führende Funktionen inne, so war er längere Zeit Kommandant der Ludovika-Akademie (Militärakademie), dann Kommandeur des III. Armeekorps in Szombathely und 1938 Leiter der Militärkanzlei des Reichsverwesers. Beim Einmarsch in Transsilvanien stand er schon an der Spitze der 2. ungarischen Armee; unter seinem Oberbefehl erfolgte die Besetzung von Nordsiebenbürgen. (Insgesamt gab es drei ungarische Armeen. Gemeinsam kamen ihre 27 Divisionen nur bei einer einzigen Gelegenheit zum Einsatz, und zwar im Sommer 1944, die 1. Armee in den Karpaten, die 2. und 3. in Siebenbürgen.) Jánys Stellvertreter Generalmajor vitéz

Gyula Kovács — ein strebsamer und begabter Soldat, der sich in unerwarteten Situationen schnell zurechtzufinden verstand — zeichnete als Generalstabschef der Armee verantwortlich für die theoretische Ausarbeitung der Kampfoperationen. In den zwanziger Jahren Schüler des Generals Henrik Werth — eines maßgeblichen Autors der ungarischen militärtheoretischen Fachliteratur zwischen den beiden Weltkriegen —, war auch er ständig in höheren Generalstabsfunktionen tätig gewesen. Später, während der Besetzung Ungarns durch die Deutschen im Jahre 1944, entpuppte er sich als gefährlicher Opportunist und diente den Nazis als Kommandeur der Kriegsakademie.

Um diese beiden scharten sich zwei Dutzend Generalstabsoffiziere: die Leiter der Nachrichtenabteilung, der Verpflegung, des Transportwesens, der Krankenversorgung und so weiter. Von diesen Offizieren erlangte später der Oberst im Generalstab Elemér Kozár eine unrühmliche Bedeutung. Dieser gierige, skrupellose Karrierist war im Herbst 1944 Generalstabschef der neuformierten 2. Armee, in Siebenbürgen denunzierte er seinen Kommandeur, Generaloberst vitéz Lajos Veress, bei den Faschisten.

Zur Zeit der Handlung befand sich das Stabsquartier des Armeekommandos in dem Dorf Alexejewka am Ufer des Flüßchens Tichaja Sosna, 30 Kilometer vom rechten Donufer entfernt. «Das Quartier war einfach und nüchtern», erinnert sich der damalige Verteidigungsminister, Generaloberst vitéz Vilmos Nagy, «es war spartanisch eingerichtet. Der Speiseraum befand sich in dem zurechtgemachten Schuppen einer Fabrik. Die Verpflegung der Offiziere unterschied sich nicht von der der Mannschaft.»

Von diesem überfüllten Stabsquartier aus, in dem sich Generalstabsoffiziere geschäftig über Landkarten beugten und telefonierten und das mehr einem Büro als einem militärischen Führungszentrum glich, wurden die Operationen von drei Armeekorps (neun Divisionen) geleitet. Mit der Armee waren auch die 2. Fliegerbrigade sowie die 1. Panzerdivision ins Feld gezogen. Die unsicheren Unterordnungsverhältnisse

dieser Division — im Januar wurde sie einem deutschen Armeekorps unterstellt — spielten bei der katastrophalen Niederlage der 2. ungarischen Armee eine wesentliche Rolle.

Wir wollen erneut die Karte zu Rate ziehen und Woronesh am Don suchen. Diese Stadt hielt die 323. Division des VII. deutschen Armeekorps besetzt. Bis etwa zwanzig Kilometer südlich von Woronesh reichte der nördlichste Flügel der ungarischen Front. Diesen Abschnitt verteidigte das III. Armeekorps aus Szombathely. Der Kommandant war Generalmajor Graf Marcel Stomm; sein Gefechtsstand befand sich im Dorf Smidestjatnoje, das von Woronesh 45, vom Ufer des Don 25 Kilometer entfernt liegt. Der Abstand vom Stabsquartier des Armeekommandanten in Alexejewka betrug 75 Kilometer; das entspricht ungefähr der Strecke zwischen Budapest und Almásfüzitö im Komitat Komárom, aber bei wesentlich ungünstigeren Straßenverhältnissen. Dieses Armeekorps war als erstes an die Front gekommen, im April/Mai 1942, und hatte am 10. Juni bereits mit bedeutendem Verlust (ungefähr 20 Prozent) den Don erreicht. Zum III. Armeekorps gehörten — vom Norden in südlicher Richtung verlaufend — die 9., 6. und 20. leichte Division.

Den mittleren Abschnitt hielt das IV. Armeekorps aus Pécs besetzt. Sein Kommandeur war Generalleutnant vitéz József Heszlényi, dessen Gefechtsstand sich im Dorf Subnoje befand, 30 Kilometer sowohl vom Don als auch von Alexejewka entfernt. Dieses Korps war im Juni/Juli 1942 an die Front gelangt, zu einer Zeit, als das III. Armeekorps die ersten Gefechte schon hinter sich hatte. Blutige Verluste hatte es am 28. August und 9. September 1942 erlitten, als es zwei sowjetische Brückenköpfe einnehmen sollte. Den beim Dorf Uryw konnte es jedoch nicht erobern, und das sollte im Januar 1943 schlimme Folgen haben. Die sowjetischen Truppen hatten am diesseitigen Ufer des Don Fuß gefaßt und einen Brückenkopf bei Uryw gebildet, der einen günstigen Ausgangspunkt zu weiteren Angriffsoperationen bot. Auf dem Gebiet dieses IV. Armeekorps befand sich in der Stadt Ostrogoshsk das Zentrum der militärischen und organisatorischen Führung

sowie des Nachschubs. Diese Stadt liegt etwa 100 Kilometer südlich von Woronesh, wie wir uns auf der Landkarte überzeugen können. Da sehen wir auch eine Bahnlinie eingezeichnet, die damals eine entscheidende Rolle spielte, vor allem deshalb, weil sie aus diesem Gebiet in südwestlicher Richtung über den Eisenbahnknotenpunkt Waluiki in die Ukraine führt. Zum IV. Armeekorps gehörten die 7., 13. und 10. leichte Division.

Rechts vom IV. Armeekorps erstreckte sich die Verteidigungslinie des am südlichsten liegenden Korps der 2. ungarischen Armee, des VII. Armeekorps aus Miskolc. Sein Kommandeur war Generalmajor János Legeza, der Gefechtsstand befand sich im Dorf Karpenkowo, vom Don, genauer gesagt vom Dorf Stschutschje, 45 Kilometer entfernt. Dieses Korps war am spätesten an die Front gerückt und hatte verhältnismäßig wenig Verluste gehabt. Der südliche Nachbar des VII. Armeekorps war das Tridentina-Korps der 8. italienischen Armee. Werfen wir nochmals einen Blick auf unsere Karte: Südöstlich der zuvor genannten Stadt Ostrogoshsk sehen wir eine andere Bahnlinie — auch sie wird noch eine Rolle spielen! Östlich von ihr mündet ein Fluß in den Don. Ungefähr hier endete damals der Verteidigungsbereich der 2. ungarischen Armee. In der Luftlinie sind das von Woronesh aus zwar kaum 150 Kilometer; wenn wir aber den gewaltigen Bogen des Don — das sogenannte Donknie — in Betracht ziehen, beträgt die tatsächliche Ausdehnung gut 208 Kilometer.

Der Verteidigungsbereich der 2. ungarischen Armee war demnach unverhältnismäßig groß. Jeder Fachkundige ist darüber zu Recht entrüstet, ja viele nehmen sogar an, daß die deutsche Heeresführung diesen Raum den ungarischen Truppen in gehässiger Absicht zuteilte, gleichsam um ihnen «eins auszuwischen». Dabei ist für diese unzumutbare Weite in erster Linie der ungarische Generalstab verantwortlich zu machen. Anzuführen ist hier die Art der Zusammenstellung von sogenannten «leichten» und nicht ausreichend bewaffneten Divisionen sowie die von den Militärs damals allgemein vertretene irrige Ansicht, daß die Flußverteidigung einen grö-

ßeren Verteidigungsbereich und zahlenmäßig kleinere Kampfgruppen zuließe. In dem für die 2. Armee von Stabsoberstleutnant Antal Farkas herausgegebenen Felddiensthandbuch steht folgendes: «. . .bei Flußverteidigungen kann die Kraft des Verteidigungsbereichs kleiner und ihre räumliche Ausbreitung größer sein als sonst üblich.» Die Durchsetzung dieser Richtlinie hat sich im Januar 1943 als verhängnisvoll erwiesen; Oberstleutnant Farkas hat dann auch die Konsequenzen gezogen und sich eine Kugel durch den Kopf gejagt. Bereits Carl von Clausewitz, der Klassiker der Kriegswissenschaft und deutscher Heerführer während der Napoleonischen Zeit, dessen Fachbuch für den ungarischen Generalstab als militärischer Katechismus galt, hatte eindeutig festgestellt:

«Die Aufstellung einer Armee in großen Korps dicht am Strom . . . setzt voraus, daß es dem Feind unmöglich ist, den Fluß unvermutet in großen Massen zu passieren, weil sonst die Gefahr, getrennt und einzeln geschlagen zu werden, bei jener Aufstellungsart sehr groß sein würde. Sind also die Umstände, welche die Flußverteidigung begünstigen, nicht vorteilhaft genug, so kann von jener Methode nicht die Rede sein.»

Das heißt, Clausewitz empfiehlt die korpsweise Aufstellung unmittelbar am Fluß nicht, aber Jány hat sie dennoch angeordnet. Dieses Verteidigungssystem kommt nach Clausewitz nur dann in Frage, wenn berechtigt angenommen werden darf, der Feind würde nicht unerwartet und mit großer Kraft ein Übersetzen erzwingen wollen. Hatte Jány das tatsächlich geglaubt? Man könnte es vermuten, denn offenbar war dies die Grundlage seiner strategischen Konzeption gewesen. Die Aufstellung seiner Armee erinnerte an einen gespannten, von Löchern durchbrochenen Stickrahmen, um Clausewitz' Vergleich zu zitieren. Doch die Sache hat einen Haken: Jány und sein Stab rechneten seit Oktober 1942 mit einem sowjetischen Angriff gegen die Frontlinie der 2. ungarischen Armee, und im Januar 1943 erwarteten sie täglich den Beginn der entscheidenden Schlacht. Was ist nun die wahre Ursache für diese nicht fachgemäße Aufstellung gewesen? Zwei-

felsohne folgende: Die deutsche Heeresführung unter Hitler war es, die an diesem Abschnitt des Don keinen größeren sowjetischen Angriff erwartete. Wir zitieren dazu die Autoren des sowjetischen Kriegsgeschichtswerkes «Der zweite Weltkrieg»:

«Der deutsche Geheimdienst schätzte die Lage an der sowjetisch-deutschen Front am 14. Oktober 1942 wie folgt ein: Der Feind bereite sich offensichtlich auf eine großangelegte Winteroperation gegen die Heeresgruppe ‚Mitte' vor . . . der Hauptschlag dieses Winterfeldzuges . . . werde sich gegen das Zentrum und den linken Flügel der Heeresgruppe ‚Mitte' richten.»

Auf Grund dieser Annahme kam das Oberkommando der Heeresgruppe B zu folgender Auffassung: «Der Feind beabsichtigt nicht, in naher Zukunft an der Don-Front große Angriffsoperationen zu beginnen . . .»

Die 2. ungarische Armee war also bereits beim Ausbau ihres Verteidigungssystems ein Opfer des Irrtums der deutschen Heeresführung und ihres eigenen Selbstbetrugs gewesen. Nämlich: Was für eine Kampfkraft stellten jene neun leichten Divisionen dar, die sich über den weiten Frontbereich verteilten? Schon die nähere Betrachtung des Attributs «leicht» gibt Aufklärung. Eine Division bestand im allgemeinen aus drei Regimentern. Im übrigen war die Dreigliederung damals auch das Grundprinzip jeder militärischen Organisation: Drei Gruppen ein Zug, drei Züge eine Kompanie, drei Kompanien ein Bataillon, drei Bataillone ein Regiment, drei Regimenter eine Division, drei Divisionen ein Korps, drei Korps eine Armee . . . Aber! Da der ungarische Generalstab nicht über genügend Waffen und Ausrüstung verfügte, konnte er nicht so viele Regimenter aufbieten, wie eine Armee nach dem Grundprinzip der Dreigliederung benötigt hätte. Die Deutschen hingegen forderten Kräfte in Armeestärke.

Nach Vorschrift hätte man also für die aus neun Divisionen bestehende 2. Armee 27 Regimenter aufstellen und ausrüsten müssen. Deshalb wählte man die für schlau gehaltene Lösung, bei jeder Division ein Regiment einzusparen. Auf diese

Weise sei nach außen hin alles in Ordnung: eine Armee, drei Korps, neun Divisionen. Nun ja, aber diese Divisionen bestanden eben überall im Lande nur aus je zwei Regimentern; alle drei Armeen umfaßten demnach nicht 27, sondern lediglich 18 Regimenter. Und hierfür verwandte man den Begriff «leichte Division». Wer sollte in dem gewaltigen Wettlauf, der mit der Verfolgung des geschlagen geglaubten Gegners einsetzte, den Schwindel schon merken? Errang doch das deutsche Heer bis zum Frühjahr 1942 — als der Fronteinsatz der 2. ungarischen Armee beschlossen wurde — Sieg auf Sieg! Stand doch die faschistische Wehrmacht tief im Herzen der Sowjetunion, vor Moskau und Leningrad, selbst auf den Gipfeln des Kaukasus wehte die Hakenkreuzfahne!

Im Herbst 1942 aber wurde die Invasion der Deutschen von der Roten Armee zum Stillstand gebracht. Der Vormarsch war ins Stocken geraten, die 2. ungarische Armee am Don stehengeblieben. Die deutsche Heeresführung überließ der 2. ungarischen Armee eine für 27 Regimenter berechnete Verteidigungslinie. Mit dieser Wendung hatte niemand gerechnet. Man hatte vielleicht gehofft, daß bis zum Herbst, wenn nicht der Krieg, so doch die ungarische Beteiligung zu Ende ginge und bis dahin der Sowjetstaat und die Sowjetarmee zusammenbrechen würden. Die 18 ohnehin abgekämpften, zusammengeschmolzenen Regimenter mußten sich in der Verteidigungszone für 27 kriegsstarke Regimenter ausdehnen. Und was war die Folge? Auf jeden Kilometer kamen weniger Soldaten als notwendig, und die Verteidigungslinie blieb lükkenhaft. Wenn die Front wenigstens als wirkliche Verteidigungslinie ausgebaut worden wäre! Doch sie war es nicht. Während der drei Monate Oktober, November und Dezember 1942 gelang es nicht, die entsprechenden technischen Voraussetzungen hierfür zu schaffen.

Vom Augenblick ihres Eintreffens an der Front bis zum Herbst 1942 befand sich die 2. ungarische Armee ständig in Bewegung, sie rückte vorwärts, und auf diese Weise konnten die Soldaten nur im Angriffskampf und in der Verfolgung Erfahrungen sammeln.

Zu Hause aber war bei der Ausbildung die Verteidigung völlig vernachlässigt worden. Außer aus Drillübungen und formaler Kenntnisvermittlung hatte die Grundausbildung lediglich aus Angriffsexerzitien bestanden.

Zur Verteidigung aber braucht man nicht nur Wissen, nicht nur technische Sperren, sondern auch eine entsprechende Feuerkraft, vor allem panzerbrechende Waffen. Über eine solche Panzerabwehrwaffe jedoch, mit der sie dem sowjetischen T-34-Panzer aus entsprechender Entfernung hätte wirksam begegnen können, verfügte die 2. ungarische Armee nicht. In seiner Autobiographie «Der schwere Entschluß» charakterisiert Wilhelm Adam, damals Oberst und 1. Adjutant der 6. deutschen Armee unter Generaloberst Paulus, treffend die Kampfkraft der im Donraum eingesetzten ungarischen, italienischen und rumänischen Verbündeten. Zusammenfassend heißt es: «Eigentlich mußte es schon einem Laien klar sein, daß diese Armeen allein auf Grund ihrer ungenügenden Bewaffnung und Ausrüstung einem mit T 34 angreifenden Gegner niemals standzuhalten vermochten.»

Da Panzerabwehrwaffen fehlten, blieb deren Aufgabe der Feldartillerie überlassen. Diese aber bestand aus nur wenigen, bei Kälte oft versagenden Geschützen alten Typs, die von Pferden gezogen wurden. Die Pferde wiederum bekamen kaum Futter und verendeten der Reihe nach. Nicht umsonst meldete Armee-Generalstabschef Kovács nach Budapest: «Der Mangel an modernen Kampfmitteln lastet drückend auf der an der Front stehenden Armee.»

In einem mehrfach gegliederten Verteidigungsraum kann der Feind aber auch mit dem oben aufgezählten herkömmlichen Waffenbestand aufgehalten werden, denn die tief gestaffelte Front ermöglicht ein elastisches, ausweichendes Reagieren. Die Verteidigung wird erfolgreich sein, wenn die zur Verfügung stehenden Reserven im geeigneten Augenblick an die Einbruchsstelle geworfen werden. Die ungarischen leichten Divisionen hatten jedoch nicht genügend Soldaten, um einen solchen Entsatz leisten zu können, und überdies gab es auch keine Reserve. Gemäß der taktischen Planung stand

Jány zwar eine Panzerdivision als Armeereserve zur Verfügung. Doch diese Division wurde ihm — wie wir sehen werden — im kritischsten Augenblick aus der Hand genommen.

Die Frontsoldaten hungerten und froren, sie kannten natürlich die Mängel in ihrem Verteidigungsabschnitt, und sie wußten, daß an manchen Frontabschnitten kilometerweit keine Sterbensseele vorhanden war, auch kein Drahthindernis oder eine Mine, daß jeder, der wollte, hindurchspazieren konnte. In den primitiven Schützengräben gab es keine geschützten Bunker. Die Soldaten konnten weder schlafen noch ihre Wäsche wechseln.

Wir wollen wieder in das Pepitaheft des Regimentskommandeurs Oberstleutnant Béla Vécsey schauen: «Heute hatten wir mit dem Stellvertreter des Oberquartiermeisters eine Besprechung, da waren seltsame Dinge zu hören. Wir haben keinen Treibstoff mehr, keine Munition. Schöne Aussichten für den Winter. Jeder Transport von Munition und Verpflegung soll mit Pferdegespannen erfolgen, aber für die Pferde gibt es kein Futter. Also müssen die Kriegsgefangenen ran! Aber für die reicht die Verpflegung erst recht nicht. Auf diese Weise schaffen wir selbst Partisanen gegen uns ... Den Soldaten in der vordersten Linie gegenüber herrscht völlige Gleichgültigkeit. Im Verteidigungsbereich der 7. Division verläuft die Befestigung nicht ordnungsgemäß, man hat nicht fachgerecht gearbeitet ... Ein Laufgraben bis zur vordersten Linie fehlt ganz. Unmittelbar vor der eigenen Linie gibt es Stacheldrahthindernisse. Die Russen befinden sich etwa 400 bis 800 Meter davon entfernt, gut in Tiefe gegliedert. Die Tiefe unserer Stellungen ist gleich Null ... Das 4. Infanterieregiment vor Uryw hat überhaupt keine ausgebaute Stellung. Sobald das Feuer der gegnerischen Artillerie beginnt, wird das 4. Regiment vom Gebiet Uryws heruntergefegt werden. Die Verteidigungslinie des 4. Regiments ist zwirnsfadendünn, eine Reserve gibt es nicht. Der Gefechtsstand des Kommandeurs liegt 8 bis 9 Kilometer hinter der vordersten Linie. Einen persönlichen Einfluß kann er auf diese Weise nicht ausüben. Die Frontbreite des 4. Regiments beträgt 8 Kilo-

meter, die des 35. Regiments gar 12 Kilometer. Nur zwei Bataillone verteidigen. Wenn also der Feind beim 4. Regiment angreift, kann niemand zu Hilfe eilen.»

Diese fadendünnen Linien verteidigten die Mannschaften nunmehr seit vier Monaten, und seit acht Monaten waren sie an der Front. Ihre Kräfte erlahmten. Die Ablösung wäre fällig gewesen. Mit Müh und Not begann diese schließlich, Ende Dezember und Anfang Januar. Während der Ablösung ist die Verteidigungslinie gewöhnlich am schwächsten. Lajos Kónya, der im Verband des III. Armeekorps als Reserveoffizier diente, trug am 14. Dezember 1942 folgendes in sein Tagebuch ein: «Meine Kompanie ist bereits fortgegangen, in unbekannter Richtung. Ich bin mit vierzig Mann — der Feldwache — dageblieben. Hoffentlich merkt man drüben nicht, wie wenige wir sind.»

Auch die wenigen, die hiergeblieben waren, kannten einander nicht. Und da stoßen wir auf weitere Organisationsmängel in der 2. Armee. Verteidigungsminister Generaloberst Vilmos Nagy schreibt in seinen Erinnerungen:

«Die zur Front abkommandierten Truppen rekrutierten sich zumeist aus den verschiedensten Einheiten. Zwischen diesen Truppenteilen bestand nur ein loser Zusammenhalt. Nur selten gelangten weiterhin alle Bataillone eines Regiments oder gar eine Division geschlossen zum Einsatz. Diese sehr problematische Auswahlmethode mindert die Kampfkraft der Divisionen.»

János Csima stellt in seiner Studie folgendes fest:

«Die einzelnen Frontverbände rekrutierten sich nicht aus ihren eigenen Ersatztruppenteilen in den Heimatgarnisonen, sondern bekamen ihren Einsatz oft aus verschiedenen Einzugsbereichen, was sich hinsichtlich der Qualifikation bis zu den Gruppen auswirkte. So zum Beispiel bekam manches Regiment die einzelnen Gruppen für schwere Maschinengewehre oder für Panzerabwehrkanonen aus verschiedenen Einheiten. Dieses komplizierte System hatte viele Nachteile und war vor allem für den Kampfwert der Truppe schädlich. Außerdem: Kommandeure und Truppe kannten einander nicht.»

Hinsichtlich der Verbindung der 2. ungarischen Armee zum deutschen Oberkommando war die Lage auch nicht besser. Die ungarische Armee am Don konnte ja nicht im luftleeren Raum operieren. Sie mußte die zentralen Pläne höherer Kommandostellen durchführen, und aus diesem Grund wurde sie einer Heeresgruppe der deutschen Wehrmacht unterstellt, und zwar der Heeresgruppe B. Ihr Befehlshaber war Generaloberst Maximilian Freiherr von Weichs (1881 bis 1954), der nur zwei Jahre älter war als Jány und über dieselben Erfahrungen aus dem ersten Weltkrieg verfügte. Er war von 1939 bis zum Sommer 1942 Kommandeur der erfolgreich kämpfenden 2. deutschen Armee gewesen und seit dem Sommer 1942 Chef der Heeresgruppe B. «Ein großer, hagerer General, mit einer Hornbrille, der mehr einem Gelehrten als einem Offizier glich», so beschreibt Wilhelm Adam den Generalobersten. Von Weichs blieb mit Ungarn auch während des weiteren Kriegsverlaufs in trauriger Verbindung: 1944 befehligte er die Balkan-Heeresgruppe F, die durch unser Vaterland zog.

Um die Zusammenhänge klar zu erkennen, wollen wir uns einen Überblick über den organisatorischen Aufbau der gegen die Sowjetunion kämpfenden deutschen Wehrmacht im Januar 1943 verschaffen. Damals waren von zehn Heeresgruppen der Wehrmacht — jede umfaßte drei bis vier Armeen — fünf auf dem Gebiet der Sowjetunion eingesetzt. (Hier sind nicht mitgerechnet die Truppen im besetzten Gebiet und die Einheiten der SS, die ja niemals der Wehrmacht unterstanden haben.) Zu diesen fünf Heeresgruppen zählte man auch die rumänischen, italienischen, spanischen, slowakischen und ungarischen Einheiten. Im Norden — bei Leningrad — erstreckte sich die Heeresgruppe Nord, vor Moskau die Heeresgruppe Mitte; südlich von ihr bei Woronesh die Heeresgruppe B, weiter südlich in Richtung Stalingrad die Heeresgruppe Don und schließlich die Heeresgruppe Süd. Wie bereits erwähnt, war Jánys Armee der Heeresgruppe B unterstellt. Diese Heeresgruppe bestand aus vier Armeen: der 2. und 30. deutschen Armee, der 2. ungarischen und der 8. italienischen Armee. Einteilung und militärische Unterstellung

schienen in Ordnung zu sein. Aber Jány empfing seine Befehle für jede einzelne Kampfoperation an der Front vom Generalobersten Freiherr von Weichs beziehungsweise vom Führer-Hauptquartier und außerdem von dem in Budapest residierenden ungarischen Generalstabschef Generaloberst Szombathelyi beziehungsweise vom obersten Feldherrn des gesamten ungarischen Heeres, dem Reichsverweser und Oberbefehlshaber Miklós Horthy. Die Anweisungen waren oft gegensätzlich. Um solche Widersprüche zu vermeiden, wäre es dienlich gewesen, wenn ein Offizier im Generalsrang das ungarische Oberkommando bei der höheren deutschen Kommandostelle — also der Heeresgruppe B — mit der Befugnis vertreten hätte, deren Befehle an die 2. ungarische Armee verbindlich gegenzuzeichnen und sie dann unmittelbar nach Budapest weiterzumelden. Eigenartigerweise praktizierte man diese sonst übliche Methode im gegebenen Fall nicht, und so war Jány der Befehlsgewalt des Generalobersten von Weichs völlig ausgeliefert. Die Funktion des Verbindungsgenerals beim Oberkommando wurde vom ungarischen Militärattaché in Berlin, Generalmajor vitéz Sándor Homlok, ausgeübt. Mit welchem Erfolg? Wenn Jány etwas nicht gefiel oder er Probleme hatte, ließ er — meist durch seinen Generalstabschef Generalmajor Kovács — nach Berlin zu Generalmajor Homlok telefonieren, der rief dann sowohl Budapest als auch das deutsche Hauptquartier an. Ehe alles abgestimmt war, vergingen wertvolle Stunden, oft sogar Tage. Bis dahin mußte Jány wohl oder übel die Befehle des Freiherrn von Weichs befolgen. Die deutsche Wehrmacht ihrerseits hatte Jány — und das war von Vorteil — den Generalmajor Hermann von Witzleben als Verbindungsoffizier zugeteilt. Wir können das als Vorteil bezeichnen, weil dieser General — er ist der jüngere Bruder des Generalobersten von Witzleben, eines maßgeblichen Vertreters des deutschen militärischen Widerstandes, der 1944 nach der gescheiterten Verschwörung gegen Hitler hingerichtet wurde — Jány weitgehend unterstützte und bestrebt war, seinen Bitten nachzukommen. Doch das vermochte den fehlenden ungarischen Verbindungsgeneral nicht

zu ersetzen. Und obendrein war Jány bei den Deutschen nicht beliebt. Verteidigungsminister Vilmos Nagy schreibt:

«Bereits vor meiner Abreise — nach Berlin — verständigte mich der Generalstabschef darüber, daß die Deutschen die Ablösung des Generalobersten Jány wünschten. Nach meiner Ankunft in Berlin richtete ich sogleich die Frage an unseren Militärattaché, Generalmajor Homlok, was der Grund dafür sei. Er war der Ansicht, daß die Deutschen nicht mehr mit Jány zusammenarbeiten wollten, weil es für sie unangenehm sei, daß er als Befehlshaber der 2. ungarischen Armee ständig Verstärkung und Ausrüstung verlange. Er habe sogar schon erklärt, wenn er die angeforderten Kampfmittel nicht bekomme, für die Folgen keine Verantwortung mehr übernehmen zu wollen.»

Zwischen dem Armeekommandeur Jány und dem Oberkommando der deutschen Heeresgruppe B, ab Dezember 1942 auch zwischen ihm und der Leitung des Generalstabs, entwickelte sich ein zunehmend gespanntes Verhältnis. Jány hielt es für sicher, daß gegen seine Frontlinie ein groß angelegter sowjetischer Angriff bevorstand, die deutsche Heeresführung hingegen bezeichnete dies als Unsinn. Gusztáv Jány drängte ständig darauf, Kriegsmaterial, Munition und Kleidung heranzuschaffen:

«Ohne gepanzerte, auf Raupenketten fahrende Sturmgeschütze, ohne Panzerjäger können wir einen Panzerangriff nicht abwehren . . . Eine Abteilung je Armeekorps ist unbedingt notwendig.»

«Die Auslieferung von Winterbekleidung ist dringend. Ich bitte darum, mit den leer zurückfahrenden Lazarettzügen Dekken und die gesammelten warmen Pelze und Anzüge baldigst herzuschicken.»

«Ich habe ein russisches Raketengeschütz samt Munition nach Hause schicken lassen. Es dürfte doch nicht schwer sein, dies daheim nachzubauen, dann würde uns eine ausgezeichnete Waffe zur Verfügung stehen.»

Jány wollte sich unter allen Umständen eine schlagkräftige Reserve schaffen, mit der er die Angreifenden schon an der

Stelle eines möglichen Einbruchs aufhalten konnte. Seine Anstrengungen brachten am 1. Januar 1943 anscheinend den gewünschten Erfolg: Der Kommandeur der deutschen Heeresgruppe B, Generaloberst Maximilian Freiherr von Weichs, unterstellte Jány in einem geheimen Befehl ein deutsches Sonderkorps sowie die diesem zugeteilte 1. ungarische Panzerdivision:

«Das Kommando des zum Verband der 2. ungarischen Armee gehörenden deutschen Armeekorps übertrage ich Cramer . . . und ich unterstelle es zur besonderen taktischen Verwendung der 2. ungarischen Armee . . . Einen etwaigen feindlichen Einbruch an der Frontlinie soll Cramer mit seiner Sturmgruppe unter allen Umständen vereiteln.»

Ein glänzender Erfolg. General Jány konnte beruhigt schlafen: Ihm stand ein durch eine Panzereinheit verstärktes Elitekorps als Reserve zur Verfügung, mit dem er gefaßt auch eine mehrfache Übermacht erwarten konnte.

Aber was für eine Übermacht?

Es wird höchste Zeit, daß wir das jenseitige Ufer des Don kennenlernen. Aus dem sowjetischen Geschichtswerk «Der zweite Weltkrieg» von I. W. Parotykin und W. P. Morozow ist folgendes zu entnehmen: Die sowjetische Heeresführung wußte, daß die Deutschen an der Frontlinie der Heeresgruppe B keinen Angriff erwarten, deshalb zog sie in diesem Raum noch während der Schlacht bei Stalingrad starke Kräfte zusammen. Diese hatten die Aufgabe, die Front der 2. ungarischen Armee südlich von Woronesh zu durchbrechen und die dort verlaufenden strategisch wichtigen Eisenbahnlinien zu besetzen. Die heutige bundesdeutsche Geschichtsdarstellung, wonach der Hauptschlag des von der Wehrmacht ohnehin nicht erwarteten sowjetischen Angriffs die Befreiung der von den Deutschen verteidigten Stadt Woronesh zum Ziele hatte und die ungarische Armee durch nur geringe Kräfte im Handumdrehen aufgerieben wurde, ist eine Lüge oder ein Irrtum. Wir wollen nun hören, was die sowjetischen Kriegshistoriker hierzu sagen:

«Ende Dezember 1942 erhielten die Truppen der Front bei

Woronesh die Aufgabe, die Gruppierung des Feindes bei Ostrogoshsk-Rossosch zu zerschlagen. An den Angriffsoperationen nahmen die 40. Armee des Generalmajors Moskalenko, das 18. selbständige Schützenkorps und aus der Reserve des Hauptquartiers die im Fronteinsatz stehende 3. Panzerarmee teil, deren Kommandeur Generalleutnant Rybalko war.

Die Hauptschläge wurden durch folgende Kräfte geführt: Die 40. Armee operierte von ihrem im Bereich Perwoje Storoshewoje — 50 Kilometer südlich von Woronesh — am rechten Ufer des Don gelegenen Brückenkopf aus, die 3. Panzerarmee aus dem nordwestlichen Bereich von Kantemirowka heraus in Richtung Alexejewka und das 18. Schützenkorps des Generalmajors Sykow von seinem im Bereich Stschutschje — 50 Kilometer nordöstlich von Ostrogoshsk — gelegenen Brückenkopf aus in Richtung Kamenka.

Ein Teil unserer Frontkräfte sollte durch den Vorstoß bis zum Oskolfluß die äußere Frontlinie der Einkesselung zustande bringen, die befreiten Eisenbahnabschnitte dauerhaft sichern und den Verkehr des Feindes auf der Bahnstrecke Kastornoje—Woroschilowgrad verhindern. Die 2. Luftflotte an der Front bei Woronesh mußte die angreifenden Truppen absichern.

Die Überlegungen der sowjetischen Heeresführung gingen dahin, daß die Woronesher Front durch ihre Angriffsoperation bei Ostrogoshsk-Rossosch die 2. ungarische Armee und die Reste der 8. italienischen Armee vernichtet sowie die wichtigen Eisenbahnlinien Liski—Kantemirowka und Liski—Waluiki von der feindlichen Besetzung befreit. Die erfolgreiche Durchführung dieser Aufgabe schuf günstige Voraussetzungen für die folgende Operation, deren Ziel es war, die Hauptkräfte der 2. deutschen Armee im Raum Woronesh auseinanderzuschlagen und die Bahnlinie Jelec—Waluiki vom Feind zu säubern.»

Dieser Kampfplan war der Heeresgruppe B geheim geblieben. Armee-Generalstabschef Generalmajor Gyula Kovács jedoch hatte bereits am 1. Januar die richtige Schlußfolgerung gezogen:

«Durch die südlich von uns begonnenen Kampfoperationen ist die Wichtigkeit der Lage der ungarischen Armee . . . gewachsen, das heißt, sie ist größer als vor dem russischen Angriff . . . Die für die Russen wichtige und am ehesten zu erobernde Bahnlinie führt durch die ungarische Armee.» Ein Angriff zur Rückgewinnung dieser Bahnlinien war also zu erwarten.

Unklar blieb nur, von welchen sowjetischen Truppenteilen der Kampf eingeleitet wurde. Wenn Jány und seine Offiziere auch nicht ahnten, daß sich eine dreifache Übermacht gegen sie formiert hatte, darunter eine ganze Panzerarmee, so wußten sie doch, daß sie es mit einem hervorragend ausgerüsteten, mutigen und standhaften Gegner zu tun haben würden. Bei der 2. ungarischen Armee hatte man längst mit der Illusion aufgeräumt, die sowjetische Armee sei eine kampfunfähige, desorganisierte Truppe, wie Hitler selbst noch im Januar 1943 hartnäckig behauptete. Es ist interessant, in diesem Zusammenhang Oberst Lóskay zu zitieren, einen der fanatischsten Anhänger der Kreuzzugidee gegen den Bolschewismus. Dieser meldete damals dem Armeebefehlshaber Jány:

«Ich habe vom russischen Volk einen ganz anderen Eindruck gewonnen, als ich es von Teilnehmern vorhergehender Feldzüge gehört habe. Die Landbevölkerung ist mit den Sowjets zufrieden, sie kann bei wenig Arbeit leben und sich kleiden, ihre Kinder lernen kostenlos, und wenn sie begabt sind, studieren sie auf Staatskosten weiter . . . Die Stadtbevölkerung hat in den vergangenen Jahren ebenfalls ihren Platz gefunden, sie lebt dementsprechend, und nach allgemeiner Auffassung leben die fleißigen Menschen gut, obwohl sie für das bessere Leben hart arbeiten müssen. Mit Industriearbeitern habe ich nicht gesprochen. Die Jugend aber bejaht in vollem Maße die Sowjetmacht, und nur so ist die umfangreiche Partisanenbewegung zu erklären. Die Nachkommen des früheren, des bürgerlichen Mittelstandes aus der Zarenzeit — Männer und Frauen gleichermaßen — sind heute vollwertige Anhänger der Sowjets, ja sie sind sogar infolge ihrer angeborenen Intelligenz und ihres weiten Gesichtskreises zu führenden

Persönlichkeiten geworden . . . In dem von mir inspizierten Gebiet habe ich überall eine gesunde Rasse vorgefunden. Auffallend ist die Munterkeit und Frische der Frauen und Kinder . . . Die Frauen leben ein moralisches Leben und sehnen sich nach ihren Männern. Sie lieben ihre Kinder. Die Kinder halten sich tagsüber viel im Freien auf . . . Bettlern bin ich nicht begegnet. Die Schulen sind gut ausgerüstet . . . , im Lande gibt es keine Analphabeten . . . Wo immer ich in Rußland herumgekommen bin, überall wünscht man sich die Rückkehr der Sowjets . . . Die Bevölkerung ist zwar willfährig uns gegenüber, als ich mich jedoch mit den letzten Truppen zum Verlassen dieses oder jenes Dorfes vorbereitete, wurde sie verschlossener, und auf die letzte Staffel eröffnete man oft das Feuer.»

Und die Ausrüstung der Roten Armee?

Darüber schrieb Armeebefehlshaber Jány:

«Welche russische Waffe ich auch betrachten mag, sie sind alle grobgeformt und bestehen aus nur wenigen Einzelteilen. Diese sind weder feingeschliffen, noch haben sie ausgeklügelte Mechanismen; sie sind unkompliziert und unzerbrechlich. Man braucht keinen technisch versierten Fachmann dazu, und man braucht das Auseinandernehmen und Zusammensetzen der Waffen nicht monatelang zu bimsen; denn auch der einfachste Mensch begreift das sofort, er könnte sie nicht einmal kaputtmachen, und dabei funktionieren sie ausgezeichnet. Nehmen wir das automatische Gewehr, die Maschinenpistole, das Maschinengewehr, den Minenwerfer, die Stalinorgel — alles vortreffliche Waffen mit hervorragender Wirkung!»

Jány und seine Offiziere schätzten die Lage richtig ein, sie erwarteten einen kampfstarken Gegner. Die deutsche Führung dagegen rechnete mit keinem Angriff. Sie war mit Stalingrad beschäftigt. Am 8. Januar 1943 rief das Oberkommando der Roten Armee die bei Stalingrad eingekesselte 6. deutsche Armee zur Kapitulation auf:

«Wir erwarten Ihre schriftliche Antwort am 9. Januar 1943 um 15 Uhr 00 Minuten Moskauer Zeit durch einen von Ihnen persönlich bevollmächtigten Vertreter . . . Sollte unsere Auf-

forderung zur Kapitulation von Ihnen abgelehnt werden, so kündigen wir an, daß die Truppen der Roten Armee und der Roten Luftwaffe gezwungen sein werden, zur Vernichtung der eingekesselten deutschen Truppen zu schreiten. Die Verantwortung für deren Vernichtung tragen Sie.»

Generaloberst Paulus kapitulierte an diesem Tag noch nicht, aber es war ihm klar, daß die ihm anvertraute Armee zum Untergang verurteilt war. Ja er ahnte sogar, welches Schicksal die übrigen Armeen ereilen würde. «Die Ungarn werden auch gezwungen sein, ihre Stellungen aufzugeben», sagte er zu seinem 1. Adjutanten.

Im deutschen Hauptquartier jedoch nahm man noch immer nicht an, daß die sowjetische Armee imstande sei, außer bei Stalingrad auch noch anderswo Angriffskräfte einzusetzen.

Dies irae

(Tag des Zornes)

«Ströme und Flüsse sind keine so starken Barrieren, als man in der Zeit geglaubt hatte, wo ein absolutes Defensivsystem nach allen Verstärkungen griff, welche die Gegend darbot . . .»
— Carl von Clausewitz: Über den Krieg, Berlin 1827

Erster Teil: Uryw

Dienstag, 12. Januar 1943

Am 12. Januar 1943, einem Dienstag, früh um neun Uhr begann Oberstleutnant Béla Vécsey, Kommandeur des 35. Infanterieregiments, seine auch an der Front nicht vernachlässigte, regelmäßige Kanzleiarbeit: Er machte sich daran, die Anträge für die Auszeichnungen zu formulieren. Er wußte, daß die zur rechten Zeit eintreffenden Anerkennungen die Kampfeslust der Soldaten steigern werden, diese aber würde man in Kürze sehr nötig brauchen. Früh um drei Uhr war er zu Bett gegangen; er hatte die Befestigungsarbeiten kontrolliert. Jetzt war es still; die todmüde Mannschaft schlief. Befestigungsarbeiten waren nur nachts, im Schutze der Dunkelheit, möglich. Tagsüber konnten die Soldaten ruhen. Die unerwartet eingetretene Kälte bedeutete allein schon eine große Kraftprobe. Es war das erste Mal, daß die 2. ungarische Armee die Unerbittlichkeit des russischen Winters spüren sollte. Bisher hatte sich das Wetter nicht wesentlich von dem in der Heimat unterschieden. Seit einigen Tagen jedoch zeigte das Thermometer minus 35 Grad. Bei einer solchen Kälte strengte selbst jede Bewegung an. In dicken Handschuhen ließen sich

die Waffen nicht bedienen. Der Wache und den Vorposten froren die Hände an den Verschlüssen der Gewehre an. Die langen Nächte waren vor allem schrecklich. Das schlechte Grabensystem ohne Unterstände bot den Soldaten — die von ihren Offizieren kaum aufgesucht wurden — keinen Schutz; Unruhe erfaßte die Mannschaften. Der Kommandeur des 4. Regiments meldete: «Bei meinen Soldaten herrscht beständiges Angstgefühl seit der Übernahme der unausgebauten Stellungen. Die Kampfkraft ist infolge des Kräfteverfalls um 30 Prozent gesunken. Die Männer sind abgemagert und seelisch abgestumpft. Winterausrüstung hat nur die Hälfte der Mannschaft.» Am 7. Januar wurden von den sowjetischen Linien Flugblätter herübergeschossen, auf denen zu lesen war: «Die Verteidigungsstellungen der ungarischen Honvéds müßten in den Karpaten liegen!» Die Soldaten dachten darüber nach. Am 8. Januar, an dem Tage, da es so bissig kalt geworden war, trafen vier Marschkompanien zur Ablösung aus der Heimat ein, jedoch ohne Waffen.

Den Kommandeur der Division regte das nicht auf. Generalmajor vitéz László Szabó, Kommandeur der 7. leichten Division, in der das 4. und 35. Regiment zusammengefaßt waren, erklärte in seinem Befehl vom 9. Januar voller Überheblichkeit:

«Nun können wir jedem russischen Panzerangriff getrost entgegensehen. Mit ungarischem Herzen und kämpferischem Willen, vertrauend auf unsere militärischen Tugenden, warten wir in unserem gut ausgebauten Verteidigungssystem auf den Angriff der Russen. Wenn sie Lust haben, sollen sie nur kommen. Wenn sie ernstlich angreifen, werden sie schon sehen, wie stark wir sind.»

Doch die Rotarmisten hatten offenbar keine Lust zum Angreifen. Vielleicht froren auch sie. Es herrschte auffallende Stille. Kein Gewehrschuß war zu hören. Dabei hatte vitéz Szabó, der elegante Militärdiplomat – seit Sommer 1932 Militärattaché in Rom und Mussolinis persönlicher Freund —, schon ausgerechnet, aus welcher Richtung der Angriff kommen würde: «Die vermutete Absicht des Feindes: Angriff mit

Schwerpunkt auf den Brückenkopf bei Uryw», meldete er Jány am 9. Januar 1943.

Vor dem Brückenkopf bei Uryw lag das 4. Infanterieregiment, rechts davon das 35., dessen Kommandeur gerade dabei war, die Auszeichnungsanträge auszufüllen. Es war inzwischen 9.40 Uhr geworden. Er vollzog die letzten Unterschriften. Die Stille war nun schon unheimlich. Bisher hatte man immer die verschiedensten Geräusche von den feindlichen Linien her vernehmen können. Wie wir bereits erfahren haben, bildete an diesem Teil der Front nicht der Wasserspiegel des Donflusses die einige Sicherheit bietende Trennlinie. Hier bei Uryw, am diesseitigen Ufer des Don, standen den Ungarn die sowjetischen Truppen unmittelbar gegenüber.

Um 9.45 Uhr erbebt das schützende Dach des Unterstandes, in dem sich Oberstleutnant Vécsey befindet. Er springt auf. Was ist das? «Bei Uryw beginnt ein schreckliches Gedröhne», schreibt er eilends in sein Tagebuch.

Die Rote Armee eröffnete den Angriff, und zwar, wie es der Divisionskommandeur Szabó richtig vermutet hatte, bei Uryw. Es war das erste Mal, daß ungarische Soldaten sowjetische Truppen im Angriff erlebten.

Aber zunächst war noch gar nichts zu sehen. Nirgends Bewegung, nur das «schreckliche Gedröhne» hatte die unheilverkündende Stille gebrochen: das Heulen und Krachen der Artilleriegeschosse, die den Angriff einleiteten. In diesem Augenblick befand sich der Divisionskommandeur in der vordersten Linie beim 4. Infanterieregiment. General Szabó hatte demnach sogar den Zeitpunkt des Angriffs richtig vermutet. Vorläufig jedoch konnte der Divisionär nichts unternehmen: Das ununterbrochene Trommelfeuer zwang jedermann in Dekkung. Das war ja beabsichtigt. Währenddessen konnte sich die sowjetische Infanterie auf den Sturmangriff vorbereiten. Aber auch die moralische Wirkung des andauernden Kanonendonners war groß: Er verstärkte bei den ungarischen Soldaten die Furcht, vernichtet zu werden. Warum László Szabó auch dann noch mit solch überheblicher Selbstsicherheit auf den Erfolg der ungarischen Verteidigung hoffte, bleibt ein Rätsel.

Vielleicht hatte er mit der Anwendung der russischen Angriffsmethode gerechnet, die er im ersten Weltkrieg kennengelernt hatte: Infanteriemassen, die in breiten Linien vorwärts marschierten und die man durch Flinten- und Maschinengewehrfeuer niederstrecken konnte; oder vertraute er auf die wirklich hervorragende ungarische Artillerie, die sich gut eingeschossen hatte?

Um 10 Uhr war die Kanonade beendet. Die ersten sowjetischen Soldaten tauchten auf. Die ungarische Artillerie versuchte, die anstürmenden Rotarmisten zu beschießen, aber der starke Nebel beeinträchtigte die Sicht. Die erste Welle konnte die ungarischen Stellungen noch nicht erreichen. Generalmajor Szabó ging zu dem 429. deutschen Regiment hinüber, das ihm beigeordnet worden war und links vom 4. Regiment lag; um 10.15 Uhr kehrte er zu seinem Gefechtsstand zurück. Die Lage war zunächst nicht beunruhigend. Schwerwiegend war jedoch, daß der Gegner keinen Frontalangriff versuchte, bei dem sich der Angriffsdruck auf die gesamte Stellung der Division verteilt hätte. Das sowjetische Kommando hatte einen Schwerpunkt gebildet und bestürmte mit zwei Divisionen nur die Frontlinie des 4. Regiments. Wieviel Mann hatten hier die Stellung zu verteidigen?

Am 12. Januar 1942 betrug die Stärke des 4. Regiments 1442 Soldaten und 42 Offiziere. Diese Mannschaft verteilte sich — ohne Tiefengliederung — auf eine Strecke von mehreren Kilometern. Der Operationsbefehl im Herbst 1942 beschreibt die Verteidigungslinie der 7. leichten Division, wie folgt:

«Der Frontabschnitt des 4. und 35. Infanterieregiments: Die Häuser der in der Frontlinie einbezogenen Siedlung Uryw liegen verstreut. Die inneren Parzellen sind weiträumig und mit Obstbäumen bepflanzt. Der Überblick über das Dorf ist deshalb schwierig. Südlich und südwestlich von Galdajewka breitet sich ein verhältnismäßig dichter Laubwald aus. Das rechte Ufer des Don ist da weniger steil. Diesen Teil des Frontabschnitts durchzieht nur ein spärliches Straßennetz. Nach dem Don zu gibt es stellenweise auch sumpfige Flächen.

Von Nordwesten her, aus Richtung Boldyrewka, in der Nähe des Baches Djewica, erstreckt sich eine lange, gerade Straße nach Südwesten, die in das Dorf Djewica führt. Südlich von Galdajewka, ungefähr 1,5 bis 2 km entfernt, liegt neben dem Djewicafluß das Dorf Djewica. Vom Dorf nach Osten fällt das Gelände zum Don hin leicht ab. Das Gebiet zwischen dem Dorf und dem Don liegt tief. Es ist zumeist von spärlichem Gesträuch bedeckt.»

Das 4. Regiment aus Sopron hatte folgendermaßen Stellung bezogen: Das 1. Bataillon unter dem Kommando des adligen Hauptmanns Vilmos Kosztka von Ofalva hielt den Westausgang des Dorfes Uryw besetzt, das 3. Bataillon unter dem Kommando von Major Miklós Cicatricis lag in der Mitte des Dorfes Uryw. Der unmittelbar gegenüberliegende Kirchenhügel allerdings befand sich in sowjetischer Hand. Das 2. Bataillon wurde von Hauptmann László Hegymeghy befehligt und war südlich von Uryw in einem Wald postiert. Ihm schloß sich in südlicher Richtung auf einem sumpfigen Gebiet das 35. Regiment des bereits erwähnten Oberstleutnants Béla Vécsey an.

Der Kommandeur des 4. Infanterieregiments, Oberst Pál Csoknyai, hatte keinen unmittelbaren Kontakt mit seinen Truppen, da er sich in einem mehrere Kilometer entfernt gelegenen Dorf aufhielt. Deshalb erfuhr er erst um 12 Uhr, daß die Lage vorn kritisch geworden war, zumindest ging er um diese Zeit vor zum 2. Bataillon des Hauptmanns Hegymeghy. Doch dort tobte bereits 100 Meter vor dem verhältnismäßig weit zurück liegenden Bataillon ein heftiges Feuergefecht und Nahkampf. Ein blutender Artilleriefähnrich taumelte dem Kraftwagen des Obersten entgegen. Als man ihn in das Auto hineingezogen hatte, starb er. Der Wagen befand sich unter starkem Beschuß; da kehrte Oberst Csoknyai schleunigst zu seinem Gefechtsstand zurück. Aber was war indessen mit den beiden anderen, ganz vorn kämpfenden Bataillonen geschehen? Um 11 Uhr schrieb Oberstleutnant Vécsey auf: «Vom Hügelrücken bei Uryw her greifen starke feindliche Truppen an, und zwar dichtgedrängt in Zug- oder Kompaniestärke. Auf

dem Hügelrücken bei Uryw sind drei Wellen hintereinander in etwa 200 Meter Abstand vorgestoßen. Die dritte Welle war — wie ich beobachten konnte — eine Skitruppe, hinter ihr sah ich etwa 8 Panzerwagen vordringen, die meiner Meinung nach als Sturmartillerie der Infanterie fungierten. Sie waren unserem eigenen, gut liegenden Artilleriefeuer gegenüber vollkommen unempfindlich.»

Wie man allgemein glaubt, haben diese Einheiten «das 4. Regiment innerhalb weniger Stunden vernichtet» und sind dann ungehindert vorgedrungen. Diese Ansicht ist jedoch ein Irrtum. Es stimmt zwar, den mit gewaltigem Schwung angreifenden Sowjettruppen gelang an mehreren Stellen der Durchbruch. So meldete der Kommandeur der Artillerie Oberst Gyözö Ilkey um 12.15 Uhr bereits einen verbissenen Nahkampf vor den ungarischen Batteriestellungen. Wahr ist aber auch, daß Hauptmann Kosztka mit seinem 1. Bataillon am nächsten Tag, dem 13. Januar 1943, spätnachmittags gegen 16.50 Uhr, die ursprüngliche Stellung noch behauptete! (Die Standhaftigkeit des Bataillons wurde nachträglich am 28. August 1943 mit dem Prädikat «signum laudis» gewürdigt.) Zieht man in Betracht, daß die vordringenden sowjetischen Truppen kleinere ungarische Einheiten ganz bewußt umgingen, so ist es doch eine Tatsache, daß am 12. und 13. Januar 1943 bei Uryw ein harter und blutiger Kampf getobt hat. — Aber wo war zu dieser Zeit Regimentskommandeur Csoknyai, weshalb hielt er sich nicht bei seinen Truppen auf? Auf diese Frage kommen wir später zurück. Jetzt erst soviel: Am 12. Januar nachmittags verharrten 1400 Mann des 4. Regiments bei grimmiger Kälte ohne Speise und Trank, die Hände mitunter an den Waffen angefroren, in ihren Stellungen. «Die Nacht ist verhältnismäßig ruhig vergangen», meldete am Morgen des 13. Januar der Kommandant der Flakbatterie, die zum Regiment gehörte.

Was machte zur gleichen Zeit der Nachbar, der in keinen Frontalangriff verwickelt worden war? Das Regiment des Oberstleutnants Vécsey befand sich ebenfalls in einer bedrängten Lage: Der Gegner konnte, nachdem der Durchbruch

beim 4. Regiment gelungen war, von der Flanke her zupacken, und gegen einen solchen Angriff gab es keine wirkungsvolle Abwehr. Die Frontlinie verlief ja entlang des Don. Nun bitte ich den Leser, zurückzublättern zu der im ersten Kapitel zitierten Bemerkung des Oberstleutnants Vécsey: «Wenn der Feind beim 4. Regiment angreift, kann niemand zu Hilfe eilen.»

Um 13.30 Uhr begann die sowjetische Artillerie den Gefechtsstand des Kommandeurs des 35. Regiments zu beschießen; um 15 Uhr erreichten die von der Seite her vorstoßenden Sowjettruppen das 3. Bataillon des Regiments. Oberstleutnant Vécsey gab Befehl zum Gegenangriff in der Hoffnung, die sowjetischen Truppen vielleicht sogar über die Stellung des 2. Bataillons des benachbarten 4. Regiments zurückwerfen zu können. Der Gegenangriff jedoch kam nicht zur Entfaltung, da der Kommandant des Bataillons, Oberstleutnant Bokor, alle Augenblicke ausführliche Anweisungen verlangte, die Zeit mit deren Aufzeichnung vertrödelte und Angst hatte, zu seinen Leuten nach vorn zu gehen. «Ich habe ihm gesagt, er solle nicht soviel telefonieren, sondern hinausgehen und seine Leute vorwärtsbringen . . . Dieses Bataillon liegt nicht in sicheren Händen; ich fürchte, daß es versagt. Bokor ist wie ein schwaches, altes Weib . . .», schrieb der Regimentskommandeur in sein Tagebuch. Um 16.35 Uhr telefonierte Oberstleutnant Bokor abermals, und jammernd berief er sich auf sein Asthma. «Sich damit zu befassen, ist jetzt keine Zeit. Wenn man umkommt, bleibt es sich völlig gleich, ob man vorher Asthma hatte oder nicht», schrie ihn Oberstleutnant Vécsey an und wiederholte seine Anordnungen zur Durchführung des Gegenangriffs. Dieser gelang dann auch; die sowjetischen Truppen wurden aufgehalten, und man machte sogar Gefangene. «. . . Vor den Hindernissen liegen schon 300 Gefallene»; «. . . die Minenwerfer haben den ganzen Tag über hervorragend und elastisch gearbeitet. Oberstleutnant Boldizsár hält sie großartig in der Hand», lesen wir im Kriegsbericht des Regiments.

Der sowjetische Angriff war also ins Stocken geraten. Um

17.30 Uhr schrieb Oberstleutnant Vécsey in sein Tagebuch: «Endlich ist es mir gelungen, mit dem Kommandeur der Division und mit Csoknyai zu sprechen ... Na, Gott sei Dank, alles ist noch zu retten.»

Dem Tagebuch des 35. Regiments zufolge «... konnte bis 21.10 Uhr bis zu den Gefechtsvorposten kein einziger Russe vordringen», doch die Verluste des 2. Bataillons betrugen schon 40 Prozent.

Hätten die Divisions-, Korps- und Armeekommandos das Ziel des Angriffs und die zahlenmäßige Stärke der Angreifer rechtzeitig erkannt, dann hätten sie die von der Vernichtung bedrohten Truppenteile sicherlich zurückdirigiert, die Soldaten wären dadurch geschont und durch ausgeruhte Reserven ersetzt worden. Vom nächsten Tag, Mittwoch, dem 13. Januar 1943, hing nun viel ab, vielleicht sogar alles. Von einer unheilvollen Niederlage konnte man noch nicht sprechen. Festzustellen ist, daß die Soldaten im militärischen Sinn standgehalten haben.

Was unternahm nun der Befehlshaber der 2. ungarischen Armee?

Jány war zehn Minuten nach Beginn des sowjetischen Artillerieschlages, um 9.55 Uhr, vom gegnerischen Angriff informiert worden. Er verfolgte aufmerksam den Ablauf der Geschehnisse. Abends, um 20.35 Uhr, faßte er im Einvernehmen mit seinem Generalstabschef, dem Generalmajor Kovács, folgenden Entschluß: «Ich empfehle, das Gros des Cramer-Korps nördlich vom Fluß Sosna aufmarschieren zu lassen mit der Aufgabe, ... die Lage endgültig zu bereinigen. Die diesbezügliche Entscheidung ist dringlich.»

Wie lautete doch Baron Weichs' geheimer Befehl? Cramers Korps «... unterstelle ich zur besonderen taktischen Verwendung der 2. ungarischen Armee ... Einen etwaigen feindlichen Einbruch an der Frontlinie soll Cramer mit seiner Sturmgruppe unter allen Umständen vereiteln.»

Die Sache schien einfach. Jány hatte die Lage richtig beurteilt: Er hatte beschlossen, das Reservekorps zum Gegenangriff einzusetzen.

War das wirklich so einfach?

Am späten Abend teilte der Generalstabschef der Heeresgruppe B, General Sodenstern, dem Generalmajor Kovács telefonisch mit, daß das Cramer-Korps weder von Jány noch von der Heeresgruppe B Befehle entgegenzunehmen habe. Dieses Armeekorps sei unmittelbar dem «Führer» unterstellt. «Die Entscheidung liegt in den Händen des Führers, denn er hat die Plazierung des Cramer-Korps angeordnet.»

Das sah nun böse aus! Was war da zu tun? Jány konnte also mit der ihm zugestandenen Reserve gar nichts anfangen, nicht einmal mit seiner eigenen Panzerdivision, die diesem Armeekorps zugeteilt worden war; denn Hitler hatte Baron Weichs' Entscheidung nicht gebilligt.

Was steckte dahinter? Ein rätselhafter Fall! Man neigt dazu, die Angelegenheit als Intrige der deutschen Führung aufzufassen. Aber das wäre vielleicht doch ein irriger Schluß; denn was für Interesse konnte die deutsche Heeresführung haben, daß die sowjetische Armee an einem wichtigen Abschnitt des Don wesentlichen Geländegewinn erzielt und dabei eine ungarische Armee zugrunde geht? Es scheint vielmehr, daß Weichs auch jetzt noch die Lage falsch beurteilte. Zu dieser Zeit war die ganze deutsche Wehrmacht beeindruckt von der absehbaren Katastrophe in Stalingrad. Zusätzliche Beunruhigung entstand durch Rommels Mißerfolge in Tunesien und den Rückzug deutscher Truppen im Kaukasus. Andere Rückschläge schloß man aus. Davon zeugt das Tagebuch des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht. Man glaubte einfach nicht, daß die Sowjetarmee zu dieser Zeit, da die Stalingrader Schlacht ein riesiges Ausmaß erreichte, noch an anderer Stelle über kampfstarke Kräfte verfügte, mit denen sie eine Offensive wagen konnte. Nach dem Erinnerungsbuch «Der schwere Entschluß» von Oberst Wilhelm Adam befand sich damals die bei Stalingrad kämpfende 6. deutsche Armee, deren Oberbefehlshaber ebenfalls von Weichs war, in einer ähnlichen Lage wie die 2. ungarische Armee.

«Der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe B, Generaloberst von Weichs, und sein Generalstabschef, General der Infanterie

von Sodenstern, teilten die Befürchtungen des Armeeoberkommandos 6. Doch dem OKH und Hitler gegenüber konnten sie sich nicht durchsetzen. Die oberste Führung nahm die Meldung der 6. Armee einfach nicht ernst; sie bezweifelte, daß die Rote Armee überhaupt noch an eine Gegenoffensive denken konnte. Um der drohenden Einkesselung zu entgehen, hatte Paulus vorgeschlagen, die 6. Armee auf eine Sehnenstellung hinter den Don zurückzuziehen. Bar jeglichen Verantwortungsbewußtseins für das Leben mehrerer hunderttausend Soldaten, lehnte man den Antrag ab.» Der Generalstabschef des Heeres leitete auf Hitlers Anweisung folgenden Befehl weiter: «Die Rote Armee ist zerschlagen, sie verfügt über keine nennenswerten Reserven mehr, infolgedessen ist sie zu größeren Angriffshandlungen nicht in der Lage. Von dieser gundlegenden Ansicht muß bei jeder Beurteilung des Gegners ausgegangen werden.»

Was bedeutete im Vergleich dazu das Gejammer eines ungarischen Armeekommandeurs! War doch Weichs nicht einmal imstande, den Vorschlag von Paulus, einem Lieblingsgeneral Hitlers, durchzusetzen!

Vermutlich dachte man, daß sich Jány nur wichtig mache. Letzten Endes war doch nichts Besonderes geschehen: Im Frontbereich der 7. Division war ein sowjetischer Angriff angelaufen, den man bis zum Abend zum Stillstand gebracht hatte. Wem war das gelungen? Zwei schlecht ausgerüsteten ungarischen Regimentern und einem deutschen Regiment. Wozu brauchte man also davon viel Aufhebens zu machen? Jány bekam die Reserve nicht, basta! Mochte er damit fertig werden, so gut es ging.

Auf diese Nachricht hin geriet Generalmajor Kovács fast in Verzweiflung. Er wußte, was nun folgen würde. Er beurteilte die Lage klarer als die Heeresgruppe B: «Ich mache darauf aufmerksam, daß der morgige Tag nicht nur bislang unbekannte Fragen beantworten, sondern wahrscheinlich auch entscheidend sein wird . . .» Aber umsonst, auch diese Warnung fand kein Gehör. —

An den übrigen Abschnitten der 208 Kilometer langen ungarischen Frontlinie blieb es ruhig. Die weiter entfernt liegenden Regimenter und Armeekorps ahnten nicht einmal, was für eine gefährliche Lage sich bei Uryw herausgebildet hatte. Sie waren derart ahnungslos, daß das 22. Infanterieregiment der 6. Division, die zum III. Armeekorps gehörte, am späten Nachmittag des 13. Januar nach Einbruch der Dunkelheit ein Unternehmen durchführte. Oberleutnant Albert Faluvégi überquerte kaum 10 Kilometer nördlich von Uryw den zugefrorenen Don und kehrte mit Gefangenen und Beute zurück. Eine ebensolche Aktion führte das noch näher bei Uryw gelegene 14. Infanterieregiment der 20. Division durch: Es wurden fünf Gefangene gemacht, eine Panzerabwehrkanone und ein Maschinengewehr erbeutet. Bei der 20. Division herrschte ohnehin große Freude, denn man erwartete unter fieberhaften Vorbereitungen ein großes Ereignis: den Besuch des Fronttheaters. Margit Dayka und Manyi Kiss sollten auftreten, und sicherlich würde auch der beliebte Schlager erklingen: «Ach wie gut schmeckt doch das Cremegebäck . . .!»

Doch was geschah nun bei Uryw?

Hauptmann Mátray, Kommandeur des 1. Bataillons des 35. Regiments, meldete am 13. Januar früh um 6.30 Uhr: «Das Artilleriefeuer verstärkt sich immer mehr. Die Mannschaft erträgt das Trommelfeuer mit einer bisher nicht beobachteten Gelassenheit. Die Ausgabe des Frühstücks erfolgte planmäßig.»

Also eine neue Vorbereitung durch die Artillerie. Die sowjetischen Gefallenen vom Vortage lagen noch zwischen den Fronten. Es wurde hell. Die Temperatur betrug minus 36 Grad. Die Soldaten hockten fast vierundzwanzig Stunden in ihren Deckungen, lagen auf dem Schnee, die Hände an den Waffen. In dieser Kälte! Nachdem es völlig hell geworden war, begann der Angriff, dessen Stoßkraft sich jetzt auf das Bataillon des Hauptmanns Mátray konzentrierte. Das Bataillon des Oberstleutnants Bokor hatte ja schon am ersten Tag dieser Offensive starke Verluste erlitten; es konnte kaum noch Atem

holen. Nun begannen die Soldaten des Bokorschen Bataillons ihre Stellungen zu verlassen, sie rannten zurück. Mátrays Bataillon leistete noch Widerstand. Um 11.05 Uhr standen die sowjetischen Einheiten 600 Meter vor dem Gefechtsstand des Regimentskommandeurs. Die ganze Verteidigungslinie geriet ins Wanken. Da sprang der Kompaniechef Oberleutnant Szalay aus seiner Deckung heraus und stürzte mit den Rufen «Sturm! Los! Vorwärts!» auf die angreifende sowjetische Infanterie zu. Die Soldaten schöpften wieder Mut und stürmten dem Oberleutnant nach. Eine halbe Stunde später, um 11.40 Uhr, erreichte das Bataillon seine ursprünglichen Stellungen. Oberleutnant Szalay jedoch war gefallen, das Bataillon hatte seinen mutigsten Offizier verloren.

Und was war bei dem anderen Bataillon geschehen? Der Bataillonskommandeur Mátray und sein Kompaniechef Leutnant Vilmos Bondor waren die Seele der Verteidigung. Oberstleutnant Vécsey schrieb in sein Tagebuch: «Leutnant Bondor ist der hervorragendste Offizier des Regiments.» Um 12.30 Uhr stürmte Bondor mit einer Abteilung dem angreifenden sowjetischen Bataillon entgegen und brachte es zum Stehen. Leutnant Bondor hatte auch schon früher seinen Mut bewiesen: Am 9. Januar überquerte er den Don, vernichtete zwei sowjetische Bunker und brachte die wichtige Nachricht mit, daß «die Russen an diesem Waldabschnitt viele Truppen stehen haben müssen, und der Bereitschaftsgrad dieser Truppen ist hoch».

Vergegenwärtigen wir uns die Frontlinie des 4. Regiments. Der Regimentskommandeur befand sich irgendwo hinten. Hauptmann Kosztkas Bataillon schien noch standzuhalten; auch die Soldaten des deutschen Regiments kämpften weiter. Doch in dem freien Raum zwischen dem 35. und dem 4. Regiment flutete die sowjetische Infanterie unaufhaltsam vorwärts. Jetzt rächte sich die Bildung von leichten Divisionen. Hinter der auseinandergezogenen, lockeren Frontlinie ohne Tiefengliederung stand nur noch die Artillerie, dann folgte der fast waffenlose Train, mit dem Nachschub, den Munitionskolonnen, sanitären Einrichtungen et cetera.

Wenn die Angreifer die vordere Linie irgendwo durchbrochen haben und beträchtlich vorgestoßen sind, ist ein weiteres Durchhaltenwollen zwecklos und überflüssig. Der Leutnant Vilmos Bondor führte also seine Einheit vergebens zum Sturm — vergebens kämpfte auch das 35. Regiment, als neben ihm die durchgebrochene sowjetische Infanterie längst mit der Artillerie im Nahkampf stand; denn das war im Gange: Artilleriekommandeur Oberst Gyözö Ilkey meldete, daß am 13. Januar «... um 11.20 Uhr der Feind den Beobachtungsstand der Batterie 7/3 überrannt hat. Batteriechef Oberleutnant Gyula Holzschuster leitete das Feuer der Batterie so lange, bis der von der Seite her eingedrungene Feind die Batteriestellung vernichtete. Dann schlug er sich durch, wobei er zweimal, drei seiner Leute einmal durch Maschinenpistolenschüsse verwundet wurden. Ein Mann fiel, ein Fähnrich geriet schwer verwundet in Gefangenschaft.»

Betrachten wir diese Schilderung einmal genauer. Mit Kanonen kann man nicht auf nahe gelegene Ziele schießen. Wenn der Angreifer von der Seite her direkt an die Batterie herangekommen ist, sind die Geschütze nicht mehr zu benutzen. In solchen Fällen kommt es auf den persönlichen Mut des Batteriechefs an. Aber was er auch unternimmt, entscheidend ist dies für den Ausgang der Schlacht nicht mehr. Bei der Auswertung von Niederlagen ertönt stets die Klage: Wir haben sämtliche Geschütze verloren, alles ist den Angreifern in die Hände gefallen. Gewiß, ideal wäre es gewesen, die Geschütze zu retten. Doch dazu hätte man entweder eine Verteidigung mit Tiefengliederung haben oder der Artillerie rechtzeitig einen Rückzugsbefehl erteilen müssen. Das alles existierte und geschah aber nicht. Was also bleibt dem verantwortlichen Artillerieoffizier in dieser Situation zu tun übrig? Er kann seine Geschütze kampfuntüchtig machen und versuchen, sich mit den Überlebenden durchzuschlagen. Vielleicht gelingt es auch, im letzten Augenblick die Pferde vorzuspannen und mit den Geschützen davonzujagen. Aber in unserem Fall war das praktisch schon undurchführbar, denn die Pferde waren noch schwächer als die Soldaten: seit Monaten hatten

sie lediglich Stroh als Nahrung bekommen — und das auch nur wenig. Selbst wenn man die Gäule rechtzeitig vorgespannt hätte, würden sie an den Geschützen gezerrt haben und dann zusammengebrochen sein.

Die allgemeine Kampfsituation wurde durch folgende Operation charakterisiert:

Stellen wir uns einen starken, dicken Pfeil vor, der sich vom Donfluß her nach vorn bewegt. Das ist das angreifende sowjetische Heer. Dieser dicke Pfeil, nachdem er schon gut vorangekommen ist, teilt sich. Die sowjetischen Truppen biegen nach rechts und links ab, kreisen die Ungarn von hinten her ein und greifen die nördlich und südlich von ihnen gelegenen Einheiten, die einen Frontalangriff erwarten, von der Seite an.

Der nach Norden abschwenkende Keil stieß auf das 23. Regiment der 20. Division, die am linken Flügel des IV. Armeekorps stand. Es war das Regiment, das bereits am Tage zuvor in die Kämpfe verwickelt worden war. Regimentskommandeur Oberst János Lászay meldete um 12.37 Uhr, also etwa um die gleiche Zeit, als 10 Kilometer südlich davon Leutnant Bondor seinen Gegenangriff startete, daß sich seinem Gefechtsstand viele Panzerwagen näherten. Im Rücken der Ungarn, wo es keinerlei Widerstand gab, weil es ihn gar nicht geben konnte, stießen die sowjetischen Einheiten weiter nach Norden vor und trafen schon auf das nächste Regiment der 20. Division. Dieses 14. Infanterieregiment aus Eger hatte sich auf diesen Angriff vorbereiten können. Hier war anscheinend noch nichts verloren.

Verhielt es sich tatsächlich so? Bei der 1. Kompanie des 1. Bataillons des 14. Regiments waren im Verlauf des Monats Dezember 1942 zwei Mann verhungert und zahlreiche Soldaten infolge Ernährungsmangels erschöpft. «Die sowjetischen Granatwerfer schossen auf jede Bewegung, und man konnte selbst die Verpflegung nicht in die Laufgräben hinausschaffen», schrieb János Csima, später Oberstleutnant der Volksarmee, in seiner Studie über das Horthy-Heer. Ein einziges Bataillon hatte während eines Monats einen Verlust von

16 Köchen. Dem anfänglichen Widerstand der Soldaten des 14. Regiments mußte also sehr schnell ein völliger Kräfteverfall folgen.

Am Nachmittag erschien im Gefechtsstand der 20. Division der Kommandeur des IV. Armeekorps, Generalleutnant vitéz József Heszlényi. Er brachte seine Zufriedenheit zum Ausdruck und teilte dem Divisionskommandeur, Oberst vitéz Frigyes Vasváry, mit, daß seine Divison ab 18 Uhr zum Verband des benachbarten III. Armeekorps gehöre. Diese Verfügung halbierte die Stärke des IV. Armeekorps und unterstellte diese Einheit einem Armeekorps, das später — obwohl Heszlényi das damals noch nicht wissen konnte — unter die unmittelbare Verfügungsgewalt der Deutschen gelangte und sich somit von der 2. ungarischen Armee trennte.

Diese Maßnahme war kaum dazu angetan, den Kampfverlauf wesentlich zu beeinflussen. Entscheidend war in dieser Situation vielmehr, daß das Cramer-Korps noch immer nicht eingesetzt wurde, obwohl die Einbruchstelle bei Uryw sich ständig vergrößerte.

Als Oberstleutnant Vécsey am Nachmittag gegen 13 Uhr von einer Frontbesichtigung zum Gefechtsstand zurückkehrte, war dieser durch einen Volltreffer zerstört, ringsherum lagen gefallene Soldaten. Da tauchte eine etwa 100 Mann starke sowjetische Truppe auf. «Sie feuern aus der Bewegung, aus der Hüfte», heißt es in dem Bericht des Oberstleutnants über diese Ereignisse. Dieser Angriff konnte nicht abgewehrt werden, « . . . aber leider», so bekennt Vécsey, «mußte ich feststellen, daß wir völlig eingekreist waren. Ich ging hastig überlegend zum Gefechtsstand Bondors zurück. Wenn wir blieben — Munition hatten wir nicht mehr —, würden uns die Russen vernichten . . . Ein Teil der hier noch befindlichen 800 bis 1000 Mann und der übriggebliebenen schweren Waffen könte vielleicht gerettet werden. Doch wenn ich am Leben bliebe, käme ich, weil ich mich ohne Befehl zurückgezogen habe, vor ein Kriegsgericht. Was sollte ich tun? Es war äußerst schwer, sich zu entscheiden; in die Stellungen des 1. Bataillons war der Gegner noch nicht eingedrungen. An Munition aber waren

je Gewehr nur noch 5 bis 10 Patronen vorhanden. Mit blutigen Verlusten war zu rechnen. Ich beschloß, nach Eintritt der Dunkelheit auszubrechen. Die Verwundeten wollten wir mitnehmen.» Vécsey hatte sich also vergebens erfolgreich verteidigt. Seine Truppen waren eingekesselt.

Allmählich wurde es dunkel. Um 16.30 Uhr ließ Oberstleutnant Vécsey die Bajonette aufpflanzen: «Fällt das Bajonett! Vorwärts!» Ein blutiges Handgemenge begann. Nahkampf bei minus 35 Grad. Der Ausbruch gelang. Das 36. Regiment befand sich nun im Dorf Gorny vorläufig in Sicherheit. Hier erfuhr der Regimentskommandeur, daß der Divisionär den Ausbruchsbefehl zwar abgeschickt hatte, die Funkverbindung jedoch unterbrochen und der Meldegänger gefallen war. Der Befehl konnte deshalb seinen Bestimmungsort nicht erreichen. Generalmajor Szabó gratulierte. Aber was würde der morgige Tag bringen?

Die Division hatte keine Reserven. Unter den vergilbten Aufzeichnungen stießen wir auf einen aufschlußreichen Befehl: Die Marschkompanie des Oberleutnants vitéz Antal Varga sollte am 13. Januar 1943 um 22 Uhr aus dem Ausbildungslager an die Front ziehen. Ihre Bewaffnung: 30 Gewehre!

Der Armeebefehlshaber war sich über die Lage im klaren, er wußte, daß im Raum des Brückenkopfs bei Uryw fünf verschiedene sowjetische Divisionen im Einsatz standen. «Ich rechne damit, daß der Feind den Angriff mit starken Kräften fortführen wird. Deshalb bleiben meine gestern schriftlich niedergelegten Eindrücke und mein Vorschlag unverändert. Ich muß feststellen, daß weder meine Bitte von gestern abend noch die von heute vormittag, noch die jetzige die entsprechende Berücksichtigung erfahren haben. Auf diese Weise verlieren wir Zeit . . . Es ist zu befürchten, daß wir durch diese Verzögerung und die halben Lösungen dem Gegner in die Hände arbeiten.»

General Jány hatte also noch immer nicht die Genehmigung bekommen, die ihm zugeteilte Reserve einzusetzen. Die unzureichend bewaffnete 7. und 20. Division der 2. Armee blie-

ben ihrem Schicksal überlassen. Während der Angriff der sowjetischen Truppe am 13. Januar 1943 von etwa hundert Panzern unterstützt wurde, tauchte in dem gefährdeten Raum kein einziger ungarischer Panzerwagen auf, erschien kein einziges Flugzeug. Generalmajor Szabó drängte ungeduldig auf einen Luftangriff; er bekam ihn nicht. Im Tagesbericht des Oberkommandos der Wehrmacht steht kein Wort über die 2. ungarische Armee. Jánys sachlicher Kommentar lautete:

«Was ich erwartet habe, ist eingetroffen. Der Feind hat bei Uryw mit einer riesigen Übermacht angegriffen und unsere Truppen in einem zweitägigen Kampf nach einem zähen Ringen aufgerieben. Unsere Truppen haben — auch nach Ansicht des Kommandeurs des 429. deutschen Infanterieregiments — so gekämpft, daß sie ein hohes Lob verdienen ... Die Einheiten, die sich zur Durchführung eines Gegenangriffs versammeln, läßt der eisige Schnee und die Kälte von minus 32 Grad erstarren, ihre Widerstandsfähigkeit ist verringert, außerdem verfügen sie über keinerlei schwere Waffen. Ich muß hervorheben, daß die Truppen alles tun, wozu sie imstande sind. Kommandeure und Truppen halten bis zum äußersten durch. Infolge der oben genannten Tatsachen ist jedoch damit zu rechnen, daß man die Divisionen — wenn keine schnelle und wirksame Hilfe kommt — eine nach der anderen aufrollen und vernichten wird.»

Jány bescheinigte also nach den zweitägigen Kämpfen seinen Soldaten Mut und Standhaftigkeit, sie tun alles, «wozu sie imstande sind».

Doch da müssen wir einen Augenblick nachdenken. Gewiß, das Standhalten ist schön. Jedoch, wem nutzte es? Und wer ist hier gemeint? Die Offiziere? Oder die von der obersten Heeresführung dem Untergang preisgegebenen einfachen Soldaten, die demnach gegen ihre eigenen und die Interessen ihrer Heimat kämpften? Ist das nicht ein typisches Beispiel für den anerzogenen Untertanengeist, der diese Soldaten veranlaßte, kopflos zu gehorchen? Schüren wir da nicht ungewollt das Feuer des so leicht und oft unverantwortlich entflammenden Mythos uralter ungarischer militärischer Tugenden?

Überblicken wir die Lage objektiv.

Es ist eine Tatsache, daß die bei Uryw kämpfenden ungarischen Truppen im militärisch-fachlichen Sinn durchaus bestrebt waren, standzuhalten. Sie haben nicht in wilder Panik die Flucht ergriffen und waren nicht derart «feige», daß ihretwegen die Ostfront, die von den Deutschen angeblich so fest gehalten wurde, vorzeitig zusammenbrechen mußte. Sollten wir das nicht feststellen dürfen, sondern vielmehr die bereits gewohnte Ansicht teilen, wonach die Frontlinie innerhalb weniger Stunden zerfallen sei? So war es doch nicht. Und wenn es nicht so war, sondern so, wie wir es dokumentiert haben, dann müssen wir uns auch zu einer richtigen Deutung durchringen. Kompromittieren diese Tatsachen das ungarische Volk, die an den Don hinausgetriebenen ungarischen Soldaten? Warum sollten sie es. Wir dürfen die oberste Heeresleitung und mit ihr die damals herrschende bourgeoise Klasse, die den Krieg zynisch herbeigewünscht hatten, nicht mit der Mannschaft der Armee verwechseln. Was wußten diese Soldaten schon über den Feind? Was wußten sie über die Sowjetunion? Kriegsbegeisterung und Haß spürten sie gewiß nicht. Darüber gibt es authentische Darlegungen aus der Feder von Kommandeuren, die sich gerade deswegen beklagten. Die Soldaten hatten das Gefühl, daß man von ihnen zur Erreichung irgendeines rätselhaften Regierungszieles ein Opfer fordere und daß dieses darin bestehe, auf dem Boden eines fremden, weit entfernt gelegenen Landes unter unzumutbaren Verhältnissen einfach anwesend zu sein, zu vegetieren; denn zwei Drittel der Armee hatten bis zum Januar 1943 an keinem größeren Gefecht, an keiner Schlacht teilgenommen. Und noch etwas spielte wohl eine Rolle: Wahrscheinlich hatte sich auf Grund von Erinnerungen und mündlichen Überlieferungen aus dem ersten Weltkrieg über den russischen Soldaten ein schematisches Bild herausgebildet: Er sei fromm, geduldig, kämpfe nicht gern; doch könne er im Feuerhauch des Gefechtes mitunter zu einem harten Gegner werden. Wie war dieses Bild entstanden? Weil der russische Soldat des ersten Weltkrieges genauso widerwillig in den Kampf gezogen war wie

der ungarische Soldat des zweiten Weltkrieges. Diese Menschen konnten aber in dem Augenblick, da sie für ihre eigenen Interessen, für die proletarische Revolution kämpften, zu unbesiegbaren Helden werden, wie auch viele der ungarischen Kriegsgefangenen, als sie an der Seite der Roten Armee in den Kampf zogen. Dies zeigt einmal mehr, daß es kein feiges oder mutiges «Menschenmaterial» gibt, sondern objektive Situationen und Klasseninteressen.

Als die Schlacht am Don begann, erwarteten also die Soldaten der 2. ungarischen Armee einen Gegner, wie er ihnen auf Grund der Erinnerungen aus dem ersten Weltkrieg vorschwebte — und statt dessen kam ein beispielhaft disziplinierter, militärisch gut ausgebildeter, mit ihnen bisher unbekannten «Wunderwaffen» ausgerüsteter Gegner, der die ins Heimatland eingedrungenen Fremdlinge mit elementarer Wucht angriff und dem sogar die Witterung nichts ausmachte, sondern unterstützender Verbündeter war. Was tat nun in den ersten Augenblicken der Ankunft dieses zornigen Hausherrn der Fremdling, der genau wußte, daß er hier nichts zu suchen hatte, und der obendrein einen andersgearteten Angreifer erwartete?

Wenn auf jemanden geschossen wird und das Leben in Gefahr gerät, bleibt für politische Betrachtungen und Analysen ebensowenig Zeit wie zum Erkennen, ob man zu Recht schießt. Der Betreffende beginnt vielmehr sich zu wehren, und dabei treten die ältesten militärischen oder — wenn man so will — Jagdeigenschaften in Aktion. Diese Verteidigung kann ungeschickt, kopflos, überstürzt, also für den Bedrängten gefährlich und selbstmörderisch sein. Sie kann aber auch überlegt und unter Ausnutzung aller Möglichkeiten erfolgen, vernünftig und erfolgreich sein. Die ungarischen Soldaten reagierten am ersten Angriffstag bei Uryw auf diese zweite Art. Sie erwiesen sich keineswegs als ein militärisch minderwertiger Gegner. Die sowjetische Heeresführung hatte ihre Truppen auch rechtzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß die Ungarn harte Kämpfer sein würden.

Wir verdecken das Versagen der damaligen Kommandeure,

wenn wir die in der eintägigen blutigen Schlacht standhaltenden Soldaten der feigen Flucht bezichtigen. Damit entheben wir weiterhin das Horthy-Regime und die damals herrschende Klasse Ungarns der Verantwortung dafür, daß es diese Menschen in einen ungerechten Krieg, in einen Aggressionsfeldzug gejagt hat und obendrein — was einem Irrsinn gleichkommt — ohne ausreichende Bewaffnung und entsprechende Kleidung. Diese Männer sind erfroren, haben gelitten, den Verstand verloren, sind schneeblind geworden, verhungert; und mit dem letzten Aufflammen ihres erlöschenden Bewußtseins haben sie an das ferne Zuhause gedacht. Sie wußten mit Sicherheit, daß man die Heimat nicht am Don verteidigen muß.

Soviel über die Mannschaft. Wenden wir uns nun den Offizieren zu. Unter ihnen gab es viele, die sich feige und duckmäuserisch verhielten. Am schlimmsten aber war, daß sie die ihnen anvertrauten Leute im Stich ließen, daß sie mangelhaft ausgebildete, ungeeignete, schlechte Führer waren. Eine objektive Betrachtungsweise verlangt von uns aber auch, die Namen jener niederzuschreiben, die bestrebt waren, ohne ihr eigenes Leben zu schonen, einem anerzogenen Ideal treu zu bleiben, von dem wir heute wissen, daß es ein falsches Ideal gewesen ist. Doch sie glaubten ehrlich daran, für sie war es heilig. Warum sollen wir leugnen, daß es auch solche Offiziere gab? Ich habe nicht die Absicht, ihr Andenken mit einem falschen Glorienschein zu umgeben. Wir wissen, ein richtiger Held wäre damals derjenige gewesen, der mit den ihm anvertrauten Soldaten zusammen den ungerechten Kampf verweigert und die Waffen gegen die deutschen Aggressoren gerichtet hätte. Helden waren diejenigen — und solche gab es viele —, die in der Gefangenschaft die moralische Kraft besaßen, sich zum antifaschistischen Kampf zu bekennen und ihr Leben für ein neues Ungarn einzusetzen. Über sie werden wir noch sprechen. Doch das ist kein Grund, die anderen Tatsachen zu übergehen. Warum sollten wir minderwertiger sein als die Deutschen? «Die Deutschen, ja, das sind Soldaten!» sagen heute noch viele, selbst solche, die den Faschismus

verdammen. Dabei waren sie ebensolche Soldaten wie die Ungarn auch. Wir werden sehen, daß an den bewußten drei Tagen während der Gefechte Panikerscheinungen gleichermaßen auch bei ihnen auftraten; und das, obwohl die Wehrmachtseinheiten über wesentlich bessere Waffen verfügten. Wenn ich also mit Chronistentreue über die Geschehnisse berichte, möchte ich durchaus nicht einem unangebrachten Heldenkult das Wort reden, sondern vielmehr eine falsche Auffassung vom «Heldentum» überwinden helfen, nach der die Deutschen damals zwar grausam, aber immerhin gute Soldaten gewesen wären, die Ungarn hingegen, nun ja . . .

Mit einem Wort: ich glaube an keinen Mythos. Es gibt keine höheren und niederen Völker. Es gibt Menschen, und es gibt Klassenverhältnisse, die ihr Verhalten bestimmen. Ich glaube auch nicht an jene Legende, wonach sich das ungarische Volk unterwürfiger gezeigt hätte als die anderen durch die deutschen Faschisten unterjochten Völker.

Hingegen glaube ich, daß die herrschende ungarische Bourgeoisie, die damals für das Schicksal unserer Heimat voll verantwortlich war, sich niederträchtiger und unfähiger verhielt, als man dies selbst nach ihren eigenen Klasseninteressen hätte erwarten sollen. Wenn wir durch eine klügelnde Darstellung der Umstände und der Ursachen das Ausmaß der militärischen Niederlage verwischen und diese der angeblich panikartig geflohenen 2. ungarischen Armee zuschreiben, dann verringern wir die Verantwortung der Schuldigen.

Zweiter Teil: Stschutschje

Am 14. Januar 1943, Donnerstag frühmorgens, flog Generaloberst Jány zum meistgefährdeten Abschnitt seiner Armee: zur 20. Division, die nördlich der 7. Division postiert war. Er wollte die Kampfoperationen persönlich kontrollieren. Der im Verlauf der bisherigen Gefechte kampfunfähig gewordenen 7. Division konnte man nicht mehr helfen. Die Übriggebliebenen dieser Einheit sammelten sich im Dorf Repjewka,

das sich ungefähr 35 Kilometer westlich von Uryw am Ufer des Flusses Potudany erstreckt. Der nach Norden abgeschwenkte sowjetische Angriff bedrohte jetzt die 20. Division. Die Sowjettruppen waren bereits in ihren Rücken gelangt. Das am südlichsten gelegene 23. Regiment der 20. Division war aufgerieben. Warum wohl früher als das 4. oder 35. Regiment? Weil es nicht frontal zu seiner ausgebauten Stellung, sondern von der Seite her angegriffen worden war. Die Panzerabwehrkanonen, die man eilig zur Einbruchsstelle herübergeschleppt hatte, funktionierten nicht. Bataillonskommandeur Major Károly Várnagy berichtete: «Ich habe Panzerabwehrkanonen gesehen, die man mit darunter brennendem Stroh so weit erwärmen konnte, daß sie eine halbe Stunde lang einsatzfähig waren.» Die sowjetischen Waffen hingegen funktionierten einwandfrei. Regimentskommandeur Oberst János Lászay meldete, noch bevor Jány eintraf, um 1.30 Uhr nachts an den Divisionskommandeur Vasváry, daß man sein Regiment eingekesselt habe und deshalb ein weiterer Widerstand sinnlos sei.

Als Jány an Ort und Stelle angelangt war, fand er von der 20. Division nur noch das 14. Regiment intakt, das zu dieser Zeit jedoch schon zum III. Armeekorps gehörte. Das Regiment aus Eger kämpfte im Dorf Storoschewoje erbittert. Der Kommandeur des III. Armeekorps hatte beschlossen, seine Kräfte umzugruppieren, und ordnete deshalb um 15 Uhr den Rückzug der gesamten 20. Division an.

Bis dahin jedoch stellte ein anderes Ereignis die Kämpfe der 20. Division in den Schatten.

Während Jány die bis zu diesem Augenblick am meisten gefährdete Stelle seiner Armee inspizierte, begann — 50 Kilometer Luftlinie vom 14. Regiment entfernt, in Wirklichkeit infolge der Krümmungen und Windungen des Flusses noch viel weiter — im Bereich der 12. Division des VII. Armeekorps am Brückenkopf bei Stschutschje ein neuer sowjetischer Angriff.

Ein vorzüglich ausgenützter Zeitpunkt! Seit dem Durchbruch bei Uryw waren erst zwei Tage vergangen. Alle Auf-

merksamkeit des ungarischen Kommandos konzentrierte sich auf das IV. Armeekorps. Es herrschte unverändert kaltes Wetter. Die sowjetische Heeresführung hielt eine weitere Überraschung bereit: Sie griff am Brückenkopf bei Stschutschje mit erheblichen Kräften an und obendrein mit anderen Methoden und mit sehr starker Panzerunterstützung. Und der Zeitpunkt! Das vor Stschutschje stehende 48. Regiment hätte gerade an diesem Tag, am 14. Januar, abgelöst werden sollen. Voller Freude rüsteten alle bereits zum Aufbruch. Beendigt schien die Qual des Fronteinsatzes. Und nun plötzlich dieser Angriff! Es unterliegt keinem Zweifel, daß die sowjetische Aufklärung zuverlässig gearbeitet hat.

Die Lage der 12. Division war ungünstiger als die der 7. Schlagen wir doch einmal den Operationsbefehl auf, der ihre Plazierung beschreibt:

«Die Frontlinie des 18. und des 48. Infanterieregiments. In der Nähe von Nikolskij ist das Donufer ein Steilhang. Abschüssige, vom Wasser gegrabene Spalten sind charakteristisch für dieses Gelände. Nördlich von Nikolskij beträgt die Uferhöhe 100 bis 200 Meter. Stellenweise ragen aus dem Don Inseln hervor. Am linken Ufer erstrecken sich ausgedehnte Wälder. Die hohen Ufer des Flusses bieten eine gute Möglichkeit zur Verteidigung. Ein ausgebautes Straßennetz gibt es nicht. Östlich des Dorfes Nikolskij, in Richtung Stschutschje und Presnaja, unterbrechen nur die vom Regenwasser verursachten Bodenrisse die Oberfläche des Geländes. Neben Stschutschje, am rechten Ufer des Don, befindet sich ein sowjetischer Brückenkopf. In diesem Gebiet gibt es dichte Laubwälder. Die Frontlinie verläuft auf einem höher gelegenen Gelände. Eine ausgebaute Straße ist nicht vorhanden.»

Erwähnt sei noch die Meinung des Regimentskommandeurs Oberst Ferenc Lészay: «Im Verteidigungsbereich gab es Stellen, wo auf einer Länge von einem Kilometer gar keine Truppen waren.»

Dieses 48. Regiment der 12. Division war stark geschwächt. «Viele sterben an Entkräftung», bekundete Oberst Lészay schon im Dezember 1942. Hinzu kam noch eine besondere

Situation. In der Mannschaft gab es zahlreiche Zuchthäusler, Kriminelle, denen man die Freiheit versprochen hatte, wenn sie sich an die Front melden. Bataillonskommandeur Oberstleutnant Albert Ersek berichtete:

«Die Einreihung der Zuchthäusler in die Truppe erreichte nicht das gewünschte Ziel, da die unbelasteten, ehrenhaft kämpfenden Soldaten diese Maßnahme als Herabsetzung ihres eigenen Wertes empfanden.» Das heißt: sie begriffen, daß sie genauso zum Tode verurteilt waren wie die Zuchthäusler . . .

Der Roman «Vergessene Menschen» von Endre Birkás kommt uns in den Sinn:

«Vom Don her blitzte Mündungsfeuer in den sternenlosen, düsteren Himmel . . . An der Spitze des Zuges führten Zuchthäusler Verladearbeiten durch . . . Unter ihnen befand sich ein berüchtigter Frauenmörder, der angeblich in den österreichischen Alpen seine Frau mit einem Seidentuch erdrosselt und die Leiche dann in eine Schlucht geworfen hatte, um einen Unfall vorzutäuschen. Ende der zwanziger Jahre schrieben monatelang die Zeitungen über ihn. Er war ein alter Bekannter am Verladeplatz. Sein priesterlich anmutendes Gesicht mit dem klugen Blick hinter der Brille fiel unter seinen Gefährten auf. An seinen Manieren und seiner Sprache konnte man spüren, daß er nicht irgendwer war . . ., Zwei Jahre habe ich noch, bitte', sagte er lächelnd, ‚dann werde ich es schon beweisen, daß man mich unschuldig verurteilt hat. Ich lasse die Sache nicht auf sich beruhen.'»

Und gerade hier, bei Stschutschje, setzte das sowjetische Kommando der Woronesher Front massiert Panzer ein. «Die 3. Panzerarmee und die 18. Schützendivision begannen am 14. Januar 1943 den Angriff . . . Bis zum Abend des 14. Januar durchbrachen die sowjetischen Truppen in allen drei Richtungen die Verteidigungslinie des Feindes», schreiben die Autoren des bereits früher zitierten sowjetischen kriegsgeschichtlichen Werkes.

Früh um 5.40 Uhr begann die Angriffsvorbereitung durch die Artillerie; sie hielt eine Stunde lang an, bis 6.40 Uhr. Um

6.45 Uhr tauchten 80 Meter vor den ungarischen Stellungen Panzerwagen auf. «Meine Panzerabwehr stand ein bis zwei Kilometer hinter der eigenen Verteidigungslinie, das Feuer konnte erst eröffnet werden, wenn die feindlichen Panzer die eigene Verteidigungslinie weit überschritten hatten», meldete Oberst Lészay. In einer Breite von 3 Kilometern griffen die Panzer an, dahinter kam die Infanterie, sie «. . . bewegte sich in kleinen Kolonnen vorwärts, die einzelnen Soldaten ohne Abstand, dichtgeschlossen, an der Spitze ihre Offiziere», schrieb der verblüffte Kommandeur des 48. Regiments. Ein furchterregender Anblick! Und die Panzerwagen! So viele Panzer im Angriff hatten ungarische Soldaten noch nie gesehen. Unter ihnen brach die Panzerpanik aus. In seinem Film «Ballade vom Soldaten» gibt Grigori Tschuchray eine glänzende künstlerische Darstellung der überwältigenden, lähmenden Wirkung eines Panzerangriffs. Ein Soldat, der nur über ein Gewehr verfügt, hat das Gefühl, eine unbekannte und unbesiegbare Macht steuere auf ihn zu, wolle ihn zerstampfen. Die sonst im Kampf bewiesene Geistesgegenwart verläßt ihn. In solchen Situationen kommt es nur sehr wenigen in den Sinn, daß ein einzelner Panzer für den Infanteristen keine so große Gefahr bedeutet, denn wenn man ihn nahe genug herankommen läßt, ist er mit einer Handgranate, die man zwischen die Raupenketten wirft, sogar besiegbar.

Um 7 Uhr erreichten die Kampfwagen der 3. sowjetischen Panzerarmee und die Soldaten der 18. sowjetischen Schützendivision den Abschnitt des 48. Regiments und durchbrachen ihn innerhalb weniger Minuten. Das 1. Bataillon wurde vernichtet. Das 3. Bataillon vermochte anfangs noch zu widerstehen, ein erbitterter, doch aussichtsloser Kampf! Um 7.45 Uhr meldete Bataillonskommandeur Oberstleutnant Gyula Horvay, ein weiterer Kampf sei sinnlos. Er verlangte den Befehl zum Rückzug. Oberst Lészay schrieb stolz in seinen Frontbericht: «Den habe ich aufs entschiedenste verweigert.» Um 9 Uhr, nach einem übermenschlichen Kampf, meldete Oberstleutnant Horvay abermals, daß ein weiteres Blutvergießen unverantwortlich sei. Der Regimentskommandeur, der es vor-

zog, nicht nach vorn zu seinen Truppen zu gehen, wußte auch jetzt nichts Besseres zu sagen als «nein». Hierauf wählte Oberstleutnant Horvay den in solchen Fällen üblichen Soldatentod: Er gab das Kommando zum Sturmangriff, und um 10 Uhr fiel er. Acht Monate später bekam der tote Oberstleutnant als «Anerkennung» das Offizierskreuz des Ungarischen Verdienstordens mit Kriegsband und Schwertern. Das 48. Regiment aber war gänzlich vernichtet worden!

Am nächsten Morgen zählte Oberst Lészay die Überlebenden: Es waren zweihundert Mann. Das Regiment, das ja hatte heimkehren sollen, hatte nur geringen Widerstand geleistet. «Leutnant Zanyi, der an der Südseite des Dorfes in Verteidigungsstellung lag, meldete mir weinend, daß ihm seine Leute davongelaufen seien und er seine Stellung nicht halten könne», teilte Oberst Lészay achselzuckend dem Divisionskommandeur mit.

Etwas erfolgreicher verteidigte sich das andere Regiment der Division, das 18. Infanterieregiment aus Szekszárd unter dem Kommando von Oberst vitéz Arpád Matláry, das nördlich vom 48. Regiment lag. Während der einstündigen Artillerievorbereitung registrierte der Kommandeur des 2. Bataillons, Hauptmann István Hegedüs, die Einschläge auf das von seiner Einheit gehaltene Gebiet: Etwa zehn Salvengeschütze, vier mittlere Batterien und zahlreiche Minenwerfer beschossen seine Stellung.

Die erste Welle erreichte das 18. Regiment um 7.45 Uhr. «Dieser Angriff geriet im Abwehrfeuer unserer Waffen ins Stocken . . . Anschließend erschienen die Panzer und nahmen unsere schweren Waffen unter Beschuß.» Gegen 10 Uhr standen schon 17 Panzer über den Laufgräben des 2. Bataillons. Die Verteidiger konnten sich nicht mehr rühren.

Unterdessen versammelte sich das 3. Bataillon des 18. Regiments hinter den Häusergruppen des Dorfes Michajlowsky. Major Elemér Danos — wir zitieren wiederum nur die Tatsachen — ging, obwohl die russische Artillerie das Dorf bereits mit Feuer belegte, « . . . mitten auf die Straße, hielt eine kurze, ernste, ermutigende Rede vor dem Kampf und führte dann

seine Soldaten zum Angriff. Er wurde am Oberschenkel und am rechten Unterarm verwundet; trotzdem ging er weiter vor mit seiner Einheit, um das bedrängte 2. Bataillon herauszuhauen.» Der Gegenangriff gelang, es konnten 400 Mann gefangengenommen werden, die der Major nach hinten führen ließ. Er selbst blieb nun verwundet liegen. Später erfuhr er, daß die Deutschen — wahrscheinlich die Soldaten der 168. deutschen Division des Cramer-Korps, das hinter den Ungarn stationiert war — die Gefangenen mit Maschinengewehren niedergemetzelt hatten.

Einer seiner Kompaniechefs, Oberleutnant József Sári, setzte den Gegenangriff fort. Das 2. Bataillon wurde freigekämpft und konnte gegen Mittag den Rückzug beginnen. Oberleutnant Sári jedoch fiel verletzt in Gefangenschaft. Als seine Soldaten das sahen, setzten sie zum Sturm an und befreiten ihren Kommandeur. So behauptete das 18.Infanterieregiment in erbitterten Kämpfen bis 16 Uhr die Stellung; dann bekam es den Befehl zum Rückzug.

«Wir verteidigten uns bis zum letzten Augenblick und haben uns auf Befehl zurückgezogen», stellte Kompaniechef Oberleutnant Béla Pásztor zufrieden fest. Dieser Offizier — wir wollen uns seinen Namen merken — sann viel über die eigenartige «Freundschaft» der deutschen Verbündeten nach.

All dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß die 12. Division bis zum Abend des 14. Januar 1943 vernichtet wurde. Generalmajor vitéz Ulászló Solymossy schrieb resigniert: «. . . in den frühen Nachmittagsstunden war die Frontlinie der 12. leichten Division schon in voller Breite aufgelöst . . . Unsere Artillerie war vollständig zerstört; eine Reserve, die den Feind länger als eine Viertelstunde hätte aufhalten können, stand uns nicht mehr zur Verfügung. In dieser Situation fragte ich telefonisch beim Armeekorpskommando an, ob es unter diesen Umständen die Aufrechterhaltung des Gefechtsstandes des Divisionskommandeurs wünsche; dann nämlich würde die Divisionskommandantur spätestens in ein bis zwei Stunden entweder zugrunde gehen oder in Gefangenschaft geraten, ohne die Lage auch nur im geringsten beeinflussen zu können.

Der Herr Armeekorpskommandeur — Generalmajor János Legeza — entschied sich sogleich zur Rücknahme des Divisionsstabs und stimmte zu, daß ich meinen Gefechtsstand von Petrowskaja nach Krutjec verlege.» Die Abfassung dieser schrecklich umständlichen Sätze dauerte vermutlich länger als der Rückzug selbst. Generalmajor Solymossy entfernte sich jedenfalls innerhalb weniger Minuten, und «in der entstandenen Panik riß uns eine irrsinnig gewordene Menge mit . . . Erst nach einem Rennen über zwei Kilometer kamen wir wieder zu Atem.» Der Kommandeur der 12. Division rannte also davon, was das Zeug hielt, genau wie seine Soldaten, denen es gerade noch gelungen war, sich vom Feinde abzusetzen; mit dem Unterschied freilich, daß diese Soldaten der vergeblichen Hoffnung auf Heimkehr nachrannten, während General Solymossy gerade erst von dort gekommen war. Um 19 Uhr erreichte Solymossy das Dorf Krutjec. Hier fand er Deutsche vor. Aber er jagte auch von hier weiter, und es begann eine Schwejksche Irrfahrt: Er tauchte immer gerade dort auf, wo augenblicklich Ruhe herrschte . . .

Bis zum Abend des 14. Januar waren an zwei Einbruchsstellen drei ungarische Divisionen vernichtet worden: die 12., die 7. und die 20., das heißt ein Drittel der 2. Armee. Die Reserve, das beinahe schon als Phantom anmutende Cramer-Corps, rührte sich immer noch nicht. Aber der Armee verblieben ja noch sechs Divisionen. Diese waren verläufig unangetastet geblieben, ja oben im Norden, bei der 9. Division, ahnte man nicht einmal, was inzwischen geschehen war.

Doch das war nur die augenblickliche Lage. Den linken Nachbarn der aufgeriebenen 20. Division, die 6. Division, bedrängten am Donnerstag die von der Seite her angreifenden sowjetischen Kräfte nämlich schon so sehr, daß der Gefechtsstand der Division im Dorf Oskino bis zum Abend eingekesselt war. Dadurch drohte dem gesamten III. Armeekorps Gefahr. Dieses Korps wurde bis zum Donnerstagabend von der ungarischen Armee getrennt: Zwischen dem IV. Korps, dem VII. Korps, dem gemeinsamen Block des Armeeoberkommandos und dem III. Armeekorps entstand eine sich immer mehr

ausweitende Kluft, und dieser Raum wurde von den sowjetischen Einheiten der Woronesher Front beherrscht.

Am einfachsten ist es, wenn wir auf unserer Karte von der Stadt Gheorghiu-Dej aus eine gerade Linie ziehen bis zu der von ihr westlich am Ufer des Flusses Oskol gelegenen Stadt Tschernyanka: Nördlich von dieser Scheide lag damals das III. Armeekorps, südlich davon die übriggebliebenen Teile der 2. Armee mit dem Brückenkopf bei Stschutschje und der dort immer mehr Boden gewinnenden sowjetischen Panzerarmee.

Was konnte in dieser Situation der Armeebefehlshaber tun? Er forderte erneut das Cramer-Korps an, und schließlich bekam er es auch: Am 14. Januar 1943 abends teilte die Heeresgruppe B Jány mit, daß der Führer dem Einsatz des Reservekorps zugestimmt habe. Aber was nützte das jetzt noch! Die Genehmigung hatte keinerlei praktischen Nutzen mehr, lag doch das Cramer-Korps hinter der 12. Division, die beim Einbruch bei Stschutschje gerade an diesem Tag aufgerieben worden war. Das heißt also, das Sonderkorps mußte nun kämpfen, ob es wollte oder nicht. Dies geschah nicht auf Weisung Jánys, die Rote Armee zwang vielmehr dazu.

Demnach blieb dem Generalobersten Jány an diesem Tage nur der Erlaß eines einzigen Befehls, nämlich, daß sich die aus ihren Stellungen geworfenen Truppen in die Dörfer zurückziehen sollten. «Jede andere Lösung führt zu Massenerfrierungen.» Diese Anordnung läßt einen wichtigen Entschluß erahnen: Der Befehlshaber der Armee hatte möglicherweise beschlossen, den Rest seiner Truppen zurückzuziehen und neu zu ordnen. Er hielt es für aussichtslos, die erschöpften Truppen weiter zum Kampf zu zwingen. Es ist jedoch nicht sicher, ob Baron Weichs die gleiche Meinung vertrat. Das Tagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, in dem die ungarische Armee an diesem Tag das erste Mal Erwähnung fand, widmete diesem Thema ganze zwei Sätze. Daraus ist zu schließen, daß Feldmarschall Keitel der Angelegenheit vorläufig keine besondere Bedeutung beigemessen hat: «Bei der ungarischen Armee hat der Feind die Einbruchsstelle ausge-

weitet. Die Gegenmaßnahmen sind gescheitert, und demzufolge konnte der Feind von Storoshewoje in westlicher Richtung 20 Kilometer vordringen.»

Nur die ungarische Presse zu Hause war da optimistischer: «Die ungarischen Truppen haben den am Don entlang angreifenden Feind zurückgeschlagen und ihm schwere Verluste zugefügt», konnte man auf der Titelseite der «Pesti Hirlap» (Pester Nachrichten) vom 13. Januar 1943 lesen. Die Donnerstagausgabe vom 15. Januar aber teilte zufrieden mit, daß «südlich von Woronesh die sowjetischen Angriffe gegen die ungarischen und deutschen Stellungen zusammengebrochen sind». Es war demnach alles in Ordnung. Die zur Arbeit eilenden Abonnenten der Zeitung konnten also beruhigt weiterblättern und sich gar bald in die wirkliche Budapester Sensation des Januar 1943 vertiefen: Am Abend des 14. Januar hatte in dem Budapester Vorort Köbánya ein unbekannt gebliebener Mann — man wußte nur, daß er eine Pelzmütze und eine Joppe trug — eine abenteuerlich lebende, trunksüchtige Tänzerin ermordet; ihr zerstückelter Körper wurde von den dort exerzierenden Soldaten unter dem Schnee gefunden. Endlich etwas Erregendes: Ob sie den Mörder wohl finden werden?

Der General

«Herr Generaloberst Jány mögen nun frei disponieren, denn hier geht es um das Schicksal der ungarischen Armee.» — Generalmajor von Witzleben, deutscher Verbindungsoffizier im Stab der 2. ungarischen Armee, 15. Januar 1943

Am 15. Januar 1943 um 9.20 Uhr rief Armeekommandeur Gusztáv Jány seinen militärischen Vorgesetzten, Generaloberst Maximilian Freiherr von Weichs, Kommandeur der Heeresgruppe B, an. Das etwa zwanzig Minuten dauernde Gespräch entschied über das weitere Schicksal der 2. ungarischen Armee.

Der ungarische General hatte eine schwere Nacht, bevor er zum Hörer des Feldtelefons griff.

Innerhalb von drei Tagen, Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, hatten zwei Armeen und ein Korps der sowjetischen Woronesher Front die improvisierten ungarischen Verteidigungsstellungen entlang des Don an zwei Stellen durchbrochen, ein Drittel der Truppen aufgerieben, die 2. Armee in eine nördliche und eine südliche Gruppe gespalten und waren nun bestrebt, durch umfassende Bewegungen die noch am Ufer des Don stehenden Divisionen einzukesseln. Die Panzerspitzen der Roten Armee näherten sich bereits dem Stabsquartier des Armeebefehlshabers. Eine Reserve gab es nicht. Und wenn auch eine vorhanden gewesen wäre: Die Panzer der 1. ungarischen Panzerdivision waren bei dem hohen Schnee und in einer solchen Kälte bewegungsunfähig. Die Fliegerbrigade konnte ebenfalls wegen der Kälte keine Luftunterstützung geben, sie war auch ohnehin nicht dazu geeignet, an-

greifende Infanterie wirksam aufzuhalten. Die Soldaten waren erschöpft, ihre Waffen, die Munition und die Verpflegung gingen zur Neige. Vergebens standen fünf bis sechs Divisionen am Don und verteidigten sich voller Mut und Todesverachtung: Den Ausgang der Schlacht konnten sie nicht mehr entscheiden. Deshalb mahnte der gesunde Menschenverstand zur Rücknahme der Truppen. Wir zitieren aus dem Tagebuch des Armeekommandos:

«Im Verlauf des Tages wurde es offenbar, daß:

a) zur Wiederherstellung der ursprünglichen Frontlinie keine Hoffnung besteht;

b) man in der gegebenen Situation nicht standhalten kann (Erschöpfung der Truppen, außergewöhnliche Kälte);

c) ein planmäßiger Rückzug kaum noch möglich sein wird;

d) auch im Falle einer Einkesselung nicht zu erwarten ist, daß wir längere Zeit standhalten können, denn dazu sind wir materiell nicht gerüstet.»

Was war also zu tun?

«Wir müssen dem feindlichen Druck nachgeben und bestrebt sein, uns vom Feind abzusetzen.»

Einsichtsvolle Worte, und das um so mehr, als an diesem Tag, am Morgen des 15. Januar, Generaloberst von Weichs das III. Armeekorps aus dem Kommando Jánys herausnahm und der 2. deutschen Armee unterstellte. Damit war Jánys Heer auf zwei Armeekorps zusammengeschmolzen. Ein Drittel der 2. ungarischen Armee war dem deutschen Kommando ausgeliefert. Das weitere Schicksal des III. Armeekorps blieb Gusztáv Jány und seinem Stab lange Zeit hindurch unbekannt.

Man hatte also zu entscheiden, was mit den noch verbliebenen 120 000 bis 150 000 Mann geschehen sollte. Jány mußte wissen, daß er vor der ungarischen Nation und der ungarischen Geschichte für diese Menschen verantwortlich war. Vom militärisch-fachlichen Standpunkt aus betrachtet, mochte er ein reines Gewissen haben: Er hatte den Angriff erwartet, die Behebung der Mängel verlangt, auf die Ablösung der Truppen gedrängt, die Kampfsituation richtig eingeschätzt,

beizeiten den Einsatz der Reserve gefordert. Es lag nicht an ihm, daß er diese Reserve nicht bekommen hatte. Zweifellos war die Verteidigungsaufstellung der Armee und überhaupt der Gedanke an eine Flußverteidigung entlang eines 50 bis 60 Meter breiten Stroms mit zahlreichen Furten falsch gewesen. Trotz besseren Wissens hatte Jány sich der Konzeption des deutschen Oberkommandos gefügt. Jetzt hätte er noch mehrere Möglichkeiten gehabt. Für Berufssoldaten bedeutet Verteidigung niemals oder nur selten den hartnäckigen Verbleib in der einmal eingenommenen Stellung, den um jeden Zentimeter Boden ringenden Kampf. Eine auf dem stetigen Wechsel des Kampfgeländes basierende elastische Verteidigung kann durchaus erfolgreich sein; die bravouröse sowjetische Verteidigung Moskaus gab hierfür ein glänzendes Beispiel. Wie wir schon erwähnten, wurde diese von der ungarischen Felddienstordnung geradezu empfohlene Kampfmethode durch die Weisungen des Führerbefehls und des ungarischen Oberkommandos verboten. «Es gibt kein Zurück, nur ein Vorwärts!»

Jány war aber gelegentlich schon zurückgewichen, hatte mehreren Einheiten selbst den Rückzugsbefehl gegeben. Vielleicht kannte er die Ansicht des Generalobersten Szombathelyi, seines ungarischen Vorgesetzten, daß nämlich die Deutschen zu dieser Zeit den Krieg schon verloren hätten und wir Ungarn dementsprechend vorsichtig lavieren müßten. Zur entscheidenden Rettungstat waren Jány aber die Hände gebunden durch den vom ungarischen Oberkommando zynisch weitergeleiteten Führerbefehl. Da es ihm an dem Mut zu eigenem selbständigem Handeln mangelte, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich an Baron Weichs zu wenden. Das war um so wichtiger, als die Unterstellung des III. Korps unter das Kommando der 2. deutschen Armee die drohende Gefahr heraufbeschwor, daß man im Falle weiterer Niederlagen dem ungarischen Kommandeur die Befehlsgewalt über seine eigene Armee entziehen würde. Schon aus Gründen der Eitelkeit konnte Jány das nicht genehm sein. Natürlich können wir fragen: Warum hätte Jány um ein Heer kämpfen sollen, das

von vornherein bewußt zum Untergang verurteilt worden war? Wenn dieser ungarische General auch keine humanen Erwägungen angestellt haben mag, so mußte ihm doch eines bewußt sein: Man hatte ihm diese Armee anvertraut, und mit ihr verband sich sein eigenes Schicksal. Wahrscheinlich sah er auch, daß die Niederlage seiner Armee keine isolierte Erscheinung war; das Schicksal Stalingrads war besiegelt, den Nachbarn rechter Hand, die italienische Armee, hatte man vernichtend geschlagen; die sowjetische Heeresführung verfügte über unerschöpflich scheinende Reserven. Starke Kräfte würden erfolgreich vordringen, vielleicht bis Kursk, vielleicht bis Charkow. Es unterlag keinem Zweifel, daß 1943 das Jahr weiterer sowjetischer Siege werden würde. Welche politischen Folgen dies haben konnte, war nicht Jánys Sache. Wo, wie, unter welchen Bedingungen und mit wessen Sieg der Krieg endete, war im Augenblick unwichtig.

Jány, als unerschütterlicher Bejaher der militärpolitischen Prinzipien Horthys, stand am Don, um der ungarischen Regierung — erkauft durch das Blutopfer der 2. Armee — im Falle eines zukünftigen Sieges einen Anteil an der Beute zu sichern. Wichtig ist es auch, uns vor Augen zu halten, daß Jány Berufssoldat war, der Krieg galt ihm als Lebenselement. Für ihn war die Führung einer Armee eine fachlich interessante Aufgabe; und Kampferfahrungen hatten seiner Ansicht nach für die Weiterentwicklung der königlichen Armee einen unschätzbaren Wert.

Im Augenblick jedoch war es gerade um die militärisch-fachliche Seite seines Ehrgeizes recht schlecht bestellt: Es gab keine Aufgaben mehr. Die Mission der 2. ungarischen Armee war beendet. Sie hatte eine Niederlage erlitten und mußte den Kampf aufgeben. Ein Berufssoldat darf — obwohl, wie wir schon sagten, sein Element der Krieg ist — nicht Bejaher unnötigen Blutvergießens sein. Die «Berufsehre» verlangt von einem guten Heerführer, daß er erkennt, wann er einen Feldzug beenden muß und ob der Augenblick gekommen ist, in dem ein Weiterkämpfen Dilettantismus bedeutet.

Aber so einfach mit seiner Armee nach Hause gehen konnte

er auch nicht. Er mußte sich für neue Aufgaben bereit halten. Jány wußte jedoch nicht einmal, was nach den Überlegungen höherer Kommandostellen die Aufgabe seiner Armee sein sollte. Wo lag, nachdem die Linie am Don bereits durchbrochen war, sein nächster Verteidigungsabschnitt? Er wußte es nicht. Wozu sollte er dann unnötig ungarisches Blut vergießen? Was war zu tun?

Jetzt rächte sich jener eigenartige Umstand, daß die ungarische Armee keine unmittelbare Verbindung zum zuständigen Oberkommando hatte, daß es im deutschen Hauptquartier keinen ungarischen Verbindungsstab gab, daß man dessen Aufgabe dem ungarischen Militärattaché in Berlin übertragen hatte.

Jánys unmittelbarer Vorgesetzter war bekanntlich der Befehlshaber der Heeresgruppe B, ein deutscher General, der die Ungarn ohnehin nicht gut leiden konnte. Warum sollte sich dieser Kommandeur jetzt mit den Ungarn abgeben, da der Führer wegen Stalingrad tobte und das ganze Oberkommando sich über die Niederlagen des Generals Erwin Rommel in Tunesien ärgerte? Mochten die Ungarn nur bleiben, wo sie gerade waren. Auch wenn ihre Bewaffnung schlecht war, so bremste doch ihre bloße Anwesenheit den Schwung des sowjetischen Vormarsches und gewährte etwas Zeit zur Vorbereitung einer neuen Verteidigungslinie.

Der ungarische General rief also seinen Vorgesetzten an. Er bemühte sich, eindringlich zu sprechen und überzeugend zu argumentieren. Zunächst meldete er, daß der Durchbruch bei Stschutschje und die Verzögerung des Einsatzes der Reserve die 2. ungarische Armee in eine kritische Lage gebracht hätten. «Es wird kaum noch möglich sein, die Einbruchsstelle abzuriegeln . . . , und auch der Gegenangriff kann keinen entscheidenden Erfolg bringen.» Gemeint ist der Einsatz des Cramer-Korps.

Dann beklagte er sich über die mangelnde Information; denn Weichs hatte es nicht für nötig gehalten, ihn über den Stand der gesamten Frontlinie regelmäßig zu unterrichten. Bei genauer Kenntnis der Lage hätte er eventuell andere

Entscheidungen treffen können. Jány konnte freilich nicht wissen, daß ihn Weichs nicht informieren durfte, weil ein Führerbefehl dies ausdrücklich untersagte. Am 19. Juni 1942 hatte nämlich die sowjetische Luftabwehr die Maschine des Majors Reichel, des Chefs der Operationsabteilung der 23. deutschen Panzerdivision, abgeschossen. Auf diese Weise waren der sowjetischen Abwehr die Pläne für die Angriffsoperation der Deutschen für den Sommer 1942 mitsamt den Durchführungsbestimmungen, Landkarten und Befehlen in die Hände gefallen. Informationsspähtrupps fanden zwar die Leichen des Majors und des Piloten, jedoch nicht die Akten. Hitler tobte: Er ließ den Kommandierenden General der Panzertruppe und dessen Stabschef — beide traf keine Schuld an diesem Vorfall — vor ein Militärgericht stellen und verurteilen. Dann ordnete er an, daß in Zukunft kein einziger Kommandeur mehr über die Aufgaben der ihm benachbarten Einheiten informiert werden durfte. Hierzu die Meinung des Obersten Wilhelm Adam: «Dieser Befehl mußte so stur gehandhabt werden, daß er eine koordinierte Kampfführung sehr erschwerte . . .»

Schließlich kam Jány auf sein Hauptanliegen zu sprechen: Ein weiteres Durchhalten habe keinen Sinn, die Truppen müßten zurückgezogen werden. Jány befürchtete nämlich, man würde ihm — getrennt von den eigenen Truppen — die Befehlsgewalt entziehen, und das um so mehr, da ihm — wie es scheint — das Cramer-Korps auch weiterhin nicht gehorchte. Es handelte nach eigenem Ermessen. Als Jány dies Weichs mitteilte, berief sich dieser wieder auf das Führer-Hauptquartier. «Die Zusage brauche ich dringend, damit der rechte Flügel meiner Armee gedeckt ist», äußerte Jány.

Weichs' genaue Antwort kennen wir nicht, wahrscheinlich fing er an zu drohen; er wollte von einem Rückzug überhaupt nichts hören. Er hat wohl den ungarischen General geradezu erpreßt; denn am Ende des Gesprächs sagte dieser kurz und bündig: «Wenn wir sterben müssen, dann sterben wir eben.» Aber er selbst werde auch auf seinem Platz bleiben und sich nicht zurückziehen. Das mag wiederum ein geschickter Erpressungsversuch Jánys gegenüber Weichs gewesen sein; denn

das deutsche Hauptquartier hätte sich durchaus nicht darüber gefreut, wenn ein ungarischer General eventuell lebend in sowjetische Gefangenschaft geraten wäre und dort wer weiß was über seine deutschen Verbündeten ausgesagt hätte. Jány erklärte schließlich, daß er nun keinen Schritt aus Alexejewka tun werde. Daraufhin sagte Generaloberst von Weichs kurz: «Ich befehle Ihnen, Ihren Gefechtsstand nach Nowy Oskol zu verlegen, 60 Kilometer westlich von Alexejewka.» Jány antwortete, er werde sich das noch überlegen.

So endete das Telefongespräch. Die Entscheidung über die Zurücknahme der 2. ungarischen Armee blieb in der Schwebe. Jány hatte im Grunde bei seinem Vorgesetzten gar nichts erreicht. Womit mag wohl Generaloberst von Weichs Gusztáv Jány erpreßt haben? Wahrscheinlich mit der Drohung, die ungarische Armee für den ohnehin eintretenden allgemeinen Rückzug verantwortlich zu machen.

Weichs wußte natürlich genau, daß ein Standhalten bis zum letzten Mann sinnlos war. Deshalb brachte er diese Meinung möglicherweise durch seinen Verbindungsgeneral dem ungarischen Armeebefehlshaber zur Kenntnis, oder Generalmajor von Witzleben riet Jány aus eigener Initiative, er möge doch als souveräner ungarischer Führer unabhängig von Weichs entscheiden.

Denn kaum hatte Jány den Hörer aufgelegt, da meldete sich auch schon von Witzleben und drängte um 9.45 Uhr telefonisch, dann um 12 Uhr in einer persönlichen Begegnung, Jány möge mit seinem Stab «vorläufig nach Budjonny» und später nach Nowy Oskol übersiedeln. Jány blieb unbeugsam. Er beschloß, sich einkesseln zu lassen. Daraufhin bat Witzleben um ein längeres Gespräch, das zwischen 12.10 Uhr und 12.50 Uhr stattfand.

Wir wollen jetzt nicht darüber nachsinnen, ob Witzleben seine Vorschläge auf Befehl der Heeresgruppe B oder aus eigenem Antrieb Jány unterbreitet hat. Wesentlich ist: Ein deutscher General, dessen Bruder ein Jahr und fünf Monate später, an einem Eisenhaken hängend, sterben mußte, weil er sich an die Spitze einer militärischen Verschwörung gegen

Hitler stellte, bot Jány jene Argumente, die es ihm ermöglichten, seine Armee zurückzuziehen. Entscheidend war folgender Hinweis: «Ich schlage vor, der Herr Armeekommandeur möge selbst darüber entscheiden, als souveräner ungarischer Führer, ohne die Ansicht der Heeresgruppe B zu erfragen.»

Der Armee-Generalstabschef Generalmajor vitéz Gyula Kovács, Teilnehmer dieses Gesprächs, wandte dagegen ein: «Ich kann das nicht empfehlen, dann wären nämlich wir die Sündenböcke für die Rücknahme des rechten Flügels an der Ostfront. Darüber würde die deutsche Presse sogar noch nach hundert Jahren schreiben.»

Worauf Witzleben wiederholte, was er schon gesagt hatte: «Ich schlage nochmals vor, daß Herr Generaloberst Jány nunmehr frei entscheide; denn hier geht es um das Schicksal der ungarischen Armee.»

Das war es, was Jány hätte tun müssen, und das sagen wir auch aus heutiger Sicht. Diesen Rat gab aber damals schon ein deutscher General einem ungarischen General.

Vergegenwärtigen wir uns in ihrem ganzen Ausmaß die vor dem ungarischen Befehlshaber stehende Entscheidung.

Der erste Schritt — das Telefongespräch mit Baron Weichs — war mißlungen. Das einzige, was Jány erfahren konnte, war: Er selbst, in seiner Person als Kommandeur, dürfe sich zurückziehen. Spätestens jetzt hätte Jány dahinterkommen, zumindest den Verdacht schöpfen müssen, daß man seine Truppen und ihn selbst tatsächlich zum Sündenbock machen werde, aber nicht, weil er den Rückzug forderte, sondern weil sein Heer — nach deutscher Darstellung — feige davongelaufen sei. Das war aber noch nicht alles. Es schien immer offensichtlicher, daß die Wehrmachtsführung diese schlecht bewaffneten Ungarn als Damm zur Deckung des eigenen Rückzugs verwenden wollten, und dieser konnte jeden Augenblick beginnen.

Durch das Telefongespräch mit Generaloberst von Weichs war Jány also der moralischen Pflicht enthoben, weiterhin auf die Anordnungen der Heeresgruppe B zu warten. Nun

hätte er sich beim ungarischen Oberkommando melden und von dort Weisungen empfangen können.

Jetzt ergab sich aber noch eine weitere Möglichkeit: Ein deutscher General hatte neue Gedanken formuliert und ihn angespornt, nach eigenem Ermessen zu handeln: «Hier geht es um das Schicksal der ungarischen Armee.»

Wenn jemals, dann hatte jetzt die Stunde der Entscheidung geschlagen. In diesem Augenblick boten sich Schritte von weittragender Bedeutung an. Jány hätte seine Armee zurückziehen, sich in Gefangenschaft begeben oder — wenn dies seiner Persönlichkeit mehr entsprach — in Ehren fallen können, um die Entscheidung durch seinen Soldatentod auf andere abzuwälzen.

Doch hier müssen wir einhalten: Erwarten wir nicht zuviel von diesem General. Gusztáv Jány war 1943 sechzig Jahre alt und seit 1905 Berufssoldat. Nach der Ludovika-Akademie in Budapest hatte er in der Monarchie auch die Kriegsakademie in Wien absolviert. Im ersten Weltkrieg diente er bereits beim Generalstab. Er war ein verknöcherter, reaktionärer, alter Soldat. Äußerlich hatte er sich sehr gut gehalten. Doch ein solcher Mensch kann, wie man zu sagen pflegt, nicht über seinen eigenen Schatten springen. Er forderte unbedingte Disziplin für sich und anderen gegenüber. Über den Kreis unmittelbarer militärischer Aufgaben hinaus existierte für ihn kaum etwas in der Welt. Vielleicht schied schon deshalb jegliche «rebellische» Lösung aus. Das, was ihm der Dienstweg zuließ oder vorschrieb, hatte er getan: Er hatte gemeldet, gemahnt, verlangt, gefordert; er hatte sich schließlich mit dem deutschen Generalstab verfeindet, und zwar so, daß Hitler bei Horthy seine Ablösung verlangte. Was konnte er nun noch tun?

Aber wir wollen nicht aus heutiger Sicht weise über die Vergangenheit urteilen. Betrachten wir einmal Jánys Zeitgenossen: Was haben diese unter ähnlichen Umständen getan?

Generalmajor Graf Marcell Stomm, Kommandeur des sich selbst überlassenen III. Armeekorps, hat sein Korps aufgelöst

und einen Befehl des deutschen Generals, der weitere sinnlose ungarische Blutopfer forderte, verweigert.

Jánys Nachfolger, Generaloberst vitéz Lajos Veress, der Kommandeur der neu formierten 2. Armee, wandte sich 1944 während der Kämpfe in Siebenbürgen gegen die Deutschen. Sein eigener Stellvertreter zeigte ihn an, und die Pfeilkreuzler (die Pfeilkreuzlerbewegung war die faschistische Partei Ungarns; im Oktober 1944 gelangte sie durch bewaffnete Unterstützung der Hitlerfaschisten zur alleinigen Macht) nahmen ihn fest.

Verteidigungsminister Generaloberst vitéz Vilmos Nagy von Nagybaczon, der Jánys Armee auch an der Front besucht hatte, widersetzte sich, so gut er konnte, den extremsten Bestrebungen und erreichte, daß keine neue Kampfeinheit mehr an die Front gelangte. Wenngleich vorsichtig, stellte er sich doch den Deutschen entgegen. Im Jahre 1944 wurde er verhaftet und eingekerkert; obwohl nach wie vor ein überzeugter Anhänger des reaktionären politischen Systems, nahm er doch das Risiko, in ein Nazigefängnis geworfen zu werden, auf sich.

Die Zahl jener ungarischen Generale, die 1945 aus deutschen Konzentrationslagern befreit wurden, ist nicht gering. Generalleutnant János Kiss und andere Helden des ungarischen militärischen Widerstandes brauchen wir hier kaum zu erwähnen, denn sie standen seit Beginn des Krieges in Opposition und gehörten nicht zur Kriegsverbrecher-Generalität wie Jány. Aber es schadet nicht, wenn wir uns ins Gedächtnis zurückrufen, daß der erste Ministerpräsident des befreiten Ungarns auch ein Armeekommandeur gewesen ist: Generaloberst vitéz Miklós Béla Dálnoki, der Kommandeur des I. Armeekorps.

Gusztáv Jány hätte also einen ähnlichen Weg wählen können. Auch für die politische Führung Ungarns trifft das zu. Warum handelte der Reichsverweser Miklós Horthy nicht ebenso wie das faschistische Staatsoberhaupt Rumäniens? Als die schwere Niederlage der rumänischen Truppen im Januar 1943 sich abzeichnete, begab sich General Antonescu wegen des von der deutschen Heeresführung angeordneten übertrie-

benen Einsatzes seiner Soldaten persönlich ins Hauptquartier Hitlers und schlug dort einen solchen Krach, daß man es vermied, seine Beschwerden und Einwände vollständig in das Tagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht einzutragen: «Er besteht darauf, die ganze Wahrheit zu erfahren, statt sich auf Grund falscher Bewertungen Illusionen hinzugeben», lesen wir in dem genannten Dokument unter dem 25. Januar 1943.

Was sollte also Gusztáv Jány tun? Letzten Endes hat er nämlich gar nichts getan. Er war nicht imstande, eine weitreichende Entscheidung zu treffen. Nach einigen Stunden des Zauderns und nach ständigem ungeduldigem Drängen der Offiziere seiner Umgebung gab er den Befehl zur Übersiedlung nach Nowy Oskol.

Dieser scheinbar bedeutungslose kleine Schritt bestimmte jede seiner weiteren Handlungen. Er vergrößerte seine Schuld — die Aufopferung Zehntausender von Menschen — immer mehr. Er gehorchte dem Generaloberst von Weichs und löste sich moralisch endgültig von seinen Truppen. Die ausgemergelten, waffenlosen, fast erfrorenen Soldaten würden nun zunehmend schlechter kämpfen, der Rückzug würde sich in eine Flucht verwandeln, die Auflösung immer schneller und unaufhaltsamer vonstatten gehen. Gusztáv Jány aber hockte beleidigt und mißgelaunt in seinem Stabsquartier in Nowy Oskol, praktisch jeder Kompetenz beraubt.

Das Prinzip des elastischen Zusammenstoßes

«Ich habe den Eindruck, . . . daß es die Aufgabe unserer Armee ist, die deutschen Einheiten abzusichern. Wenn wir keine Waffen haben, dann soll eben die lebende Masse als geschwindigkeitshemmender Prellbock fungieren.» — Generaloberst vitéz Gusztáv Jány, Armeebefehlshaber, 9. Februar 1943

Lohnt es sich überhaupt, diese Chronik fortzusetzen? Was konnte damals noch geschehen, was noch auf diese Armee zukommen?

Wenn wir zum ersten Kapitel zurückblättern, scheint doch alles sonnenklar: Man hatte die 2. Armee an die Front geschickt, damit die ungarische Regierung auf Grund der einkalkulierten großen Verluste den Deutschen Vergünstigungen abtrotzen könnte. Der Todeskampf hatte bereits begonnen; sollen wir den Untergang mit ansehen?

Wir müssen es, bis zum bitteren Ende.

Es wäre leichter und einfacher, schon jetzt zur Schlußfolgerung zu gelangen: Der stürmische Angriff der Roten Armee hat die unzureichend befestigte Linie der schlecht bewaffneten und ernährten Soldaten durchbrochen, und diese Soldaten haben im Aufflammen ihres Lebenswillens zwei Tage lang erbittert gekämpft. Dann sind sie davongelaufen. Ihre «Aufgabe» jedoch haben sie auch so erfüllt, denn der Kommandeur des IV. Armeekorps, Generalleutnant vitéz József Heszlényi, stellte bündig fest: «Ohne Reserve kann man nicht verteidigen, höchstens zeitweilig abwehren.»

Bis zum endgültigen Resümee aber ist der Weg doch nicht so einfach. Diesen Menschen war ja noch eine Rolle zugedacht,

bevor sie sterben konnten. Sie hatten eine Aufgabe zu erfüllen und dabei Gegenstand eines «interessanten Experiments» zu sein: Kann eine lebendige Masse von Menschen in der modernen Kriegführung des zwanzigsten Jahrhunderts ein wesentliches Hindernis bilden? Kann der unbewaffnete Soldat die Geschwindigkeit der vordringenden Panzer verringern? So viel können wir schon jetzt verraten: Das «Experiment» ist «glänzend» gelungen. Das Prinzip des elastischen Zusammenstoßes fand seine Bestätigung: Eine ganze deutsche Heeresgruppe konnte sich erfolgreich zurückziehen, ihre Waffen und ihre Ausrüstung retten, und zwar nur, weil die 2. ungarische Armee als lebendiger Prellbock zwischen ihr und dem sie verfolgenden Feind verblieb. Während das amtliche Deutschland die Katastrophe von Stalingrad betrauerte, feierte man in der Heeresgruppe B; denn am 2. Februar 1943 hatte Hitler den Baron Weichs als Belohnung zum Generalfeldmarschall befördert!

Jány selbst ahnte noch nicht, daß wirklich nichts anderes als dies die Aufgabe seiner Armee war. Nach dem verlorenen Spiel am 15. Januar versuchte er — den klassischen Spielregeln entsprechend — sich als würdiger Feldherr zu erweisen: er flog am 16. an die Front, und zwar zum Cramer-Reservekorps. Er wollte persönlich kontrollieren, ob seine zum Durchhalten verdammte Armee von der so schwer bekommenen deutschen Reserve tatsächlich energisch geschützt würde.

Diese Kontrolle war auch nötig, denn die Lage war kritisch. Die geschlagene 7. Division (IV. Armeekorps) befand sich in einem desolaten Zustand. Die Mannschaften schleppten sich auf der verschneiten Landstraße apathisch nach Nordwesten. Hier einige Aussagen der Offiziere: «Manche Soldaten blieben willenlos am Straßenrand liegen und erfroren dort.» — «Meine Leute waren völlig am Ende, wollten einfach nicht mehr weiterlaufen, auch die Drohung, wegen Befehlsverweigerung erschossen zu werden, machte ihnen nichts aus. ‚Egal, wie wir kaputtgehen, raus kommen wir doch nicht mehr.'» Unter den Rückzüglern war auch László Sáfáry, von dem nur wenige

seiner Kameraden wußten, daß er Offiziersanwärter sein könnte; denn als Gymnasiallehrer stand ihm die Armlitze zu, und er hätte nicht einmal an die Front gemußt. Er aber rückte dennoch als einfacher Soldat ein. Und noch weniger war bekannt, daß Sáfáry auch ein Dichter war, ein guter Dichter. Es ist so, als hätte er in seinen in den dreißiger Jahren erschienenen Versen das eigene Schicksal erahnt:

Bald wird vergebens Hilfe kommen,
Auch die hungrigen Wölfe werden bald vergebens kommen.
Und ein paar Bajonette klirren hier noch,
Und trockener Husten antwortet darauf
Halb unter den Feldern hervor.

«Einige schnitten sich die angefrorenen Stiefel von den Füßen und wickelten diese — blutende Fleischklumpen — in Deckenstücke.» Solche und ähnliche Kriegsberichte liefen am 16. Januar 1943 bei den höheren Kommandostellen ein. Vom IV. Armeekorps hielt am Donufer nur noch die 13. Division unter dem Kommando des Generalmajors vitéz László Hollósy-Kuthy stand. Am 16. Januar um 9 Uhr erlebte sie den ersten sowjetischen Sturmangriff. Der Kommandeur des 7. Regiments aus Kecskemét wurde verwundet, vier Bataillonskommandeure fielen. Nun war auch die 13. Division vom Untergang bedroht. Da ordnete der Armeekorpskommandeur den Rückzug an. Am nächsten Tag, dem 17. Januar, waren die 7. und 13. Division schon bis zum 15 Kilometer vom Donufer entfernt gelegenen Ostrogoshsk zurückgedrängt, jener Stadt, die als wichtige Eisenbahnzentrale ein Nahziel des sowjetischen Angriffs war.

Beim VII. Armeeekorps sah es nicht viel besser aus. Von ihren drei Divisionen waren zwei zerschlagen, die Soldaten der bei Stschutschje angegriffenen 12. Division rannten Hals über Kopf zurück, im Wettlauf mit vitéz Ulászló Solymossy, ihrem Divisionskommandeur. In dem Dorf Marki am Donufer versuchte der von uns schon oft erwähnte Oberst Lóskay die der 12. Division benachbarte 19. Division in den Griff zu

bekommen. Nur im Bereich der am südlichsten gelegenen 23. Division herrschte noch Ruhe; doch auch von ihr wurde ein Teil der Truppen nach Stschutschje geschickt, um dort zu helfen. Der rechte Flügel aber schaute beunruhigt dem Rückzug der benachbarten Italiener zu; denn folgendes hatte das VII. Armeekorps, das dem «Führer» auf einmal so wichtig geworden war, zu erwarten: «Die Stellungen der 23. und der 19. Division müssen laut Entscheidung des Führers unter allen Umständen und bis zum letzten Mann gehalten werden», teilte die Heeresgruppe B am 16. Januar 1943 um 19.55 Uhr Jány mit. Warum? Der rechte Flügel der 23. Division blieb zusehends ungedeckt; ihr Kommandeur, Generalmajor Gyula Vargyassy, trug resigniert in sein Tagebuch ein: «Ich habe den bestimmten Eindruck gewonnen, daß die Dienststellen der Wehrmacht uns nicht umfassend informiert und uns ihre Absichten nicht einmal andeutungsweise dargelegt haben. Meine Vermutung bestärkte sich, daß man die ungarischen Kräfte aufopfern will.»

Worauf gründete sich dieser Eindruck Vargyassys? «Der Artilleriekommandant der Division meldete: Die mit dem 51. Infanterieregiment in Verbindung stehende italienische Station teilt mit, daß sie sich ausschalten und zurückziehen werde.» — «Die Deutschen haben ohne vorherige Ankündigung die Eisenbahnlinie gesprengt, unsere Wachen sind dabei fast vernichtet worden. Das läßt offenbar auf Gebietsaufgabe schließen. Sonderbar ist jedoch, daß unsere Kommandantur über all das nicht informiert worden ist.»

Außer dem abgeschnittenen III. Armeekorps, über dessen Schicksal Jány noch gar nichts wußte, waren der 2. ungarischen Armee insgesamt nur zwei einsetzbare Divisionen geblieben: die schon bei Ostrogoshsk stehende 13. und die unter böser Vorahnung noch standhaltende 23. Division. Jány flog, wie am 14. Januar zur 20. Division, jetzt an den meistgefährdeten Abschnitt, zur 19. Division im Dorf Marki am Donufer. Hinter dieser Einheit lag sprungbereit und schon von sowjetischen Truppen bedroht das rätselhafte Cramer-Korps; Jány wollte es durch sein persönliches Auftreten zum

Einsatz bewegen. Doch er hatte wenig Erfolg. Der Kommandeur seiner eigenen Panzerdivision, Generalmajor vitéz Ferenc Horváth, der, wie wir wissen, dem Cramer-Armeekorps unterstellt war, teilte ihm bedauernd mit: General Cramer habe ihm nicht erlaubt, gemäß Jánys Befehl mit seinen Panzern in den Kampf einzugreifen, «. . . weil auf diese Panzerdivision noch eine schwere Aufgabe wartet».

Danach flog Jány zu einer deutschen Einheit des Cramer-Korps, zur 26. Division. «Von der gesamten Division war lediglich ein Bataillon im Einsatz, und das auch nur mit halbem Herzen, die anderen — den Eindruck hatte ich — gruppierten sich schon zum Abzug.»

Unter der Einwirkung solcher Erlebnisse wäre sogar einem Kommandeur mit Schafsgeduld der bewußte Faden gerissen. Nun also geriet auch Jány in Wut. «General Cramer handelte gegen meinen Befehl. Wie es schien, hatte er von der Heeresgruppe B bereits eine Sonderanweisung.»

Jetzt flog Jány zum VII. Armeekorps hinüber. Er hatte beschlossen, nicht mehr viel Federlesens zu machen, sondern seine ganze Armee zurückzuziehen, vor allem das vom Führer für so wichtig gehaltene VII. Korps. Was zuviel ist, ist zuviel. Vom Kommandeur des VII. Armeekorps, Generalmajor János Legeza, erfuhr er von den Eindrücken der 23. Division: Das benachbarte italienische Korps zog sich zweifellos zurück. Und dazu hatte es, wie dies im Tagebuch des Armeekommandos festgehalten ist, von der Heeresgruppe B keine Genehmigung bekommen. 12.30 Uhr war es. Es konnte sich noch alles zum Guten wenden. Genug des sinnlosen Blutvergießens! Wenn auch schon die Italiener . . . Jány wies Generalmajor Legeza an, sich «geistig auf den Rückzug vorzubereiten», und die Soldaten der im offenen Schneegelände stationierten 19. Division sollten sich für die Nacht ruhig in das Dorf zurückziehen, damit nicht alle erfroren. «Es sind doch in der vergangenen Nacht minus 42 Grad gewesen.»

Zufrieden kehrte Gusztáv Jány in sein Stabsquartier zurück. Bei dem peinlichen, erfolglosen Telefongespräch hatte Weichs den Generaloberst zwar zum Verstummen gebracht,

doch das gehörte schon der Vergangenheit an. Er durfte nun nicht länger zaudern, die Lage war ja sonnenklar.

Aber kaum war er zu seinem Stab zurückgekehrt, regten sich die ersten Zweifel. Was für eine verhängnisvolle Unschlüssigkeit! Sobald er sich im Kreise seiner Umgebung befand, geriet er ins Wanken. Gyula Kovács, Elemér Kozár und wer weiß wie viele andere Stabsoffiziere unkten um ihn herum, drohten ihm offen oder versteckt, machten ihn nervös. Sie brachten wieder die Sündenbocktheorie vor: «Wie es scheint, will man uns in einen Befehlsbruch hineinmanipulieren. Jetzt, da es durch die Schuld der Deutschen zu spät ist, einen geordneten Rückzug anzutreten, möchten sie den Anschein erwecken, sie hätten richtig geführt. Und dabei wären wir die Befehlsverletzer . . . Aber wir dürfen keine Befehlsverweigerer sein, denn auf Befehl Seiner Durchlaucht des Herrn Reichsverwesers muß der Befehl des Führers auch in solchen Situationen durchgeführt werden.»

Der schlaue Kovács wußte genau, daß dies Jánys schwache Seite war. Er, Kovács, hatte schon am Vormittag, als Jány bei den Truppen weilte, mit dem Militärattaché in Berlin vereinbart, daß die ungarischen Truppen um jeden Preis durchhalten müßten: «Die Entscheidung liegt in den Händen des Führers . . . Ungeachtet der Aussichten müssen wir durchhalten. Diesem Befehl werden wir auch Genüge tun.» Für vitéz Kovács war die ungarische Armee nicht wichtig, er half bereitwillig bei dem «interessanten Experiment», ob der elastische Zusammenstoß in der modernen Kriegführung seine Berechtigung habe. Für vitéz Kovács war nur die eigene Karriere wichtig, die Anerkennung durch den Führer; genauso interessierte ihn nach 1945 in Amerika auch nur, ob ihm die Generale der USA zulächelten, ob sie ihn überhaupt bemerkten.

Doch das alles verringert Jánys Verantwortung und seine unverzeihlichen Fehlleistungen nicht. Er war der Kommandeur, er mußte entscheiden. Es war bereits «fünf Minuten vor zwölf». Schließlich stimmte Jány einem faulen Kompromiß zu, der gar keinen Sinn mehr hatte: Um 18.40 Uhr teilte er

Weichs mit, «wenn ich bis heute abend keinen anderen Befehl bekomme, ziehe ich das VII. Armeekorps zurück und die 1. Panzerdivision ebenfalls». Ein schwerwiegender Fehlgriff! Bisher hatte er in seinem eigenen Kompetenzbereich noch selbständig disponieren können, auch in Anbetracht seiner persönlichen Erfahrung, daß ihm das Cramer-Korps nicht gehorchte. Aber nun hatte er selbst einen Befehl verlangt. Und der ließ nicht auf sich warten. Um 19.55 Uhr traf die Entscheidung des Führers ein: Bis zum letzten Mann durchhalten! Jány rief sofort den Armeekorpskommandeur Generalmajor Legeza an und teilte ihm kurz mit:

«Auf höheren Befehl müssen die 23. und die 19. leichte Division bis zum letzten Mann durchhalten! Es darf kein Zurück geben. Es muß mit den drastischsten Maßnahmen verhindert werden, daß auch nur ein einziger Mann die Stellung verläßt. Nur sterben kann man noch, aber nicht zurückweichen! Danke, Ende. Gott mit dir!»

Die Überraschung verschlug dem verdutzten Legeza die Sprache. Kaum ein paar Stunden zuvor hatte ihm Jány noch persönlich Anweisungen zum Rückzug gegeben — und jetzt bis zum Äußersten durchhalten? Was sollte das? Er legte den Hörer auf und dachte fünf Minuten lang nach, dann rief er Jány an und fragte, ob er den Befehl ernst gemeint habe, ob da nicht etwa ein Mißverständnis vorliege.

«Nein», antwortete Jány kurz. «Es muß bis zum letzten Mann durchgehalten werden.» Das war also das wahre Gesicht dieses Horthy-Generals.

Die Aufgabe des Armeekorps ist klar», schrieb Generalmajor Legeza in sein Tagebuch ein, «bis zum letzten Mann durchhalten. Die Frage ist nur, mit wem und wo?»

Generalmajor Vargyassy aber, der Kommandeur der 23. Division, konnte die strategische Lage nur so deuten, «. . . daß dieser Widerstand bis zum Äußersten der Ausgangspunkt einer größeren Operation sein wird. Die Division bezieht eine Igelstellung.»

Man kann sehr wohl verstehen, daß «der deutsche Verbindungsoffizier die Nachricht mit Überraschung aufgenom-

men hat». 20.30 Uhr. Der Tag ist noch nicht zu Ende. Es klingt geradezu unglaublich: Aber der deutsche General von Witzleben suchte Jány erneut auf. Er wiederholte seine Ratschläge vom Tage zuvor: Es gehe um das Schicksal der ungarischen Armee, das Führer-Hauptquartier liege weit entfernt, in dieser Situation könne man nichts anderes tun als «. . . handeln nach der Lage», das heißt: wie es die Lage erfordere.

Jány grübelte. Jetzt interessierte ihn vielleicht das Schicksal seines Heeres schon gar nicht mehr, sondern nur noch das Kräftemessen mit dem deutschen Oberkommando, denn dies war ein erregendes Gesellschaftsspiel. Menschen zählten da nicht. Wie konnte er wohl Weichs zwingen, den früheren Befehl zu ändern?

Am 17. Januar 1943 früh um 2.10 Uhr gab er dem Cramer-Korps folgenden Befehl: «Dringen Sie an der Bahnlinie entlang vor, um dadurch den rechten Flügel des VII. Armeekorps zu decken.» Das war ein guter Schachzug. Wenn das VII. Korps bis zum letzten Mann durchhalten mußte, dann mochte auch das deutsche Korps zugrunde gehen, zumindest sollte es die Flanke der Ungarn decken. Jánys List hatte anscheinend Erfolg: Zwanzig Minuten später meldete sich Generaloberst Weichs und gab Jány mündlich die Genehmigung, sein VII. Armeekorps zurückzunehmen.

Jány disponierte sogleich. Seinen Befehl, den er einige Stunden zuvor erteilt hatte, nahm er zurück und ordnete den Rückzug an. Und das im letzten Augenblick, wenn nicht sogar schon zu spät; denn die 23. Division war bereits eingekesselt. Der Zeitverlust von einigen Stunden hatte katastrophale Auswirkungen. Am 17. Januar um 7.30 Uhr begann die 23. Division den geordneten Rückzug; mittags stießen ihre beiden Regimenter mit den in der Nacht ungestört vorgedrungenen sowjetischen Truppen zusammen. In der Nähe von Judjino wurde das 51. Infanterieregiment vernichtet. Diese vergeudete Nacht verursachte noch ein anderes Unheil: Die Verbindung mit dem VII. Armeekorps war unterbrochen worden. «Dem Armeekommando gelang es mit keinerlei Mitteln, sich Kennt-

nis über die Lage des VII. Armeekorps zu verschaffen.» Und Jány war es nicht einmal gelungen, die Partie theoretisch zu gewinnen: Am 18. Januar um 17.10 Uhr protestierte der schlaue Baron Weichs schriftlich gegen den Rückzugsbefehl Jánys, wobei er das am 17. Januar früh mit Jány geführte Telefongespräch leugnete und sich mit diesem seinem Telegramm vor dem Führer rechtfertigte:

«Heute nachmittag um 17 Uhr bin ich davon informiert worden, daß das VII. ungarische Armeekorps einen Rückzugsbefehl erhalten hat. Ich muß wiederholt darauf hinweisen, daß der Befehl des Führers, wonach alle Einheiten bis zum Äußersten durchzuhalten haben, unverändert gültig ist. Ich bitte Sie, in diesem Sinne zu handeln.»

Im ungarischen Hauptquartier brach eine Panik aus. Gyula Kovács rannte von einem Telefon zum anderen. «Die Heeresgruppe B beruft sich bei der Klärung der Widersprüche auf sprachliche Schwierigkeiten.»

Nun aber war schon alles egal. Den Rückzug konnte man nicht mehr aufhalten. Am 17. Januar zog sich das einzige unversehrt gebliebene 21. Regiment der 23. Division mit den italienischen Truppen zusammen fluchtartig zurück. Die ungarische Panzerdivision pfiff auf das jetzt mehr in Kämpfe verwickelte Cramer-Korps und verteidigte Alexejewka, ein paar Tage zuvor noch Stabsquartier des Armeekommandeurs, wo sich noch viele Ungarn aufhielten. Die dem IV. Armeekorps verbliebene 13. Division befand sich weiterhin in der Stadt Ostrogoshsk. Die sowjetischen Panzer und Panzergrenadiere waren längst vorbeigeeilt. Für diese ungarischen Einheiten war der Rückzugsweg endgültig abgeschnitten.

Vom Generalstab der 2. ungarischen Armee zog ein einziger Offizier die Konsequenzen aus jenem tragischen Tagesgeschehen: Es war Oberstleutnant Antal Farkas, Stellvertretender Stabschef des VII. Armeekorps, der sich am 17. Januar nachmittags auf der Straße nach Nowy Oskol eine Kugel durch den Kopf jagte. Er hatte einstmals jenes Felddienst-Handbuch geschrieben, in dem der Text über die Flußverteidigung lediglich drei Seiten einnahm.

Nur die Zuversichtlichkeit der Heimat blieb unerschütterlich. Wieder einmal kam die uralte ungarische Geisteshaltung zur Geltung: Was schlecht ist, davon wollen wir nicht reden, dann existiert es vielleicht auch gar nicht. In ihrer Nummer vom 16. Januar 1943 schrieb die «Pesti Hirlap» enthusiastisch: «Die mit großem Schwung in Gang gesetzten Angriffe der sowjetischen Kräfte konnten sich infolge des Widerstandes der ungarischen und deutschen Truppen gar nicht erst entfalten. Die lediglich an einer Stelle der ungarischen Frontlinie eingedrungenen feindlichen Truppen wurden schon am zweiten Tag nach Beginn des Angriffs vernichtet.»

Wenn damals die Lage so «rosig» beurteilt wurde, dann brauchen wir uns auch nicht über den ebenfalls am 16. Januar 1943 in der «Nemzeti Ujság» (Nationalzeitung) veröffentlichten Brief eines katholischen Militärgeistlichen zu wundern:

«Der Wind, der auf den Potudány und den Don zu weht, erzählt heute Geheimnisse. Der ungarische Wachposten beugt sich nieder und hört zu. Ein Wiegenlied, die süße Musik heimischer Gegenden, das heilige Lied eines wundersamen Zaubers ertönt, und während er zuhört, verschönt sich sein Gesicht, wird andachtsvoll und edel, dann umfaßt er seine Waffe noch fester. Auch wir sind in weiße Schneemäntel gehüllt, als wir durch die Gräben in verschiedene Richtungen gehen, doch auf unseren Herzen tragen wir den Kuß Gottes . . . Die rosigen Gotteshändchen streicheln unsere Menschen hier und jene daheim; . . . die kleinen Gotteshände wachsen zu Männerhänden, die stark und groß sind, und sie flechten auch eine Peitsche, um die Krämer aus ihrem Tempel zu vertreiben. Durch ihre Kraft härten sie auch die Hände unserer Soldaten, und sie segnen unsere Waffen mit Sieg.»

Wie einfach doch dieser Krieg war! Die gleiche Nummer der «Nemzeti Ujság» meldete stolz, daß die Opferbereitschaft der Daheimgebliebenen grenzenlos sei, denn: «Weitere sechzehntausend Bücher sind an die Front geschickt worden.» Mit dieser Nachricht wetteiferte die «Magyar Katonaújság» (Ungarische Soldatenzeitung) vom 16. Januar 1943, die nicht ein-

mal über den Angriff bei Uryw Bescheid zu wissen schien; denn ihre einzige «Kriegsnachricht» bestand darin, daß «die Gendarmeriewache in Gálosfa elfmal die Magyar Katonaújság für die Front abonniert hat».

Im Leitartikel der «Pesti Hirlap» aber spöttelte Ferenc Herczeg über die gerade beendete Konferenz von Casablanca: Er behauptete mit überheblicher Sicherheit, daß die sowjetischen und angloamerikanischen Gegensätze derart offenbar geworden seien, daß wir Ungarn nichts zu befürchten hätten. Deshalb also kein Wort von der Don-Armee.

Sollte tatsächlich nur dies die Stimme der Heimat gewesen sein? So war es nicht. In der Sonntagsnummer der «Népszava» (Volksstimme) und der «Magyar Nemzet» (Ungarische Nation) vom 17. Januar 1943 war schon eine gewisse Unruhe zu spüren. Sie brachten den 38. ungarischen Armeebericht, der endlich etwas über die Don-Katastrophe verriet. Man hörte die Sendung des «Radio Kossuth» vom 17. Januar, das über die Kämpfe der 2. ungarischen Armee berichtete; man las erregt die Nachrichten der Schweizer Blätter. «Wir können es gar nicht ausdrücken, was wir in diesen Augenblicken empfinden», schrieb der Publizist der «Magyar Nemzet» am Schluß des Armeeberichts. Ja er vermutete sogar das Ziel des Angriffs richtig: «Einer Meldung aus Zürich zufolge ist es das unmittelbare Ziel des sowjetischen Angriffs gegen die ungarische Front, jene Bahnlinie zurückzuerobern, die hinter den ungarischen Stellungen nach Süden verläuft.» Im katholischen oppositionellen «Jelenkor» (Gegenwart) schrieb der Dominikanermönch und Universitätsprofessor Sándor Horváth, gleichsam als Antwort auf die Arroganz von Ferenc Herczeg, mit verblüffendem Scharfblick: «Das Treffen in Casablanca. — Die gefahrdrohende Landung an irgendeiner Stelle des Kontinents wird in ihrer Bedeutung durch das russische Unternehmen in den Schatten gestellt . . . Die russische Offensive hat die angelsächsischen Pläne durchkreuzt.»

Auch die Bevölkerung wurde zunehmend unruhig. Briefe überfluteten die Büros der Regierung, der Ministerien. Sie klagten an und drohten. Die Tagespresse und die «Magyar

Katonaújság» waren gezwungen, sich damit zu befassen: «Ein Ungar schreibt keine anonymen Briefe.»

Das VII. Armeekorps aber floh; denn ein geordneter Rückzug war das nicht mehr. Die Menschen rannten so schnell, wie es ihre Kraft und der tiefe Schnee zuließen. Je mehr sich aber dieser rückwärts gerichtete Schwung verstärkte, um so wirksamer kam das Prinzip des elastischen Zusammenstoßes zur Geltung. Die ungarischen Soldaten liefen gegen die sie aufhaltenden deutschen Einheiten, gegen die Hinrichtungskommandos ungarischer Stabsoffiziere, und ungewollt empfingen sie auch noch die Schläge der sie verfolgenden Sowjettruppen — wahrhaftig: ihre lebende Masse diente als Puffer. Der Kommandeur des 1. Bataillons des 13. Infanterieregiments, Oberstleutnant vitéz Sándor Gáll, zeichnete darüber am 18. Januar ein allgemeingültiges Bild. Dieses Regiment im Verband der 19. Division kämpfte erbittert und trat unter Gálls Führung den Rückzug erst an, als der Regimentskommandeur gefallen war. Zu diesem Zeitpunkt schöpfte die Mannschaft Verdacht, ahnte, daß sie in aussichtsloser Stellung nur als Kanonenfutter fungieren sollte.

«. . . um 7 Uhr tauchten auf der Landstraße aus südlicher Richtung drei russische Panzer auf, ihr Erscheinen — noch bevor sie das Feuer eröffneten — rief eine solche Panik hervor, daß die Soldaten ihre Waffen wegwarfen.

Nun brach eine derartige allgemeine Verwirrung aus, daß man nicht mehr Herr über sie werden konnte. Einige Minuten später rückte russische Infanterie in etwa Bataillonsstärke an, die diese fliehende Masse unter Minenwerferfeuer nahm. Von hinten her war ebenfalls Schießerei zu hören. Mit einer 25 bis 30 Mann starken Gruppe, die mich umgab und die Waffen nicht weggeworfen hatte, schlug ich mich durch das Dorf hindurch und wollte die Landstraße erreichen, um darauf in westlicher Richtung zu fliehen. Als wir jedoch das Dorf verlassen hatten, bemerkten uns die Panzer. Sie richteten das Feuer auf unsere kleine Gruppe und vernichteten sie fast gänzlich. Die Landstraße erreichten außer mir ein mir unbekannter Korporal — wir beide waren unversehrt —, ferner mein Adjutant,

Oberleutnant Sándor Szodoray, sowie der Chef der 13. Kompanie des 3. Bataillons, Oberleutnant Sándor Rédey. Beide waren durch Granatsplitter schwer verletzt. Nachdem wir die fast zwei Meter hohe Schneewehe am Rande der Landstraße überwunden hatten, sprangen wir direkt in eine feindliche Abteilung, die wir auf der anderen Seite des Schneehügels nicht hatten sehen können. Sie nahmen uns sogleich unsere Maschinenpistolen ab, die beiden schwerverwundeten Offiziere legten sie auf einen Schlitten. Die Russen führten eine große Anzahl von Kriegsgefangenen, die eine Marschkolonne von mindestens zweieinhalb Kilometer bildeten, ins Hinterland. Nachdem sich der Zug in Bewegung gesetzt hatte, wies ich etwa 25 Offiziere an, bei der ersten Gelegenheit mit mir zusammen auszubrechen und zu fliehen. Sämtliche Offiziere — außer Hauptmann Antal Szendröi Kovács vom 24. Infanterieregiment — verweigerten dies; viele von ihnen rissen ihre Dienstgradabzeichen ab. Nach dreistündigem Marsch rannte ich mit dem genannten Hauptmann und einem Korporal zu einer ca. 150 Meter von der Straße entfernt gelegenen Schlucht. Von dort aus schlichen wir zwei Tage lang in den Wäldern herum, bis wir uns bei Tatarino der 26. deutschen Division anschließen konnten. — Oberstleutnant vitéz Gáll, Kommandeur des 13. Infanterieregiments.»

Dieser Ausschnitt ist auch aus zwei weiteren Gründen aufschlußreich. Erstens haben wir hier ein typisches Beispiel für die Panzerpanik: Drei Panzer haben ein ganzes Bataillon in die Flucht geschlagen. Aber warum? Darauf gibt der Armeekorpskommandeur Heszlényi eine Antwort: «Auffallend und unerwartet war die Manövrierfähigkeit der russischen Panzer in ungünstigem Gelände, in tiefen Gräben und in hohem Schnee. Daher tauchten die russischen Panzer, das Gelände ausnutzend, oft an unvermuteten Stellen auf. Stets erwarteten wir ihren Angriff hauptsächlich auf den uns geeignet erscheinenden Wegen; denn für etwaige Gegenangriffe unserer eigenen Panzer waren auch nur die Straßen und weniger verschneite Erhebungen geeignet.»

Wir erinnern den Leser: Beim Durchbruch bei Uryw haben

Panzer zunächst in geringem Maße angegriffen, und dann auch nur, wie der Kommandeur des 35. Regiments richtig bemerkte, als Sturmgeschütze der Infanterie. Zwei Tage später jedoch setzte man bei Stschutschje eine ganze Panzerarmee ein. Die Schlußfolgerung aus der schnellen Lageeinschätzung des sowjetischen Oberkommandos war wohl: Die im allgemeinen durchaus mutigen ungarischen Soldaten fürchteten sich derart vor Panzern, daß man diese auch als Angriffswaffe ohne sofort nachrückende Infanterie mit Erfolg verwenden konnte.

Die zweite Tatsache ist, daß die Masse der Mannschaft gar nicht bewaffnet war. Und hier sind wir zweifellos bei der größten persönlichen Schuld Jánys angelangt. Nur er ist dafür verantwortlich zu machen, daß diese unbewaffnete Infanterie als Kampfreserve in die Frontlinie geworfen wurde. Diese Tatsache läßt darüber hinaus geradezu unheimlich das bereits erwähnte Einsatzprinzip der Deutschen erkennen. Wir zitieren im folgenden den Verteidigungsminister Vilmos Nagy:

«Eine äußerst verhängnisvolle Entscheidung war, daß damals zum Zeitpunkt des Kampfes ein Großteil der Fronttruppen abgelöst werden sollten. Die Ersatzeinheiten waren zwar schon im Oktober zur Armee hinausgeschickt worden, aber ohne Waffen; denn die Produktion von Waffen kam nicht in dem Maße voran, daß wir jene Fehlmenge hätten ergänzen können, die in den Lagerbeständen nach der feldmarschmäßigen Ausrüstung der 2. ungarischen Armee entstanden war. Deshalb ordnete das Armeekommando an, daß die entsandten Ersatzeinheiten hinter der Front in Ausbildungslagern zusammenzufassen seien, um ihnen dort erst einmal eine den besonderen Verhältnissen der Ostfront entsprechende Ausbildung zu geben. Man gewöhnte sie an die russischen Verhältnisse. Obwohl über die russischen Angriffsvorbereitungen frühzeitig Nachrichten eingegangen waren, bleibt es unverständlich, weshalb die Ablösung trotz des bevorstehenden Angriffs angeordnet wurde. Auf diese Weise fegte die russische Offensive nicht nur die Bataillone in der vordersten Linie hinweg, sondern auch jene, die sich unmittelbar dahinter zur Ablösung ver-

sammelt hatten. Es ist möglich, daß das Armeekommando beabsichtigte, diese Kräfte nicht mehr zur Ablösung, sondern zum Ersatz der Verluste zu verwenden. Von welchen Überlegungen sich das Armeekommando auch immer leiten ließ, es war ein katastrophaler Fehler, unbewaffnete Einheiten in den direkten Frontbereich zu beordern, dadurch ging alles auf einmal verloren.»

Wir können nur Vermutungen darüber anstellen, warum Jány diesen schrecklichen Fehler begangen hat; denn daß er falsch gehandelt hat, unterliegt keinem Zweifel: Dutzende von Meldungen beweisen, daß er zwischen dem 12. und dem 15. Januar 1943 zahlreiche unbewaffnete oder mit nur wenigen Gewehren ausgerüstete Ablösungsbataillone direkt in die Kampflinie dirigierte. Wir müssen den Leser auf einen weiteren militärischen Umstand aufmerksam machen. Jánys Anordnung war nicht nur unmenschlich, sie erwies sich auch als ein schwerer taktischer Fehler. Wenn unbewaffnete Soldaten sich unter bewaffnete mischen, so muß das außerordentlich demoralisierend wirken. Während eines Einsatzes ist nicht feststellbar, ob einer seine Waffe weggeworfen oder ob er überhaupt keine besessen hat. Auf diese Art wird der Kampfgeist untergraben. Wir wollen festhalten, daß in dem Augenblick, da sich ein Rückzug in panikartiger Flucht verwandelt, die einzig richtige Maßnahme im Interesse der ganzen Truppe die energische Aufrechterhaltung der Disziplin ist. Das ist wohl einleuchtend. Aber wenn man nicht weiß, wer wohin gehört, wer eine Waffe haben müßte und wer nicht, und wenn er keine hat, warum nicht — dann ist es unmöglich, Ordnung zu schaffen. Und gerade das war bei der 2. ungarischen Armee geschehen. «Das Massakrieren der Waffenlosen muß ein Ende haben, dieses Gemetzel ist nicht länger zu verantworten; denn 80 Prozent der Reserve kam ohne Gewehre zum Einsatz», meldete Oberstleutnant Ede Marányi, der Kommandeur der Feldgendarmerie in Stary Oskol.

Woran mag der Armeekommandeur wohl gedacht haben, als er diese unzähligen wehrlosen Menschen in die Schlacht schickte? Dafür bietet sich nur eine Erklärung an, doch auch

diese hinkt: Hatte er vielleicht auch jetzt jene russische Angriffsform aus dem ersten Weltkrieg erwartet: die wie eine «Dampfwalze» ohne Schwerpunktbildung frontal vorwärts stapfende Menschenmasse, welche von einer anderen aufgefangen werden könnte? Nein, das ist wenig wahrscheinlich. Sollte er dann also gehofft haben, daß die Deutschen die in die vorderste Linie getriebenen Soldaten, die in den Ausbildungslagern bereits seit Oktober vergeblich auf Gewehre gewartet hatten, nun notgedrungen bewaffnen würden? Wir finden keine Antwort. Wahrscheinlich hatte Jány im Interesse seines eigenen Prestiges so gehandelt: Die großen Verluste der ohnehin schon verlorenen Armee sollten die Entschlossenheit des Kommandeurs und seine Treue gegenüber dem deutschen Verbündeten beweisen. Doch wie auch immer er sich das vorgestellt haben mag: Durch seinen Befehl kam er dem Plan der Wehrmachtführung entgegen. Um mit Jánys eigenen Worten vom 9. Februar 1943 zu sprechen: «Wenn keine Waffen vorhanden sind, sollen die lebenden Massen als geschwindigkeitshemmender Prellbock dienen.»

So wurden diese «lebenden Massen» eingesetzt, und so gingen sie zugrunde. Die Soldaten fielen haufenweise wie die Fliegen. Von den zurückflutenden Divisionen konnten in den Auffangstellen nur einige tausend Mann zusammengebracht werden. Aber auf welche Weise!

«Die Verpflegung der Mannschaft habe ich sofort eingestellt . . . Soldaten bekamen nur dann zu essen, wenn sie in Fünfzigergruppen unter dem Kommando eines Offiziers erschienen, der sie mit allen ihren Daten registrierte. Ein vier Mann starkes, aus Gendarmen bestehendes und mit Maschinenpistolen ausgerüstetes Hinrichtungskommando, das mich ständig begleitete, gehörte zu meinem engeren Stab. Im Interesse der Wiederherstellung von Disziplin und Ordnung und zur Verhinderung des weiteren Verfalls mußte ich sowohl Offizieren als auch Soldaten gegenüber wiederholt zu unerlaubten Mitteln greifen, das heißt, von der Waffe Gebrauch machen. Die Aufstellung von Offizierswachen gelang mir auch nur nach Erschießungsbefehlen.» So prahlte der oft zitierte Oberst

Lóskay. Im übrigen kann man die Tätigkeit Lóskays als ein typisches Beispiel dafür betrachten, wie zwecklos persönlicher «Mut» und grausame Bestrafung sind, wenn die Aufgabe der Truppe unklar und die Durchführung gegebener Befehle unmöglich ist. Oberst Lóskay hatte auf seine Art mutig und sich nicht schonend die Verteidigung bei Stschutschje organisiert. Er vertrat den gerade im Urlaub weilenden Kommandeur der 19. Division, vitéz Asztalossy, bis zum Tag des sowjetischen Durchbruchs. Nachdem er das Kommando wieder übergeben hatte, kehrte er nicht zum Armeestab zurück, wie er dies hätte tun können, sondern blieb an der Front und kämpfte in der vordersten Linie. Auch am 17. Januar hielt er sich noch am Donufer auf, in dem schon erwähnten Dorf Marki. Doch als er den Rückzugsbefehl an diesem Tag erhielt und sich mit seiner Einheit absetzte, schlug seine Entschlossenheit in Grausamkeit um. Von dieser Zeit an tauchte er nur noch mit seinem «engeren Stab», dem Hinrichtungskommando, bald in diesem, bald in jenem Dorf auf. Mit dem Feind stieß er niemals mehr zusammen, sonder metzelte wie ein umherirrender Kriegsgott die eigenen Landsleute nieder. Unserer Ansicht nach sind diese «Ordnungsmacher» um keinen Deut besser als jene Drückeberger, die ihre Soldaten im Stich ließen und vor der Gefahr erschrocken davonliefen, wie vitéz László Solymossy aus Sztanagora, dessen Schwejksche Abenteuer der Feder eines Hasek würdig wären. Dieser Solymossy suchte bis zum 20. Januar 1943 seine bei Stschutschje versprengte 12. Division, wobei er zunächst im Kreis umherirrte, sich dann immer mehr von der Frontlinie entfernte, bis er schließlich — wer weiß, wie — beim Armeekommando in Nowy Oskol auftauchte, wo er sich endlich sicher fühlte. Anfangs erzählte er von seinen Wechselfällen: «. . . eine russische Patrouille überraschte und drängte uns nach Nordwesten ab. Die wilde Hetzjagd endete mit einem ganztägigen Umherirren, wir schleppten uns in das nächste Haus und fielen vor Müdigkeit nieder.» Als Jány das Gewäsch hörte, fuhr er ihn zornig an. Sogar tief beleidigt äußerte sich Solymossy in seinem nachträglichen Rechenschaftsbericht zu diesem Vorfall: «Ich gewann den Ein-

druck, daß der Befehlshaber meinen wirklich fatalen Umweg mißverstanden hatte; all die Anstrengungen nahm ich doch nur auf mich, um baldigst dem Armeestab wieder zur Verfügung zu stehen.»

Wie wir schon sagten, zwischen diesen Verhaltensweisen — Feigheit und Grausamkeit — gibt es keinen großen Unterschied; denn wie doch das Schicksal spielt: Am gleichen Tag wie Solymossy, noch dazu mit den «Trophäen» einer Anzahl hingerichteter Soldaten am Koppel, traf auch vitéz Ferenc Lóskay in Nowy Oskol ein. Und natürlich war es kein Zufall, daß auch der Generalstabschef des IV. Armeekorps, Oberst Lajos Nádas — 1944 verriet er die Kapitulationsabsichten der I. Armee an die Deutschen —, hier ankam. Jány jagte ihn erregt zu seiner Dienststelle zurück.

Einige Kommandeure, sofern sie nicht schon gefallen oder in Gefangenschaft geraten waren, blieben bei ihren Truppen. Die anderen flohen so schnell, daß die «lebende Masse» sie kaum einholen konnte. Damit in dieser tragischen Chronik der andere Verbündete nicht fehlt: Am 20. Januar 1943 wurde das bislang unversehrt gebliebene 21. Regiment der 23. Division, die als «lebende Masse» eine italienische Division schützen sollte, von einer sowjetischen Einheit zerschlagen. «Das Gros des 21. Infanterieregiments als Nachhut der italienischen Kräfte einzusetzen und zum Gegenangriff zu veranlassen, was die fast völlige Vernichtung der ungarischen Einheit verursachte, entsprach hauptsächlich italienischen Interessen . . .», konstatierte Bataillonskommandeur Hauptmann Vágo in seinem abschließenden Rechenschaftsbericht.

Aus seinem Bericht entnehmen wir noch folgende Details: «Häufig kam es vor, daß ungarische Soldaten beim Betreten der von Italienern besetzten Quartiere — einfach um sich dort aufzuwärmen — von diesen unkameradschaftlich hinausgejagt wurden. Aber dabei blieb es nicht. Die Unsrigen hatten bei diesen Zusammenstößen mehrfach Verwundete und sogar Tote zu beklagen. In einem anderen Ort steckten die Italiener sogar nachts eine zuerst von ungarischen Mannschaften belegte Scheune in Brand. Ihre Einweisung war ordnungsgemäß er-

folgt. Bei diesem puren Racheakt kamen etwa fünfundzwanzig Mann um, die anderen konnten nur ihr nacktes Leben retten.»

Die Theorie von der Verwendung «lebender Massen» hatte sich also «bewährt»: Sowohl die deutsche als auch die italienische Heeresführung zogen gleichermaßen Nutzen daraus. Aber die ungarische Armee hatte bis zum 20. Januar allein achtzigtausend Mann eingebüßt.

Requiem aeternam dona eis, Domine!

(Schenke ihnen die ewige Ruhe, Herr!)

«Die 2. ungarische Armee hat ihre Ehre verloren.» — Generaloberst vitéz Gusztáv Jány, Armeekommandeur, 24. Januar 1943

Die letzten Inseln der Verteidigung

«Ostrogoshsk war ein weit ausgebreitetes Städtchen ohne besondere Eigenart, einige Kilometer vom Don entfernt. Wie gewohnt, mußten sie auch diesmal am Stadtrand, in den kleinen, ebenerdigen Häusern Quartier suchen, denn die weiter einwärts liegenden, größeren Gebäude waren alle von den Deutschen besetzt», schrieb Endre Birkás in seinem Roman «Vergessene Menschen». Die im Januar 1943, den Tagen des sowjetischen Frontdurchbruchs, handelnden Kapitel des Romans beleuchten die damaligen Gedanken der vergessenen Menschen der Don-Armee und ihre Tagessorgen mit bestürzender Schärfe. «Uns hat man zu Hause schon abgeschrieben. Wir krepieren hier alle . . . Der Winter ist da, und nun gilt es schon als sicher, daß keine Ablösung mehr kommt. Es geht ja auch bloß um eine Armee, um zweihunderttausend Mann! Daheim gibt es bestimmt Menschen, die noch froh darüber sind, daß sie so gut über die Runden kommen, während wir hier draußen im Schlamassel sitzen . . . Man müßte sich frostbeständiges Wasser besorgen können. So geht das ja nicht mehr weiter. Jeden Abend das Wasser aus den Kühlern ablassen und am Morgen wieder auffüllen.» Die «Helden» des Romans sind nämlich Offiziere eines Kraftwagentrains, Reservisten. Selbst noch am 12. Januar ist ihre größte Sorge, daß sie in einer

Deckendiebstahlsache eventuell vor dem Militärgericht erscheinen müssen.

Diese Stadt wurde zwischen dem 18. und dem 20. Januar von der 13. Division des IV. Armeekorps verteidigt. Das Korpskommando war längst zurückgegangen: «Sie mußten Schreibtische, Schränke, Kisten und Schreibmaschinen verladen. Wer hätte gedacht, daß ein ins Feld gerücktes Armeekorpskommando so viele Schreibmaschinen benötigt.»

Ein Teil des Wachpersonals der umfangreichen Versorgungslager war aber noch in der Stadt verblieben. Trotzdem mußte der Leiter des Trosses, Oberstleutnant vitéz Béla Bárdos, am 17. Januar entsetzt feststellen, daß deutsche Soldaten seine Depots plünderten, sich unter anderem ungarische Uniformen besorgten und sich dann zur Front davonmachten; denn es hatte sich herumgesprochen, daß die Rote Armee in Gefangenschaft geratene Ungarn anders behandelte als Wehrmachtsangehörige.

Von der 13. Division waren das 7. Regiment aus Kecskemét und das 31. aus Budapest und Kecskemét gerade an diesem Tag, dem 17. Januar, in Ostrogoshsk eingetroffen — in geordnetem Rückzug. Von den beiden Korps der 2. Armee, die unter Jánys Kontrolle standen, befand sich die 13. Division immer noch dem Don am nächsten. Die Angriffswelle war um sie herumgeflossen wie der Strom um eine Insel. Theoretisch hätte das Cramer-Korps diese ungarische Einheit befreien müssen. Doch das war nicht mehr als eine fromme Hoffnung.

Eingekesselt verteidigte sich die 13. Division bis zum 20. Januar, an ihrer Spitze stand Generalmajor László Hollósy-Kuthy. Alle Kollegen seines Dienstgrades waren schon gut 50 bis 100 Kilometer nach hinten verschwunden.

Am 20. Januar erhielt die Division den Befehl zum Ausbruch, sie sollte sich durch den Feind schlagen und sich dann den Hauptkräften wieder anschließen.

Hauptmann vitéz László Duska, Kommandeur des 3. Bataillons des 31. Regiments:

«Um 9.30 Uhr bekomme ich den mündlichen Befehl des Kommandeurs der 13. Division: ‚Sichern Sie die linke Flanke der Division ab!' Wir haben nicht viel Zeit zu verlieren, denn die Russen stehen 800 Meter von uns entfernt. Deshalb bringe ich persönlich das erste Maschinengewehr auf dem Dach eines ausgebrannten Güterzuges am Hang des Bahndammes in Stellung. Da der Richtschütze sehr aufgeregt ist, beginne ich selber auf den Feind zu schießen . . . Neben der Bahnlinie ist Stabsarzt Hauptmann vitéz Szabolos Békássy, der leitende Arzt des 31. Regiments, an der rechten Hand und am rechten Fuß durch Splitter verletzt worden, Hand und Stiefel sind blutverschmiert. Auf dem Schnee kniend, verbindet er trotzdem einen an der Schulter verwundeten Soldaten.»

Hauptmann Duska war auch verwundet; er kämpfte ebenfalls weiter. Der Durchbruch gelang, und er führte seine Mannschaft den Hauptkräften zu. Für diese Tat erhielt Duska die Tapferkeitsmedaille für Offiziere in Gold. Er war der einzige Offizier der 2. ungarischen Armee, der während des Rückzugs im Januar mit diesem höchsten Orden ausgezeichnet wurde.

Was mochte wohl über den bereits erwähnten, durch die Gefahr instinktiv verstärkten Verteidigungswillen hinaus der Grund für dieses mit der Tapferkeitsmedaille in Gold belohnte Verhalten gewesen sein?

Es konnte persönlicher Ehrgeiz, es konnte auch die Absicht gewesen sein, die sich zurückziehende Mannschaft möglichst unversehrt nach Hause zu führen; vielleicht traf beides zu. Der Zufall brachte mir unlängst eine interessante Begegnung: Ich unterhielt mich mit einem Kutscher des Forstwirtschaftsbetriebes von Bugac. Es stellte sich heraus, daß er im Januar 1943 auch am Ufer des Don gewesen war, und zwar war er zu jener Zeit als Korporal Gruppenführer einer Leichtmaschinengewehr-Gruppe im Bataillon des Hauptmanns Duska. Wir sprachen über seinen damaligen Vorgesetzten.

«Der Hauptmann Duska, das war gewiß ein vorbildlicher Offizier, wie er im Buche steht?»

«Was heißt vorbildlich? Ein Haudegen war er.»

«Also ein Menschenschinder, der ordentlich mit euch Schlitten gefahren ist.»

«Nein, das würde ich nicht sagen, er war sehr streng.»

«Oder war dieser Hauptmann nur ein Maulheld? Wenn's hart auf hart kam, drückte er sich lieber hinten herum und hetzte euch ins Feuer.»

«Das auf keinen Fall, Mann. Der Duska war immer vorn bei uns im Einsatz.»

«Also was stimmte denn an diesem Kerl nicht?»

«Er war eben ein Haudegen. Gern hatten wir ihn nicht.»

«Aber mein Lieber, ist das beim Fronteinsatz so wichtig? Hauptsache, er gab klare Befehle.»

«Aber was für Befehle, darauf kommt's an. Schauen Sie sich diese beiden Pferde an. Ich halte sie streng, aber die Gäule spüren, daß ich es in ihrem Interesse tue. Wenn sie verschwitzt sind, bekommen sie nicht gleich Wasser, auch wenn sie danach lechzen. Und diese Pferde haben mich gern, ob Sie das glauben oder nicht. Wenn ich die Tiere nur so aus Übermut antreiben oder sie nicht tränken würde, um den Nachbarn zu zeigen, was für ein flotter Kerl ich bin, dann wäre ich so einer wie der Duska.»

«Also ein Haudegen war er?»

«Ja.»

«Dann sind die Soldaten damals wohl gleich beim ersten Flintenschuß davongelaufen?»

«Was? Nein, das ist nicht wahr!»

«Sie haben also geschossen?»

«Ich bin bis zum Schluß in der Stellung geblieben. Das heißt, genauer gesagt, auf dem Schnee lagen wir.»

«Wie lange dauerte diese ‚Schlußszene'?»

«Bis wir Befehl zum Rückzug bekamen.»

«So lange haben Sie durchgehalten?»

«Natürlich.»

«Haben alle durchgehalten?»

«Nein, da gab's viele, die konnten sich gar nicht wehren, weil sie keine Flinte oder keine Munition hatten.»

«Und wann fingen die Leute an ‚davonzulaufen'?»

«Am zweiten Tag, da gab's auch kein Essen mehr.»

«Und da befahl Hauptmann Duska den Durchbruch und schoß vom Dach des Güterzuges euch die Bahn frei.»

«Das, bitte schön, hätte er nicht tun sollen.»

«Aber er wollte euch doch alle retten?»

«Für uns wäre die Gefangenschaft die Rettung gewesen. So sind . . . zig Leute sinnlos verreckt. Doch das war dem Mann egal, der dachte nur an seine Karriere, an die Goldmedaille.»

Das ist also die andere Seite, so sah es der einfache Soldat.

Nun wollen wir uns Oberstleutnant Béla Bárdos anhören, der die Deutschen, die die ungarischen Lager plünderten, beim Kragen gepackt hatte:

«Sprung auf — marsch, marsch! Los! Vorwärts! So befahl ich einen Angriff gegen die russischen Panzer. Einer davon mochte nur noch 60 bis 70 Meter entfernt sein. Mit meinen 125 Kilogramm Körpergewicht stürmte ich auf die Panzer zu . . .», berichtete nicht ohne Selbstironie der Oberstleutnant, der nicht einmal Offizier einer Kampfeinheit gewesen war. Und bei der Ausfüllung einer Spalte in dem ihm vorgelegten Fragebogen schrieb er gereizt: «Seien wir doch ehrlich! Suchen wir den Fehler nicht im Kampfwert des ungarischen Soldaten, sondern sagen wir es geradeheraus: Mit Infanteriegewehren kann man sich gegen Panzer nicht verteidigen.»

Von den 12 000 Mann der ganzen Division waren im Februar 1943 160 Offiziere und 2500 Soldaten übriggeblieben. Am Ufer des Don und bei der Verteidigung von Ostrogoshsk gingen über 9000 Menschen zugrunde. Daraus geht hervor, wie sinnlos, ja schädlich persönliche Tapferkeit und «Heldenmut» sein können, wenn man sich allein davon leiten läßt, persönliche Vorteile zu ziehen.

Eine ähnliche Kleinstadt wie Ostrogoshsk ist Stary Oskol. Doch diese liegt bereits etwa 100 Kilometer vom Don entfernt. Hier sammelte sich vom 18. Januar an die gleich zu Beginn der sowjetischen Offensive zerschlagene 7. Division.

Der schnell Boden gewinnende sowjetische Angriff schuf eine eigenartige Situation: Zwischen den Überresten der 7. Division, die sich in Stary Oskol auf Verteidigung einrichtete, und dem Don befand sich noch ein kämpfender ungarischer Heeresteil, das III. Armeekorps. Als die 7. Division die Stadt verließ, trafen die Einheiten des den Deutschen unterstellten III. Korps dort ein, doch zu spät; denn bis dahin hatte sich die 2. ungarische Armee bereits um weitere 100 Kilometer abgesetzt . . .

Die Ankunft der 7. Division in der Stadt verlief wenig rühmlich, doch das war charakteristisch. Bereits zwei Tage nach dem Durchbruch bei Uryw tauchten die ersten Flüchtenden auf: «Am 14. Januar abends schon habe ich mit solchen waffenlosen Soldaten gesprochen, die an den Kämpfen beim Durchbruch teilgenommen hatten und dann zu Fuß oder mit Kraftwagen bis Stary Oskol gelangten, ohne einmal stehenzubleiben», meldete der Kommandant der Feldgendarmerie. Am 17. und 18. Januar begann Generalmajor Szabó die eingetroffenen Einheiten zu ordnen. Übergeben wir nun das Wort unserem alten Bekannten, dem Oberstleutnant Vécsey:

«Am Nachmittag Offiziersversammlung. Die Herren sind schrecklich undiszipliniert. Sie lärmen, und jeder erzählt seine eigenen Heldentaten. Möglich, daß sie die Wahrheit sagen, aber offenbar versuchen sie nur, sich zu rechtfertigen. Der Herr Generalmajor bemüht sich, sie zur Disziplin anzuhalten und ihnen die Lage verständlich zu machen . . . Inzwischen trifft ein Telegramm ein; Generalmajor vitéz Szabó errötet, während er es liest. Später stellt sich heraus, daß man ihn als Verbindungsoffizier nach Kiew zurückbeordert hat.»

Es ist unklar, warum Jány gerade jenen General, der als erster eine Niederlage erlitten hatte, vor den anderen heraushob. Wäre diese Anweisung von einem überragenden Heerführer gekommen, dann hätte sie für den Betroffenen einen Schlag ins Gesicht bedeuten können. Aber sicherlich verfügte Jány nicht über ein solches Format, und so war diese Geste wohl nur eine Gunstbezeigung für den Soupierpartner Mussolinis.

Ganz gleich, was der Anlaß gewesen sein mag: Generalmajor Szabó flog weg, das Divisionskommando übernahm Oberst Csoknyai. Die in Stary Oskol eintreffenden versprengten Truppen, so auch die Ungarn, unterstanden jedoch dem Befehl eines gutmütigen deutschen Generals namens Aldrian, der den größten Teil seiner Zeit auf jene ungarischen Stabsoffiziere verschwenden mußte, die bei ihm um Eintritt baten: Alle unterbreiteten wortreich persönliche Vorwände, um die Stadt noch vor der Einkesselung verlassen zu können. Auf diese Weise machten sich unter der Angabe, nervlich total erschöpft zu sein, Oberstleutnant Bokor — der es am 13. Januar nicht gewagt hatte, sein Bataillon zum Angriff zu führen —, Oberstleutnant Bajthay und viele andere auf und davon: «Schimpf und Schande darüber, wie tief wir gesunken sind! Ich kann weder den ungarischen Charakter noch unser Berufsethos bei diesen Offizieren wiedererkennen. Doch auch bei den Deutschen herrscht große Kopflosigkeit, und ich bin von ihrer Heerführung, die um keinen Deut besser ist als die unsere, auch nicht begeistert.» (Oberstleutnant Vécsey)

Die Reste der 7. Division behaupteten sich in Stary Oskol dennoch bis zum 26. Januar 1943. Das bezeugen auch erhalten gebliebene Auszeichnungsdokumente, so ein Tagesbefehl General Aldrians, in dem die Verdienste einer ungarischen Kompanie lobend hervorgehoben werden. Sogar das sonst so zurückhaltende Tagebuch des deutschen Wehrmachtoberkommandos vermerkte am 24. Januar 1943 anerkennend: «Im Oskol-Tal sind noch 12 000 Ungarn im Kampf.»

In einer beinahe noch härteren Kampfsituation befanden sich die infolge ihrer Abhängigkeit vom Cramer-Korps lange untätig gebliebene 1. Panzerdivision und die bei Ilowskoje eingekesselte Fliegerbrigade. Da alle Kriegstagebücher verlorengingen, können wir uns nur auf wenig Tatsachenmaterial stützen. Sicher ist, daß die 1. Panzerdivision in erbitterten Kämpfen am 22. Januar in der Stadt Budjonny weitgehend vernichtet wurde. «Restteile der ung. 1. Pz.-Division stehen noch bei Budjonny». lautet am 22. Januar 1943 ein Eintrag im Tagebuch des Oberkommandos der deutschen Wehrmacht.

Etwas eingehender beleuchtet das Tagebuch der 2. ungarischen Armee die Lage: «Das 30. Panzerregiment führte mit den aus den Kämpfen vom Vortage übriggebliebenen zehn Panzern einen Angriff gegen Alexejewka. Davon wurden zwei Panzer durch Beschuß vernichtet, drei liefen auf Minen und zwei wurden anderweit fahruntüchtig.»

Am 24. Januar trafen von der 1. Panzerdivision beim Armeekommando ein: 11 Panzer, 3 Panzerabwehrgeschütze, 2 «Göring»-Geschütze und 850 Mann. Die Verluste waren enorm. Viele Soldaten des IV. und des VII. Armeekorps verdankten ihr Leben dem Einsatz der 1. Panzerdivision.

Gänzlich aufgerieben wurde die Fliegerbrigade des Oberstleutnants Kálmán Csukás. Das Wetter, der Treibstoffmangel und der schlechte Betriebszustand der Flugzeuge hatten es nur selten erlaubt, mit Einsatzflügen die Truppen zu unterstützen. Fast alle Soldaten blieben auf dem Flugplatz; am 18. Januar kam es zum Nahkampf — und dabei fielen sie. Aufschlußreich ist, daß die Kunde vom Tod des Kommandeurs die einzige Personalnachricht war, die die Zeitungen — wenn auch spät, am 9. Februar 1943 — bringen durften.

«Das Telefon läutet, eine leise Frauenstimme verlangt mich zu sprechen», schrieb der Redakteur der «Pesti Hirlap», «‚ich bin die Frau des Flieger-Oberstleutnants Kálmán Csukás und bitte Sie . . . mein Mann ist an der Front gefallen.' Die Leitung knackte, der Hörer wurde aufgelegt.»

Der dreizehnte Tag

Am Sonntag, dem 24. Januar 1943, lautet eine wortkarge Eintragung im Tagebuch des Armeekommandos:

«Am heutigen Tag um 12 Uhr ist die ungarische Armee aus der Frontlinie herausgelöst worden.»

Schluß. Zu Ende war das sinnlose Blutvergießen. Die noch einmal Davongekommenen hofften, nun vielleicht doch am Leben bleiben zu können. Das Gros der ungarischen Armee war vernichtet.

Aber die Presse in der Heimat brachte lauter angenehme Nachrichten. Am Samstagabend fand im Magyar Müvelödés Háza (Haus der Ungarischen Kultur), dem Erkel-Theater, ein Wunschkonzert statt. Franz Lehár dirigierte seine neueste Komposition, einen Werbetanz, persönlich. Im geheimen debattierten gutunterrichtete Journalisten jedoch empört folgende Nachricht: Als wollte er auf diese Weise die Konsequenzen aus der Vernichtung der 2. ungarischen Armee ziehen, empfing Ministerpräsident Miklós Kállay den Führer der ungarischen Pfeilkreuzlerbewegung, den Faschisten Ferenc Szálasi, in Audienz. Ein unheilverkündendes Omen . . .!

Möglicherweise — so war indessen in den Zeitungen zu lesen — wird man den Mörder von Ilona Schwarz-Fabián doch noch ergreifen: Die Polizei ist ihm auf der Spur. Sie sucht einen Mann mit Pelzmütze und Pelzjacke, der mit der trunksüchtigen Tänzerin in einer Csárda auf der Határstraße in Kispest gezecht haben soll.

Nachdem sich der lebende «Stoßdämpfer» bewährt und seine Aufgabe erfüllt hatte, beschloß Hitler, sich der 2. ungarischen Armee und ihres Befehlshabers zu entledigen. «Der Führer hat entschieden, das Kommando der 2. ungarischen Armee anzuweisen, ihre Kräfte zu reorganisieren. Er hat sie deshalb von ihrem bisherigen Kampfauftrag entbunden. Die noch kämpfenden Truppen werden deutschen Kommandos unterstellt. Der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht hat diese Entscheidung dem ungarischen Generalstabschef, Generaloberst Szombathelyi, mitzuteilen und ihn um Zustimmung zu bitten», können wir dem Tagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht unterm 22. Januar 1943 entnehmen. Das bedeutet, daß diese Entscheidung, die Jány erst am 24. Januar erhalten hatte, von Hitler und seinem Generalstab bereits am 21. Januar gefällt worden war.

Gleichzeitig wurde — wie wir schon erwähnten — Generaloberst von Weichs zum Feldmarschall befördert; man übertrug ihm einen neuen Aufgabenbereich. Jánys Vorgesetzter sollte fortan der Kommandeur der Heeresgruppe Mitte sein.

Diese Entscheidung wirkte auf Gusztáv Jány niederschmet-

ternd. Er bekam einen Wutanfall. Es ist anzunehmen, daß er keinen Augenblick lang ein Gefühl der Erleichterung empfand. Bewußt war ihm wohl nur, daß er eine Niederlage erlitten und daß Baron Weichs die Partie endgültig gewonnen hatte. Jány ging auf die Straße hinaus. Dort sah er die zerlumpten, halberfrorenen Soldaten apathisch in dem von Fahrzeugen durchfurchten matschig-schmutzigen Schnee herumstapfen: die steif gefrorenen Gesichter mit Tüchern umwickelt, die Stiefel zerfledert. Der Anblick dieses undisziplinierten Haufens, der jedes militärische Ansehen vermissen ließ, entfachte seinen blinden Zorn. Er dachte nicht daran, daß diese Menschen Opfer der ungarischen Regierung und der deutschen Heeresführung waren, ja daß er selbst seine Soldaten in einen solchen erbärmlichen Zustand gebracht hatte, indem er sie waffenlos an die Front jagte. Vergessen war ebenfalls der eigene Ausspruch vor knapp einer Woche: « . . . Unsere Truppen haben so gekämpft, daß sie ein hohes Lob verdienen.» All das galt jetzt nicht mehr. Sein Gesicht brannte vor Scham und Wut. Er sah diese wie Bettler nach einem warmen Happen gierenden zerlumpten Menschen und ging schließlich daran, seinen berüchtigten Befehl abzufassen.

Hier der Text des Armeebefehls vom 24. Januar 1943:

1. Die 2. ungarische Armee hat ihre Ehre verloren, denn mit Ausnahme weniger Soldaten, die ihrem Schwur und ihrer Pflicht treu geblieben sind, hat sie nicht erfüllt, was jedermann zu Recht von ihr erwarten durfte.

Wenn eine Truppe ihre Pflicht erfüllt, und sie wird dennoch von feindlicher Übermacht aus den Stellungen gedrängt, so ist das keine Schande, sondern ein Unglück. Doch diese jede Haltung entbehrende, kopflose Flucht, die ich erleben mußte, ist eine Ehrlosigkeit, weshalb uns jetzt das verbündete deutsche Heer und die Heimat zutiefst verachten. Dazu haben sie auch allen Grund.

2. Alle sollen wissen, daß ich niemanden wegen Krankheit, Verwundung oder Erfrierungen von hier entlasse. Auf dem Gebiet, wo wir uns laut Befehl zu sammeln haben und

die Reorganisation durchführen werden, bleibt ein jeder so lange, bis er wieder kampffähig ist, oder er mag krepieren.

3. Ordnung und Disziplin müssen mit eiserner Hand, wenn nötig, durch Hinrichtungen an Ort und Stelle, wiederhergestellt werden. Dabei gibt es keine Ausnahme, mögen es Offiziere oder gemeine Soldaten sein. Wer meinen Befehl nicht befolgt, verdient nicht, sein elendes Leben weiter zu fristen. Ich lasse nicht zu, daß irgend jemand unsere Schande noch vergrößert.

4. Alle, auch die höchsten Kommandostellen, bleiben so lange am festgelegten Sammelplatz, bis sie meinen Befehl zum Abmarsch bekommen.

5. Die Kommandeure der Sammel- und Leitstellen führen die neuformierten Truppen- und Trainteile aus Bjelgorod und Prochorowka in die für sie bestimmten Gebiete, im Bereich Süd zum 19. Marschblock, im Bereich Nord zum 10. Marschblock. Die Offiziere dieser Truppenteile sind dafür verantwortlich, daß weder Soldaten noch Fahrzeuge die westliche Grenze dieser Bereiche überschreiten. Wer dies versucht, ist zu erschießen; versucht es eine ganze Einheit, so muß diese dezimiert werden.

Generalmajor vitéz Asztalossy und Oberst Molnár mache ich für die Durchführung meines Befehls hier am Standort, Generalleutnant vitéz Heszlényi für die Aufrechterhaltung der Ordnung im Hinterland voll verantwortlich.

Der Verpflegungssatz wird spürbar verringert werden. In erster Linie haben diejenigen ein Recht auf Verpflegung, die vorn kämpfen. Wer seinen Platz eigenmächtig verlassen hat und sich hier ohne Befehl aufhält, darf mit keiner ausreichenden Kost rechnen. Unsere Stellungen werden jetzt von deutschen Truppen gehalten, sie verdienen jede Fürsorge. Die Truppen der 2. ungarischen Armee hingegen dürfen, solange nicht wieder Ordnung herrscht und sie sich nicht zu kampffähigen Einheiten formiert haben, damit nicht rechnen. Sie sind einer solchen Fürsorge unwürdig.

6. Die Kommandeure der Süd- und Nordbezirke sollen ihre Gebiete in Train- und Truppenbereiche einteilen.

a) Im Train dürfen sich nur die verantwortlichen Offiziere sowie die von zuverlässigen, bewährten Unteroffizieren ausgewählten Fahrer aufhalten.

Eine Kolonne besteht aus 50 Fahrzeugen.

b) Die Truppen sind — je nach Waffengattung — neu zu formieren, in den Divisionen sind Kampfeinheiten in einer Stärke von je 100 Mann zu bilden. Die Pkw-Fahrer sind in diese Kampfeinheiten einzugliedern.

Die Angehörigen der verschiedenen Nationalitäten sind gesondert zu erfassen und in die Arbeitskompanien einzugliedern.

Zur Trainmannschaft gehören nur ältere Ungarn. Falls junge Soldaten sich beim Train oder im Stab aufhalten, so sind diese unverzüglich auszuwechseln. Diese Maßnahme gilt auch für das Kantinenpersonal. Offiziersburschen jüngerer Jahrgänge dürfen nur in ihrer Funktion bleiben, wenn sie gleichzeitig Pkw-Fahrer sind.

Generaloberst vitéz Jány, Armeekommandeur.

Die verletzte Eitelkeit des Verfassers dieses Befehls kommt deutlich zum Ausdruck, und gerade das ist empörend. Nichts beunruhigte ihn so sehr, als daß ihn die Generalität der Wehrmacht verachtet. Eigentlich war die Lage eher umgekehrt: Jány hätte die deutschen Verbündeten und die Heimat — von ihm wohl gleichgesetzt mit seinem Vorgesetzten Generaloberst Szombathelyi — verachten können. Auch kam ihm nicht der Gedanke, daß Szombathelyi sich vor der 2. ungarischen Armee schämen müßte.

Dieser ehemalige kaiserliche und königliche Offizier, der sich für einen vorbildlichen Soldaten hielt, jagte einem Phantom nach: dem Phantom einer Offiziers- und Generalsehre aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg. Dabei vergaß er, daß das Leben und die Geschichte Generale oft vor Situationen stellen, für die es im Offiziers-Ehrenkodex keinen Paragraphen gibt.

Dabei bietet die ungarische Geschichte hinsichtlich des Soldatenmuts — ich habe diesen so sehr kompromittierten Aus-

druck absichtlich gewählt — genug Beispiele, die Jány kannte und die ihm als Vorbild hätten dienen können. Recht seltsam und daher beachtenswert ist, daß das ungarische Offizierskorps in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen — obwohl da viel über «Soldatenmut» geschwatzt wurde, besonders bei Feierlichkeiten — kaum jener ungarischen Offiziere und Heerführer gedachte, die nicht nur fachlich hervorragende Soldaten gewesen sind, sondern die nach der politischen Erkenntnis der Lage im Interesse des Wohlergehens der Nation auch mutig genug waren, ihren auf den König oder den Reichsverweser geleisteten Eid für nichtig anzusehen. Es genügt, wenn wir an jene Honvéd-Generale denken, an die sich auch Jány hätte unbedingt erinnern müssen während seiner schlaflosen Nächte in Alexejewka. Ich meine die Märtyrer von Arad. Diese Generale des ungarischen Freiheitskampfes von 1848/49 waren im kaiserlichen Dienst aufgewachsene Berufsoffiziere.

Zu Beginn der bürgerlichen Revolution führten sie ihre Soldaten siegreich gegen die Truppen des Serbischen Fürstentums, die in das Gebiet des ungarischen Königreiches eingefallen waren. Danach kam es — mit wechselndem Erfolg zwar — im Herbst 1848 bei Schwechat und im Januar 1849 bei Szolnok zur direkten Konfrontation mit dem kaiserlich-österreichischen Heer. Unerwartet standen sie hier sogar ihren eigenen Kameraden gegenüber, die im Dienste der feudalen Reaktion fochten. Zumeist waren diese Offiziere Aristokraten, Angehörige des Hochadels. Ihr Entschluß, für die Freiheit und Unabhängigkeit Ungarns zu kämpfen, war gewiß nicht das Ergebnis eines allmählichen politischen Reifeprozesses. In einer unverhofften Situation mußten sie sich sofort entscheiden, und zwar endgültig, und sie entschieden sich im Interesse ihrer Soldaten für die Sache des Volkes.

Als Gusztáv Jány im Januar 1943 über das Schicksal seiner Armee entscheiden mußte, in einer Situation, in der er sowohl den Ausgang der Schlacht als auch den wahren Hintergrund der schädlichen Befehle seiner deutschen Verbündeten und Vorgesetzten klar erkannt hatte, befand er sich also nicht in einer Lage, von der man sagen könnte, daß sie bisher ohne

Beispiel gewesen wäre. Warum hätte vitéz Jány nicht das gleiche tun können wie 1848 der Edelmann Arisztidesz Dessewffy von Csetnek und Tarkeö, der Gentry aus Sáros, oder Graf Károly Vécsey, Sohn des Kommandanten der adligen Leibgarde und bisher kaisertreuesten ungarischen Generals, dessen jüngere Schwester Erzieherin des Kronprinzen und späteren Kaisers Franz Joseph I. war, oder Ernö Kiss von Ittebe und Elemér, «ein ungarischer Nabob», ein schwerreicher Gutsbesitzer, oder Graf Károly Leiningen-Westerburg, ein Verwandter der Königin Viktoria?

Genau ein solches Handeln befürwortete Jány einst selbst als Kommandant der Ludoviká-Akademie. In der Ausgabe der «Ludovikás Levente» vom 15. Dezember 1933 schreibt er über den «Beruf des Honvéd-Offiziers» folgendes:

«Derjenige, der von der Richtigkeit seines Entschlusses überzeugt ist, muß diesen auch mit allen Mitteln durchführen . . . Wenn ein Kommandeur sieht, daß der erhaltene Befehl infolge der Veränderung der Lage und der Verhältnisse nicht durchführbar ist, soll ihn gerade sein Wissen und seine Willenskraft befähigen, selbständig und in eigener Verantwortung zu handeln; denn Untätigkeit, ständiges Warten auf neue Befehle sind schwerwiegende Fehler, die das Leben kosten können.»

Wenn der Armeekommandeur Jány im Januar 1943 jenen klugen Rat befolgt hätte, den der Oberst Jány einst 10 Jahre zuvor allen Honvéd-Offizieren erteilte, dann hätte sich das Schicksal der ihm anvertrauten Armee gewiß anders gestaltet.

Die Aktion dieser Honvéd-Generale 1848/49 war von politischer Tragweite und wohl gerade deshalb im faschistischen Offizierskorps Ungarns kaum beachtet. Das ist die eine traurige Tatsache; die andere ist aber, daß Jány auch bei gründlicher Kenntnis der Geschichte sich kaum anders verhalten hätte, denn er war durch und durch reaktionär, blieb Sklave eines falsch aufgefaßten persönlichen Prestiges.

Im Januar 1943 dachte Jány wahrscheinlich nur daran, daß man ihn gedemütigt hatte und daß selbst seine unmittelbare Umgebung ihn mit hämischem Grinsen beobachtete. «Unsere Stellungen werden jetzt von deutschen Truppen gehalten,

sie verdienen jede Fürsorge.» Welch eine traurige, lächerliche Phrase! Den Platz der 2. ungarischen Armee hatten nicht deutsche, sondern sowjetische Truppen eingenommen, Kämpfer des Volkes, die zurücknahmen, was ihnen gehörte. Wo waren denn die deutschen Truppen!? Sie waren weiter vom Don entfernt als die ungarischen. Jány hätte daran denken sollen, daß zum Beispiel in Nordafrika, wo die englischen Panzer die Truppen des Generals Rommel mit stürmischer Geschwindigkeit aufrollten, keine ungarischen Soldaten standen, die Deutschen jedoch auch dort die Flucht ergriffen; oder daß es in dem umzingelten Stalingrad keinen einzigen Ungarn gab und eine ganze deutsche Armee dort ebenfalls ihrem Untergang entgegensah. Er hätte zugeben sollen, daß es hier nicht bloß um die Ehre eines ungarischen Generals ging, auch nicht darum, daß ihn ein anderer General schlechtmachte, weil seine Soldaten undiszipliniert seien, sondern um wesentlich mehr.

Doch für die vor dem ersten Weltkrieg erzogenen Generale von altem Schrot und Korn war — mit wenigen Ausnahmen — das Verhalten Jánys geradezu charakteristisch. Das bezeugt auch Wilhelm Adam, 1. Adjutant des Generalfeldmarschalls Paulus, wenn er über die Entscheidungssituation während der Stalingrader Schlacht berichtet: «Mochte die Notwendigkeit selbständigen Handelns noch so zwingend sein, Paulus verhielt sich stets wägend, nicht wagend. Er blieb ein gehorsamer General. Darin wurde er von seinem temperamentvollen, aber auch fanatischen Stabschef, Generalmajor Schmidt, und den meisten Kommandierenden Generalen bestärkt. Auch ich selbst kam trotz vieler innerer Konflikte über dieses schmerzhafte, aber doch konsequenzlose Wägen nicht hinaus.»

Adam war Zeuge, wie Paulus im Bewußtsein der sicheren Niederlage und der Sinnlosigkeit des weiteren Kampfes einige Minuten lang erwog, ob er den Führerbefehl — Durchhalten bis zum Äußersten — verweigern sollte. Und als er dann mit Paulus darüber sprach, gestand dieser offen, nicht genügend Mut zu haben, um sich gegen Hitler aufzulehnen. Paulus verglich sich mit dem damals nicht mehr lebenden General von

Reichenau, der sich Hitlers Befehl einmal widersetzt hatte, und sagte: «Es ist denkbar, daß sich der Draufgänger Reichenau nach dem 19. November mit der 6. Armee nach Westen durchgekämpft und dann Hitler erklärt hatte: ‚Jetzt können Sie über meinen Kopf verfügen. Aber wissen Sie, Adam, ich bin kein Reichenau.»

Nun ja, Jány war nicht «der Draufgänger Reichenau», aber auch nicht einmal ein Paulus, der dann doch noch über die erforderliche moralische Kraft verfügte, wie dies sein weiteres Verhalten in Stalingrad bewies. Später mag Jány vielleicht auch die Schädlichkeit und Verantwortungslosigkeit seines berüchtigten Befehls eingesehen haben. Es gibt Anzeichen dafür, daß er zuweilen den Deutschen gegenüber für seine Soldaten eintrat. Doch da war es schon zu spät, war er bereits ein fallengelassener Mensch: schlecht angesehen bei seinen ungarischen Vorgesetzten, gehaßt von seinen Soldaten, und seine deutschen Vorgesetzten mißachteten seine Anordnungen. Da will es nicht viel besagen, daß er im Frühjahr 1943 noch das Ritterkreuz zum deutschen Eisernen Kreuz erhielt. Im Sommer 1943 wurde er in den Ruhestand versetzt. Seine Karriere war zu Ende; sein unterwürfiger Gehorsam hatte sich nicht gelohnt.

Später mußte er sich für die Zehntausende, die er in einen sinnlosen Tod geschickt hatte, verantworten.

Jetzt ist Winter und Stille und Schnee und Tod

«Seitdem der Schnee so reichlich gefallen ist, sieht die Burg aus wie eine im Winterschlaf erstarrte Märchenwelt.» — Gräfin Ella Edelsheim-Gyulai in der «Pesti Hirlap» (Pester Nachrichten), 21. Januar 1943

Am 27. Januar 1943, zwei Wochen nach dem Durchbruch bei Uryw, befand sich die nördlichste Einheit der 2. ungarischen Armee, das 1. Bataillon des 3. Regiments der 9. Division des III. Korps, noch in ihrer Stellung am Don, obwohl die 2. ungarische Armee am 24. Januar 1943 auf Anordnung der deutschen Heeresführung aus der Frontlinie ausgeschieden war. Seit dem 25. Januar wehte die russische Fahne an den Gebäuden von Woronesh. Die deutsche Armee hatte sich vom Ufer des Don zurückgezogen. An diesem Tage fragte Generalstabsoberst vitéz Elemér Mészöly, Leiter der I. Abteilung des Generalstabs in Budapest, den Generalmajor Gyula Kovács durch Telefon, was er über das Schicksal des III. Armeekorps wisse, und er bekam folgende Antwort: «Gar nichts, wahrscheinlich ist es in schwere Kämpfe verwickelt . . .» Zu dieser Zeit hatte sich Kovács zusammen mit Jány schon 215 Kilometer Luftlinie vom 1. Bataillon des 3. Regiments entfernt. Kein Wunder, wenn sie nichts darüber wußten. Dabei hätte es wirklich nichts geschadet, wenn vitéz Kovács und sein Kommandeur, vitéz Jány, über dieses Armeekorps und vor allem über sein 3. Regiment im Bilde gewesen wären; dann hätten sie sich vielleicht ihren drei Tage zuvor herausgegebenen Befehl besser überlegt.

Von den «alle Fürsorge verdienenden» deutschen Truppen

war kein einziger Mann mehr am Donufer zu finden; doch ungarische Soldaten, die angeblich ihre Ehre verloren hatten, standen immer noch dort. Die sowjetischen Truppen hatten diese Einheit umgangen und waren tief ins Hinterland vorgestoßen.

Bataillonskommandeur Hauptmann István Czenthe hatte am 27. Januar den Rückzugsbefehl erhalten, und dementsprechend begann er mit 22 Offizieren, 666 Soldaten und 55 landesüblichen Fahrzeugen planmäßig seine Stellungen zu verlassen. «Der Kampfgeist der Truppen ist einwandfrei. Demoralisationserscheinungen sind nicht zu beobachten», meldete Hauptmann Czenthe, obgleich er nur zu gut wußte, in welcher Situation sein Bataillon sich befand. Er hatte vor knapp zwei Jahren geheiratet, sein Söhnchen war noch nicht ein Jahr alt. Ebenso wie seine Soldaten aus Göcse vermutete er, daß nun der Tod auf sie warte. Das Soldatenglück jedoch verschonte den Hauptmann Czenthe einstweilen, erst zwei Jahre später, im Juli 1944, fiel er an den Hängen der Karpaten. Am 27. Januar 1943 abends zog diese Einheit in westlicher Richtung ab und traf bald auf sowjetische Truppen. Es begann ein blutiger Kampf. Innerhalb einer halben Stunde mußte das Bataillon einen Verlust von fünfzig Prozent hinnehmen; auch der Regimentskommandeur war gefallen. Im Bericht des Hauptmanns Czenthe heißt es: «Hier auf der Straße habe ich den Personenwagen gesehen, mit dem Regimentskommandeur Oberstleutnant Rözsey vorausgefahren war. Das Auto war zusammengeschossen. In dem Wagen konnte ich niemanden sehen. In der Nähe des Wagens und in der Umgebung sah ich den Regimentskommandeur auch nicht, und meine Begleiter haben ihn ebenfalls nicht finden können. Der Fahrer lag tot neben dem Auto.»

Das um fast vierhundert Mann verringerte Bataillon schlug sich aus dem feindlichen Ring heraus, schloß sich seinem Regiment an und bezog einen Quartierbereich hinter der Front, der ihm Sicherheit bieten sollte. Sicherheit bietender Quartierbereich? Es wurden mehr Ungarn von den Deutschen vernichtet als von den sowjetischen Streitkräften. Doch um dar-

über sprechen zu können, müssen wir unseren Film gleichsam zurückdrehen.

Das III. ungarische Armeekorps hatte Generaloberst Weichs am 15. Januar 1943 der 2. deutschen Armee zugeordnet, praktisch aber war es einer gleichrangigen Einheit unterstellt worden, nämlich dem benachbarten VII. deutschen Armeekorps. Der Kommandeur, Generalleutnant Friedrich Siebert, sympathisierte nicht mit den Ungarn, gelinde ausgedrückt. Gleichzeitig aber kam ihm der unerwartete Personalzuwachs gelegen: Endlich konnte er seinen linken Flügel schützen. Allzuviel erwartete er freilich nicht, denn ihm war die schlechte Ausrüstung der 2. ungarischen Armee ja bekannt. Aber er kalkulierte sogleich, daß diese immerhin noch 40 000 bis 50 000 Mann starke ungarische Truppe auch waffenlos, als lebende Masse, geeignet sein würde, den Schwung des sowjetischen Angriffs zu bremsen. Und wie lange? So lange, bis das deutsche Korps alle Werte und Waffen retten und in Ruhe Woronesh räumen konnte. Die Anwesenheit des III. ungarischen Korps war auch deshalb wichtig geworden, weil die Heeresgruppe B überhaupt keine Reserve mehr hatte, denn bei dem allgemeinen Rückzug war auch das Cramer-Korps von den rasch vorwärtsdrängenden sowjetischen Truppen von dem Gros der Heeresgruppe B abgeschnitten worden.

Generalleutnant Siebert hatte Generalmajor Stomms III. Armeekorps zunächst nicht weiter beachtet. Das ungarische Korps war ihm ja auf jede Weise ausgeliefert: Den Rückzug nach Westen hatte der sowjetische Durchbruch vereitelt, den noch freien Weg nach Norden aber hielten sie, die Deutschen, besetzt.

Graf Stomm war also vorerst mit seinen eigenen Sorgen beschäftigt. Rufen wir uns die Lage seines Armeekorps vom 15. Januar 1943 ins Gedächtnis zurück.

Der sowjetische Durchbruch bei Uryw hatte die südlichste Division, die 20., im wesentlichen von weiteren Kämpfen ausgeschaltet. Sie war zwar nicht völlig vernichtet worden, und unter dem Kommando von Oberst vitéz Friegyes Vásáry sammelte sie sich in den zwischen Djewicabach und Donfluß ge-

legenen Dörfern, doch eine taktische Bedeutung besaß sie nun nicht mehr. Im übrigen war sie auch vom nördlichen Teil des III. Korps und demzufolge ebenfalls von der Kommandostelle abgetrennt; denn die sowjetischen Kräfte, die über die Verteidigungsstellungen der 20. Division hinweggestürmt waren, griffen bereits die nördlich von ihr gelegene 6. Division an. Die von der Seite und von hinten bedrängte Division wehrte sich verzweifelt. Da ihre Hauptkräfte aber zum Don hin standen, war ihre Lage hoffnungslos. Vernehmen wir einen Situationsbericht von den Kämpfen der 6. Division aus Komárom:

Leutnant Sándor Lévay, der Artilleriebeobachter der Division, der sich in der vordersten Gefechtslinie befand und von dort das Feuer der Kanoniere leitete, bekam von seinem Obersten durch das Feldtelefon einen Befehl:

«Sanyi, ziehe dich zurück. Dein Kommandeur ist gefallen . . . Oskino, das Divisionsquartier, ist bereits in russischer Hand. Du kannst auch nur noch über das Gebiet der 4. Batterie zurückkommen. Beeil dich, wir warten!»

«Herr Oberst, ich komme nicht. Ich kann von hier großartig sehen. Bin mit allem im klaren, komme erst dann, wenn ich nicht mehr helfen kann.»

«Herr Leutnant Lévay, sofort zurückkommen! Ende!»

Nun sprach Lévays Freund ins Telefon:

«Sanyi, mach keine Dummheiten, komm zurück, ich sehe doch an den Artillerieeinschlägen, daß du schon fast deinen eigenen Beobachtungsstand beschießen läßt, das ist ja beinahe Selbstmord.»

«Solange ich nützlich sein kann, gehe ich nicht.»

«Sanyi!»

«Wir sind nur noch zu zweit mit meinem Beobachtungsoffizier. Insgesamt haben wir vier Handgranaten und zwei Pistolen. Die Russen haben uns schon völlig umzingelt. Drei Minuten lang laß bitte die Umgebung meines Beobachtungsstandes beschießen, was das Zeug hält. Dann werde ich versuchen auszubrechen. Wenn es nicht gelingt, na dann lebt wohl.»

Um 15.30 Uhr fiel Leutnant Lévay.

Generalmajor Graf Stomm, der die hoffnungslosen Kämpfe der 6. Division beobachtete und dessen Gefechtsstand auf dem Gebiet der Division im Dorf Semidesjatnoje lag, beschloß, in den Bereich der nördlichsten, der 9. Division nach Iwanowka hinüberzuwechseln. Der Korpskommandeur ordnete an, daß der Oberstleutnant der Feldgendarmerie, Lajos Tavassy, mit den zurückgebliebenen Feldgendarmen, den Traineinheiten, einem deutschen Bataillon und drei Artilleriebatterien Semidesjatnoje zu verteidigen hatte. Abgesehen von den bei der 6. Division stattfindenden Kämpfen, herrschte am folgenden Tag verhältnismäßig Ruhe. Die Aufmerksamkeit des sowjetischen Frontkommandos war durch die Abschlußoperationen bei Ostrogoshsk-Rossosch in Anspruch genommen, also durch die Befreiung der im Bereich des IV. und VII. Armeekorps liegenden Bahnlinie. Aber wie bedingt diese Ruhe, militärisch gesehen, tatsächlich war, dafür ist der folgende Abschnitt aus dem Fronttagebuch von Lajos Kónya ein beredtes Beispiel. Kónyas Regiment war gerade in den Tagen des Durchbruchs bei Uryw abgelöst worden, ihn selbst hatte die Nachricht und der Befehl, bleiben zu müssen, inmitten seiner Freude über die Heimkehr erreicht. Zu dieser Zeit hielt er sich aber schon ziemlich weit vom Don entfernt, im Dorf Rogowatoje, auf. Seine Waffen und die Winterkleidung hatte er bereits abgegeben.

»Rogowatoje, am 14. Januar

Am Abend legten wir uns ermüdet schlafen. Um halb drei Uhr klopfte es, es war Alarm. Eine eigenartige Sache. Wir konnten sie uns nicht erklären. Im kalten Kommandeurzimmer erfuhren wir mehr darüber: Irgendwo bei der 20. Division griffen die Russen an. Wir drängten uns um das Telefon: Durchbruch, Räumung des Krankenhauses, Rundumverteidigung — nur schwach vernahmen wir solche inhaltsschweren Worte . . . Im Dorf mußten sämtliche durchziehenden Einheiten aufgehalten werden, zur Rundumverteidigung. Auf diese Weise gelangte ich mit einer Gruppe hinaus an den Dorfrand, auf Feldwache . . .

15. Januar

Die Russen haben Repjowka erreicht, das Nachbardorf. Flüchtlinge kommen, Verwundete werden gebracht, das Lazarett packt ein. Aber um uns kümmert sich niemand. Am Nachmittag sind wir in Sinije-Lipagi. Doch vorläufig erfahren wir auch da nicht viel. Die Straßen sind voller Soldaten, die Einheiten stehen marschbereit und warten, ein deutscher Stabsoffizier telefoniert nervös beim Trainkommando. Ich warte darauf, mit dem Armeekorps sprechen zu können, zu dem keine Verbindung besteht und von dem niemand weiß, wo es sich befindet. Doch sicher ist, daß es seinen Standort verlassen hat. Ich höre allerlei von hier und dort: Die Russen haben bei Uryw mit zweihundert Panzern die Front durchbrochen; großer Rückzug — die Artilleristen haben ihre Geschütze gesprengt und sind geflohen; die Russen sind nur noch 20 bis 25 Kilometer von hier entfernt.

16. Januar

Sinije-Lipagi ist mit Flüchtlingen überfüllt, man organisiert sie, spannt sie in die Verteidigung ein. Nacheinander kommen Ungarn, Deutsche . . . Die Lage ist bedenklich ernst. An der Wand hängt eine große Landkarte, davor wird erregt diskutiert. Ein deutscher Leutnant tritt ein, er weint — um seine Geschütze und seinen Hauptmann, der an seiner Seite gefallen war. Ein Leutnant im Mantel spricht mich an, ich erkenne ihn fast nicht. Er war mein Jahrgangskamerad auf der Offiziersschule. Damals befand er sich noch im Stimmbruch. ‚Wir sind aus Uryw davongelaufen, dort herrschen entsetzliche Zustände', sagt er.»

Sonntag, den 17., und Montag, den 18., war dann auch diese relative Ruhe zu Ende. Am 17. Januar, an jenem Tag, an dem das VII. Korps von der Heeresgruppe B ebenfalls den Rückzugsbefehl erhalten und die gesamte von Jány geführte 2. ungarische Armee nun auch «amtlich» den Rückzug angetreten hatte, lieferte die 6. Division früh um 7 Uhr auf der einzigen instand gehaltenen Straße der ganzen Gegend, der Stalinstraße, den sowjetischen Streitkräften ein schweres Gefecht. Am nächsten Tag, am 18. Januar, war die 6. Division

vernichtet. «Ganze Reihen blieben auf dem Schlachtfeld steifgefroren liegen», besagt die uns überlieferte trockene Meldung. Mehr wissen wir über dieses Gefecht nicht, doch dieser kurze Satz genügt, um uns vorstellen zu können, was geschehen war. Arme, Beine, Gesichter kamen zum Vorschein, wenn in der Kälte von minus 36 Grad der Wind den in der Nacht gefallenen Pulverschnee hinwegfegte, unter dem die niedergetrampelte, knochenhart gefrorene ältere Schneeschicht ihre Gefangenen wie in einem Sarg bewahrte. Eine schwarzgefrorene Hand hielt immer noch das Gewehr fest, aus einem Gesicht mit dichtem Vollbart leuchtete weiß ein Augenpaar hervor.

Die Vision von Mihály Vörösmartys (fortschrittlicher ungarischer Dichter, 1800 bis 1855) zeichnet sich vor unseren Augen ab: «Jetzt ist Winter und Stille und Schnee und Tod.» Ach, wie schön doch die Gräfin Ella Edelsheim-Gyulai am 21. Januar in der Donnerstagsnummer der «Pesti Hirlap» dieses vielen Schnees gedachte: «Seitdem der Schnee so reichlich gefallen ist, sieht die Burg aus wie eine im Winterschlaf erstarrte Märchenwelt. Die Bäume am Berghang haben ein Spitzenkleid angelegt, auf den einsamen Serpentinen des verschneiten Parks spaziert aneinandergeschmiegt mitunter ein Liebespärchen dahin ...» Wahrhaftig: Der Schnee war für Budapest eine große Sensation geworden. «Eine große Menge vergnügter Schiläufer am Normafa», frohlockt der «Esti Kurir» (Abendkurier) in einer Schlagzeile.

«Gemäß dem im Laufe des Tages herausgegebenen Armeekorpsbefehl existiert die 6. Division nicht mehr», heißt es lapidar in der vorhin zitierten Meldung. Das am nördlichsten gelegene, relativ ungeschoren gebliebene Bataillon 52/III. unter seinem Kommandeur Hauptmann György Hermándy Berencz wurde der 9. Division als Reserve zugeteilt. Damit war das III. Armeekorps am 18. Januar 1943 auf eine einzige Division zusammengeschmolzen.

Der Kommandeur der 9. Division, Oberst vitéz Kornél Oszlányi, fuhr sofort zum südlichen Abschnitt seiner Division, um dort die Flankenverteidigung zu organisieren. Zusammen

mit dem Kommandeur des 47. Infanterieregiments aus Zalaegerszeg, Oberst Sándor Martsa, war er bestrebt, die noch am Leben gebliebenen, umherstreifenden Soldaten der zerschlagenen 6. Division mehr oder weniger gewaltsam aufzuhalten: «Wir durchsuchten jedes Haus, haben viele ruhende Soldaten aus den Häusern herausgeholt.» — «Fest entschlossen, mit der Pistole in der Hand, machte ich mich auf, die Zurückflutenden zur Umkehr zu zwingen», berichtet vitéz Oszlányi im Februar 1943 in einem behaglich erwärmten Krankenzimmer des Budapester Offizierskrankenhauses und rühmt sich auch noch damit, gezwungen gewesen zu sein, eine große Anzahl ungarischer Soldaten niederzumetzeln, weil sie ihm, infolge der Kälte völlig apathisch, nicht gehorchen wollten. – Und nun ein Wunder: Der bisher so schweigsame, ungarfeindliche Generalleutnant Siebert tauchte plötzlich auf und steckte dem Oberst Oszlányi persönlich das deutsche Eiserne Kreuz zweiter Klasse an die Brust!

Die zur Aufrechterhaltung der Disziplin eingeführten Maßnahmen waren drastisch: Generalstabschef Sárkány zum Beispiel gab Oberst Martsa den Befehl, den Kommandeur des auseinandergelaufenen Bataillons, Hauptmann Barna, «in Anwesenheit der Mannschaft auf dem Kirchplatz erschießen zu lassen», und Martsa, der sonst nie zögerte, wenn er harte Entscheidungen zu treffen hatte, konnte die Exekution nur mit Mühe abwenden.

Vom 18. Januar an herrschte wieder Ruhe. Die 9. Division gab sich gelassen. Südlich von ihr erwarteten die Restteile des Korps, die sich auf Kreisverteidigung eingerichtet hatten, einen neuen Angriff, zum Beispiel auch Oberstleutnant Tavassy in dem Dorf Semidesjatnoje. «Die Einheiten der Roten Armee haben die umliegenden Dörfer nach und nach besetzt», schreibt János Csima in seiner auf Quellenangaben beruhenden Publikation. Kämpfe hatte es keine mehr gegeben. Die Sowjettruppen an der Woronesh-Front waren immer noch mit der Liquidierung des IV. und VII. Korps der 2. ungarischen Armee beschäftigt. Doch davon weiß nur der Leser. Die Soldaten des III. Korps einschließlich ihres Kommandeurs

Generalmajor Marcell Stomm erkannten lediglich, daß der ungarische Armeebefehlshaber sie dem deutschen Generalleutnant Siebert ausgeliefert hatte und ein neuer Angriff sie völlig vernichten würde. Seit sein Korps zu einer einzigen Division zusammengeschmolzen war, befand sich Marcell Stomm ohnehin in einer recht seltsamen Lage, denn die 9. Division hatte ja einen Kommandeur; Stomms Aufgabe bestand fast nur darin, Sieberts Befehle an Oszlányi weiterzuleiten. Die beiden verstanden sich offenbar ausgezeichnet; ihn, Marcell Stomm, den ehemaligen ungarischen Militärattaché in London und Washington, nahmen sie nicht in ihren Kreis auf. So war er ein Kommandeur ohne Heer und Kompetenzbereich. Über die Kriegsgeschehnisse informierte man ihn nicht; von der Lage konnte er sich nur ein einigermaßen klares Bild verschaffen, indem er seinen Stab separate Aufklärungen durchführen ließ.

Stomm und sein Stab wurden ohnehin von den Deutschen argwöhnisch betrachtet. Der Generalmajor selbst galt ihnen wohl auf Grund seiner früheren Tätigkeit als zu englandfreundlich. Bekannt war auch seine kritische Einstellung aus dem Jugoslawien-Feldzug der Deutschen, an dem er als Kommandeur der 14. Infanteriebrigade teilgenommen hatte. Im übrigen war Stomm, zweimal schon im ersten Weltkrieg verwundet, ein tapferer Soldat, den ein gutes Verhältnis mit seinen Untergebenen verband. Jetzt kochte er vor Wut, weil ihm allmählich bewußt wurde, welche Rolle man ihm bei der Heeresgruppe B zugedacht hatte. Aber noch verdächtiger als er selbst war sein Freund, Generalmajor Deseö, der nicht in London, sondern in Moskau Militärattaché gewesen war. Deseö kannte die russischen Verhältnisse genau und ahnte wohl, wer den Krieg gewinnen würde. Zur Militärdiplomatie zählte auch als ehemaliger Attaché in Warschau und Bern Stomms Stellvertreter, Generalstabsoberst vitéz Jenö Sárkány. Dieser Offizier neigte zu sehr vorsichtigen Erwägungen, als Soldat bejahte er jedoch Oszlányis energische Maßnahmen und bemühte sich, die Verteidigung wirkungsvoll zu organisieren. Von Stomms Korpsgeneralstab galt für die

Deutschen lediglich Generalstabsmajor Ernö Csathó von Csatószeg als ein besonders zuverlässiger Offizier. Dieser Leiter der Operationsabteilung, ein eleganter Karrierist, der sich vom Train in den Generalstab emporgearbeitet hatte, wird von István Kossa in seinem Kriegserinnerungsroman wegen seiner Grausamkeit als «Mörder Csathó» erwähnt. Major Csathó sollte später in sowjetischer Gefangenschaft Stomms böser Geist werden. Er verhinderte den organisierten antifaschistischen Zusammenhalt der ungarischen Soldaten. Zunächst aber befanden sie sich hier im Dorf Iwanowka, 30 Kilometer von Woronesh entfernt, und wußten nicht, was sie anfangen sollten. Für Stomm gab es keine andere Aufgabe als abzuwarten, was auf sie zukommen würde, und den Rückzug mit den Deutschen zusammen anzutreten, wenn die Situation es gebot.

Diese Zeit war eigentlich am 24. Januar 1943 da. Noch keine zwei Wochen waren vergangen, seit die sowjetischen Soldaten bei Uryw die Front durchbrochen hatten, und schon konnten sie mit einer zweiten Operation beginnen; denn für die erste hatten sie nur zehn Tage benötigt. Wir zitieren die sowjetischen Kriegshistoriker:

«Das Kommando der Woronesher Front und Armeegeneral Wassiljewskij, Vertreter des Hauptquartiers, der sich bei den Truppen der Front aufhielt, empfahlen am 18. Januar 1943, gleich nach der Einkesselung der Gruppierung bei Ostrogoshsk-Rossosch, dem Hauptquartier, die Woronesh-Kastornoje-Operation durchzuführen, dabei die 2. deutsche Armee zu zerschlagen und die Jelec-Kastornoje-Bahnlinie dem Feind zu entreißen . . . Zu dieser Zeit bildete die 2. deutsche Armee einen tief in die Stellungen der Sowjettruppen hineinreichenden Keil. Diesen Keil konnte man leicht umklammern. Auf dem Gebiet bei Woronesh standen insgesamt 12 gegnerische Divisionen: 9 Divisionen der 2. deutschen Armee und 3 ungarische Divisionen . . . Diese Divisionen kämpften alle in vorderster Frontlinie. Das deutsche Kommando hatte keinerlei Operationsreserven . . .

Die Kampfoperation bei Woronesh-Kastornoje begann am

24. Januar 1943 damit, daß die sowjetische 40. Armee... in Richtung Kastornoje zum Angriff überging. Am 25. Januar startete unter dem Kommando von Generalmajor Tschernjachowski die 60. Armee ihren Angriff ... Am 26. Januar schalteten sich auch die 13. Armee unter Generalmajor Puchow und die 38. Armee unter Generalleutnant Tschibissow in den Angriff ein. Wegen des Angriffs der 40. Armee hatte das deutsche Kommando bereits am 25. Januar mit der Rücknahme seiner Truppen aus dem Bereich Woronesh in Richtung Westen begonnen. Doch da war es schon zu spät. Die erfolgreich vordringenden Truppen der 40., 13. und 38. Armee vereinigten sich im Bereich Kastornoje und schnitten der 2. deutschen Armee die Rückzugswege ab...»

Die 9. ungarische Division wurde von den Truppen der 40. sowjetischen Armee angegriffen. Am 24. und 25. Januar, als die 2. deutsche Armee Woronesh bereits geräumt hatte und ihre Nachhutgefechte schon gut 30 Kilometer vom Don entfernt stattfanden, hielt die 9. Division noch in der alten Stellung aus. Da große Gefechte, ähnlich den Durchbruchskämpfen bei Uryw und Stschutschje, hier nicht stattfanden, sind die Kriegshistoriker der ungarischen Volksarmee der Ansicht, daß «jene Darstellung, wonach sie unter schweren Kämpfen ausgebrochen sei, falsch ist».

In der Tat: Die im geheizten Krankenhauszimmer abgefaßten prahlerischen Kriegsberichte von Oberst Oszlányi – auf denen schon Generalmajor Gyula Kovács mit grünem Stift vermerkte: «sehr verworren» — sind übertrieben; doch das bedeutet nicht, daß die Regimenter der 9. Division nicht bis weit über den Zeitpunkt hinaus, da die Deutschen Woronesh räumten, standhielten. Und diese Kämpfe forderten große Opfer. In den drei Tagen vom 24. bis 27. Januar, also bis zum Augenblick des durch Generalleutnant Siebert angeordneten Rückzugs, erreichten die blutigen Verluste vieler Bataillone 50, ja sogar 70 Prozent.

Nehmen wir zum Beispiel das kurz zuvor erwähnte 2. Bataillon des 22. Regiments, es hatte die Kämpfe der 6. Division am 15. und 16. Januar als einzige Einheit fast vollzählig über-

standen. Von diesem Bataillon waren am 31. Januar ganze 17 Mann übriggeblieben! Oder: Die Gesamtstärke des 3. Infanterieregiments betrug am Morgen des 28. Januar 25 Offiziere und 450 Soldaten; in drei Tagen waren also von diesem Regiment mindestens 1000 Mann gefallen oder verwundet worden. Die Feststellung des Korps-Generalstabschefs Generalstabsmajor Zsigmond Barra von Zágon ist daher richtig: «Wir waren als Opfer hingeworfen worfen. Wir mußten in die Bresche springen und den deutschen Rückzug decken, dann sollten wir uns durch den Feind, der uns im Rücken saß, hindurchkämpfen.»

Im Verlauf der heftigen Kämpfe dieser drei Tage war auch der Divisionskommandeur Oberst Oszlányi durch zwei Maschinengewehrschüsse verwundet worden. Man trug ihn aus der vorderen Linie zurück, und bald darauf brachte ihn ein Flugzeug, das zum Verwundetentransport eingesetzt war, nach Budapest.

Es schien, als ob die ferne Heimat von all dem gar nichts wußte. Immer noch beschäftigte das Rätsel des unaufgeklärten Mordes in Köbánya die Presse: Das stürmische Leben der zu Beginn des Jahrhunderts unter dem Namen Lili Szentgyörgyi beliebt gewordenen Ilona Schwarz-Fabián, deren nackte Leiche auf dem Militärübungsplatz Köbánya unterm Schnee verborgen gelegen hatte, füllte immer mehr Spalten. Die Leser erfuhren, wie aus der Geliebten des russischen Herzogs eine Tänzerin in der Türkei geworden war, dann eine solide Ingenieursehefrau in Wien, eine reiche Privatiere in Budapest und schließlich eine von Kneipe zu Kneipe taumelnde trunksüchtige alte Frau.

Für den Krieg fand sich in den Zeitungen freilich auch noch Platz: Am 27. Januar 1943 wurde die Ausstellung «Kunst im Krieg» eröffnet, mit deutschen und ungarischen Gemälden, die den Krieg verherrlichten. «Viele unserer begabten Künstler haben keine Zeit zum Malen», bemerkte verbittert der Kritiker der «Magyar Nemzet» (Ungarische Nation), «weil sie sich an der Front persönlich mit dem Krieg bekannt machen müssen. . .» — Beachtenswert ist die Mitteilung der «Magyar

Távirati Iroda» (Ungarisches Nachrichtenbüro) vom 29. Januar: Die Angehörigen der Soldaten der Don-Armee mögen doch die ungarische Botschaft in Stockholm nicht belästigen, denn diese könne die Vermißten nicht ausfindig machen.

Soweit waren wir also schon! Die Regierung schwieg, die Bevölkerung aber bestürmte mit ihren Briefen die ungarische Botschaft in Stockholm. Da brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn in dieser erregten Stimmung, die das Volk erfaßte, die damaligen Großen der Literatur auch ihre Stimme vernehmen ließen.

So beklagte Sándor Márai in der Nummer der «Pesti Hirlap» vom 24. Januar den «Untergang der Höflichkeit». Die Menschen seien grob, beschwerte er sich. «Die Höflichkeit ist in eine Krise geraten, und der Krieg hat den allgemeinen Mangel an Taktgefühl nur noch vertieft.»

An einem solchen Mangel an Taktgefühl litt auch Generalleutnant Friedrich Siebert. Vergebens hatte die 9. Division den Rückzug der 2. deutschen Armee bei Woronesh abgesichert. Sieberts Befehl untersagte es den ungarischen Truppen, sich gemeinsam mit den deutschen zurückzuziehen.

Der Rückzug verlief anfangs ohne größere Zwischenfälle. Auffallend war nur, daß die Ungarn nicht auf der Straße gehen durften, sondern fünfzig Meter davon entfernt durch den tiefen Schnee stapften. Ehe sie die ihnen zugewiesenen Quartiere erreichten, waren dort bereits sämtliche Plätze belegt: Zimmer, Ställe, Scheunen, Speicher; sie mußten im Freien übernachten, zündeten sich Lagerfeuer an. Zuweilen kauerten sich Erschöpfte für einige Minuten nieder. Diejenigen, die vor Müdigkeit einschliefen, erwachten nie mehr, und die Soldaten, die die Nacht durchwachten, konnten sich infolge der Überbeanspruchung nur noch mühsam weiterschleppen. Den entkräfteten, willenlosen Soldaten gegenüber verhielten sich manche Deutsche dann noch unverschämter: Sie begannen, ihnen die warmen Kleidungsstücke und auch Waffen vom Leibe zu reißen. Der Generalstabschef der 9. Division, Major Barna, meldete bestürzt: «Die sich zurückziehenden Deutschen konnte ich nur mit Waffengewalt zum Gehorsam zwingen . . . Unsere Aus-

rüstung mußten wir in erster Linie vor den Übergriffen der Deutschen sichern. Alle klagten über sie wegen ihrer Grobheit und Gewalttätigkeit. Auch Offizieren nahmen sie Pistolen, Feldstecher, Pferde und Schlitten weg.»

Der Pionierhauptmann Daniel Görgényi, ein Offizier vom Stab des technischen Kommandeurs des Armeekorps, erlebte folgendes:

«Entlang der Straße standen in einer Reihe die einspännigen, planenüberdachten Transportschlitten mit Kranken und Verwundeten. Die Kranken, die laufen konnten, und die Wache reihten sich an. Der Kommandant der Sanitätskolonne diskutierte mit einer etwa 8 bis 10 Personen starken deutschen Gruppe. Die Deutschen forderten vom Kommandeur der Sanitätskolonne, die Verwundeten von den planengeschützten Schlitten herunterzunehmen und die Schlitten ihnen zu übergeben, da sie diese zur Durchführung eines unaufschiebbaren, dringenden Befehls benötigten.

Unaufgefordert mengte ich mich in das Streitgespräch ein. Ich wandte mich an den deutschen Offizier, und damit er mich nicht mißverstand, forderte ich ihn in deutscher Sprache auf, sich mit seinen Leuten unverzüglich fortzuscheren. Von einer Räumung der Schlitten könne natürlich gar keine Rede sein. Wenn es einer wagen sollte, die Verwundeten auf den Schlitten anzufassen, würde ich auf ihn schießen. Um meinen Worten Nachdruck zu verleihen und weil der deutsche Offizier hastig nach seiner Pistole griff, feuerte ich aus meiner Maschinenpistole mit hochgehaltenem Lauf eine kurze Salve über ihre Köpfe hinweg ab. Im Eifer des Wortgefechts bemerkte ich gar nicht, daß von der Wache der Sanitätskolonne 8 bis 10 Mann mit Gewehren und aufgepflanzten Bajonetten neben mir angetreten waren. Plötzlich brausten auf der anderen Seite des Jemantschatals sowjetische Panzer in nördlicher Richtung dahin.

Zuerst nahmen die deutschen Soldaten Reißaus und ließen ihren Offizier allein. Dieser rief ihnen etwas nach, doch dann hielt er es für besser, seinen Soldaten hinterherzurennen. Sicherheitshalber feuerte ich noch eine kurze Salve über die

Flüchtenden hinweg. Die am jenseitigen Ufer des Jemantschabaches dahinjagenden sowjetischen Panzer beachteten uns überhaupt nicht.»

Ein tragisches Bild: Während die Panzer der Roten Armee den geschlagenen Feind verfolgten und auf der Landstraße dahinrasselten, lagen sich seitwärts der Chaussee zwei Gruppen der verbündeten Eindringlinge in den Haaren, und beinahe wäre im Kleinen das eingetreten, was im Großen hätte geschehen sollen: Dem Hauptmann, der sich für die Verwundeten einsetzte, stellten sich müde, flüchtende, ungarische Soldaten, die gar nicht zu seiner Einheit gehörten, kampfbereit mit aufgepflanztem Bajonett an die Seite.

Die einfachen Soldaten wären demnach sofort bereit gewesen, angeführt von solchen Offizieren, auch in diesem erschöpften Zustand gegen die Deutschen aufzutreten.

Die Deutschen verhielten sich übrigens nicht nur aus vorsätzlicher Böswilligkeit so. Die anhaltende Verfolgung und die Flucht der Truppen unter so ungewohnten klimatischen Verhältnissen und bei ungünstiger Versorgung führten zu Panikerscheinungen, von denen Soldaten aller Waffengattungen, aller Dienstgrade und ungeachtet ihres bisher zur Schau getragenen Selbstbewußtseins erfaßt wurden. So, wie einst die Napoleonische Garde zurückgeflutet war, flohen nun auch die deutschen Elitetruppen. Allein dieser Fakt beweist, daß der ungarische Rückzug keine kriegshistorische Besonderheit war. Wir zitieren hierzu Beobachtungen des Obersten Wilhelm Adam über Panikerscheinungen in der 6. deutschen Armee bei Stalingrad:

«... Was wir nun erlebten, übertraf alles Bisherige. Es war ein Bild des Schreckens. Von Angst vor den sowjetischen Panzern gepeitscht, jagten LKW, Befehlswagen, PKW, Kräder, Reiter und pferdebespannte Fahrzeuge nach Westen, prallten aufeinander, fuhren sich fest, stürzten um, versperrten den Weg. Zwischendurch stießen, drückten, schoben, wälzten sich Fußgänger. Wer stolperte und zu Boden fiel, kam nicht wieder auf die Beine. Er wurde zertreten, überfahren und plattgewalzt.

Auf der Jagd zur Rettung des nackten Lebens wurde alles zurückgelassen, was das Rennen behinderte. Waffen und Ausrüstungsgegenstände wurden weggeworfen. Vollbeladene Munitionswagen, Feldküchen und Troßfahrzeuge blieben stehen, konnte man doch auf dem Rücken der ausgespannten Pferde rascher vorwärts kommen. Das wüsteste Chaos bot Werchne-Tschirskaja. Zu den Fliehenden der 4. Panzerarmee gesellten sich von Norden her Soldaten und Offiziere der 3. rumänischen Armee und der rückwärtigen Dienste des XI. Armeekorps. Alle glichen sich in ihrer Panik und Kopflosigkeit. Alle strömten in Richtung Nishne-Tschirskaja.»

Dieses unter den Verbündeten entstandene Durcheinander nützten die Sowjetsoldaten geschickt aus. Das bezeugt zum Beispiel der Bericht von Daniel Görgényi über die in Semidesjatnoje zurückgelassene Truppe:

«Die Gruppe des Oberstleutnants der Feldgendarmerie Tavassy in Semidesjatnoje erwies sich nicht als einsatzfähige Kampfeinheit. Oberstleutnant Tavassy hatte das Absetzen vom Feind unzulänglich organisiert und seine Gruppe mangelhaft geführt. Als die Gruppe Semidesjatnoje verließ, ging sie in Richtung der Kolchose Misdrjanka zurück. Mangels Winterausrüstung marschierten die bei einer Temperatur von minus 40 Grad zitternden Menschen mit Decken über Kopf und Rücken. Auch die Nachhut war übermüdet, niemand paßte auf. Die Russen hatten sehr schnell die Schwächen der Kolonne erkannt, die mit deckenverhüllten Köpfen in der klaren, mondhellen Nacht marschierte. Gleich den Ungarn zogen sich die Russen ebenfalls Decken über den Kopf, schlossen sich in aller Stille der Kolonne an und mischten sich unter sie. Als die ungarischen Soldaten dies endlich merkten, brach eine Panik unter ihnen aus.»

Als weiteren Augenzeugen zitieren wir Lajos Kónya:

«Staro Nikolskoje, am 28. Januar

Am Nachmittag wollten wir in einem Wald zum Gegenangriff übergehen ... Kaum zweihundert Meter entfernt zog eine endlose russische Kolonne vor uns her in Richtung Westen. Am Westende von Staro Nikolskoje drangen sie in das

Dorf ein. Es gab nur noch einen Weg für uns, nach Norden. Unser Batillonskommandeur ordnete den Rückzug an.

30. Januar

Am Morgen erreichten wir ein Dorf, eine halbe Stunde später waren die Russen da. Wir flüchteten panikartig. So mochte wohl auch der französische Zusammenbruch gewesen sein. Keuchendes, fast erstickendes Rennen. Einige Male fegten Flugzeuge mit Maschinengewehrsalven die Straße entlang. Sie flogen tief. Wir drückten uns geradezu in die Erde hinein, wühlten krampfhaft mit allen zehn Fingern im Schnee, das Herz klopfte uns in der Kehle. Das Tal schimmerte schwarz von den daliegenden Ungarn. Wie viele blieben nach einem solchen Luftangriff liegen! Pferdekadaver zu Hunderten, Millionen verstreuter Sachen, Radios, Lebensmittel, explodierte brennende Autos, Gebrauchsgegenstände, Fotos, zerrissene Briefe.

31. Januar

Die Kolonnen fielen auseinander. Auf der Landstraße ein einziger Wettlauf, eine erbarmungslose Drängelei, die Flut wogte und wälzte sich dahin, Schwache blieben zurück, Fahrzeuge fuhren in das Fußvolk hinein, alle Ordnung löste sich auf. Freunde, die zusammenhalten wollten, wurden in einem unbedachten Augenblick voneinder getrennt, vielleicht für immer. Wir mußten hungern, hatten keinerlei Verpflegung. Wir schleppten uns von Dorf zu Dorf, Tag und Nacht, ohne zu schlafen. Wer wußte noch, wo wir uns befanden? Die Straße schlängelte sich allmählich nach Westen zu, dann nach Süden. Wieder kamen Flugzeuge und belegten die Straße mit Maschinengewehrfeuer. Wir rannten auseinander auf die schneebedeckten Felder, drückten uns wieder flach auf den Boden, in den kalten Schnee. Überall hoben sich Pferdekadaver ab, schwarz... Wir holten immer mehr Deutsche ein. Mitunter bedrohten sie uns mit Pistolen. Sie wollten uns die Schlitten und Pferde wegnehmen, und beim kleinsten Widerstand schossen sie. Wir gingen in ein Haus, um uns aufzuwärmen. ‚Marsch, hinaus!' schrien sie. Anfangs wunderten wir uns, später gewöhnten wir uns daran. In einem der Dörfer

warfen sie ungarische Stabsoffiziere vom Dachboden herunter. Tage hindurch übernachteten wir im Freien. Bei kleinem Lagerfeuer wärmten wir uns die zitternden Glieder. Am Tage durften wir nicht auf der Straße gehen, da verdrängte man uns in den bis zum Oberschenkel reichenden Schnee auf den Feldern. ‚Hunde, verreckt!' riefen sie. Drei Feinde hatten wir: die Kälte, den Hunger und die Deutschen.»

Generalstabsmajor Ritter Károly Kern, Generalstabschef der 20. Division, berichtete:

«Am 27. Januar 1943 gegen 21 Uhr meldete sich der deutsche Hauptmann Schmidtmann bei mir und erklärte die Lage. Er stellte jedoch die Situation so dar, als wären sämtliche ungarischen Truppen aus Staro Nikolskoje panikartig geflohen, obwohl die Kompanien des Hauptmanns Szönyi doch bis zum Abend durchhielten und mehrere der Soldaten beobachten konnten, daß die Deutschen, die an ihrer Seite gekämpft hatten, sich abgesetzt hatten. Die Hermándy-Gruppe hielt am 27. Januar am Höhenpunkt 239,5 bis Mittag durch . . . Von ihren 250 Soldaten waren bis zum 28. Januar nur noch 48 Mann übriggeblieben . . .

Am 29. gelangten wir im Dunkeln nach längerem Umherirren zu unserem kleinen, im Freien übernachtenden Stab zurück, später gingen wir in das von Oberst Martsa besetzte Haus. In einem kleinen Zimmer waren etwa 30 Mann zusammengedrängt, in einem anderen operierte ein Arzt bei Kerzenlicht, neben ihnen jammerten Verwundete und Frostkranke. Im Vorraum ebenfalls Verwundete, während vor dem Haus die Toten in einer Reihe lagen . . .

Am 30. Januar nach Mitternacht wurde alles still. Ein schneidender Ostwind wehte, und das Thermometer, das bereits minus 25 Grad zeigte, ließ eine noch grimmigere Kälte erwarten. Hier sahen wir, wie Menschen stehend, auf das Gewehr gestützt, erfroren . . . Da erschien mit einem Geländewagen ein Hauptmann vom Stab der Siebert-Gruppen-Kommandantur und fragte nach dem Korpskommandeur. Dann forderte er in einem zurechtweisenden Ton, daß der Stab sogleich die Straße zu verlassen habe . . . Die deutschen Feld-

gendarmen stellten uns bald links, bald rechts der Straße auf, und es gelang uns dann stundenlang nicht, auch nur hundert Meter vorwärtszukommen . . .»

Wir sollten nicht vergessen, daß es ein befohlener Rückzug war. Die ungarischen Einheiten flohen nicht, sondern marschierten nach Durchführung ihrer Aufgabe zurück. Dabei wurden sie von ihren Verbündeten, die ja nach Jánys Ansicht «jede Fürsorge verdienen», behindert. Der Kommandeur des VII. deutschen Armeekorps wußte übrigens, was dem ungarischen Generalmajor Stomm nicht bekannt war, daß Hitler am 24. Januar angeordnet hatte, die ungarische Armee von der Frontlinie abzuziehen. Das III. Korps hatte also an der Front gar nichts mehr zu suchen. Leider hat der Oberbürgermeister von Budapest, Tivadar Nomonnay, nicht an dieses verlassene Armeekorps gedacht, als er am 30. Januar 1943 phrasenhaft erklärte: «Wir lassen unser tausendjähriges Selbstbewußtsein nie und nirgendwo auch nur um ein Jota schmälern.» Und er drohte jenen, die sich in Stockholm erkundigten und immer unruhiger fragten, was denn nun wirklich am Don geschehen sei. Einen Trost hielt die Regierung schließlich auch für diese Ungeduldigen bereit: Am 24. Januar verkündete eine Verordnung, daß «. . . auch die Verlobte den Namen ihres im Felde gefallenen Verlobten tragen darf».

Am 1. Februar kam es zwischen Generalleutnant Siebert und Generalmajor Marcell Stomm zum Bruch. Im zweiten Weltkrieg war dies das erstemal, daß sich ein ungarischer General offen einem deutschen General widersetzte. Doch die Umstände, die dem stürmischen Ereignis vorausgingen, waren auch nicht alltäglich: Generalleutnant Siebert ließ es zu, daß sein ungarischer Generalskollege im Stall übernachtete, während er selbst in einem eigens für ihn eingerichteten Quartier angenehm schlief. «Generalleutnant Siebert behandelte den Herrn Generalmajor genauso, wie man die Gefangenen zu behandeln pflegte», berichtete einer der Augenzeugen, Oberstleutnant József Hunyadvári, Kommandeur eines Bataillons des 47. Infanterieregiments. Von der ersten Begegnung zwischen Stomm und Siebert zeichnete Pionierhauptmann Daniel

Görgényi in seiner Erinnerungsschrift «Signum laudis» ein treffendes Bild:

«Nachdem sich der Stab des Armeekorps eingerichtet hatte, rief man mich zur Instruktion. Oberst Sárkány hatte kaum begonnen, da trat in Begleitung von Major Fett der deutsche Generalleutnant Siebert ein, Kommandeur des VII. deutschen Armeekorps. Generalmajor Stomm informierte ihn sogleich persönlich auf deutsch und in unserem Beisein über die Lage des III. Armeekorps und bat um deutsche Truppen zur Unterstützung, da er sonst gezwungen wäre, den Rückzug anzutreten. Soweit ich es beurteilen konnte, spiegelte Generalmajor Stomms Information die kritische Lage der ungarischen Truppen wider. Generalleutnant Siebert kritisierte Generalmajor Stomms Darlegungen vor den anwesenden Offizieren als pessimistisch, dann hob er die Stimme und verkündete:

‚Das Oberkommando der 2. deutschen Armee hat das III. ungarische Armeekorps dem Kommandeur des VII. deutschen Armeekorps unterstellt. Die Bezeichnung der Einheit lautet Korpsgruppe Siebert. Ich befehle, daß das ungarische Korps bis zu meiner weiteren Anordnung die Linie Sinije — Lipagi — Skupolj — Semidesjatnoje — Kotschatowka — Alexandrowka unbedingt hält. Zur Verstärkung der Verteidigung werde ich innerhalb von zwei Tagen deutsche Truppen und Artillerie entsenden. Mein Verbindungsoffizier bei Ihnen ist Generalstabsmajor Fett . . .‘

Nach dieser Verkündung drehte er sich auf der Stelle um und verließ mit Major Fett zusammen den Raum. Das war die erste Begegnung des ungarischen Armeekorpskommandeurs Generalmajor Graf Stomm mit dem deutschen Generalleutnant Siebert.»

Und die letzte verlief nicht weniger dramatisch. Nachdem sie mehrere Male durch ihre Adjutanten Botschaften ausgetauscht hatten, beschwerte sich Marcell Stomm am 28. Januar über die Behandlungsweise seines Armeekorps. Daraufhin erklärte Siebert, er lasse es nicht zu, daß die ungarischen Truppen die gleiche Rückzugsrichtung benutzen wie die deutschen. Stomm solle nach Westen ausbrechen. Im Westen

jedoch standen sowjetische Truppen. Sollte der ungarische Korpskommandeur seine Soldaten in diese Richtung führen, bedeutete das den sicheren Untergang. Doch auch das Bleiben kam einer sicheren Vernichtung gleich.

Stomm setzte sich mit seinem Stab zusammen, um die Lage zu beraten. Nach längerem Erwägen entschloß er sich zu einer beispiellosen Tat: Er löste sein Korps auf! Jede Einheit sollte sich zu retten versuchen, wie sie eben konnte.

Im ersten Augenblick mag diese Entscheidung als unverantwortlich erscheinen. Warum ist der Kommandeur nicht bei seinen Truppen geblieben? Warum hat er sie nicht nach Hause geführt?

Darauf können wir antworten — was Stomm sicherlich selbst auch bewußt war —, daß er am 1. Februar 1943 keine Kampftruppen mehr hatte. Von seinen drei Divisionen waren zwei aufgerieben, und die 9. war nach den Absicherungskämpfen stark zusammengeschrumpft. Es mag noch so merkwürdig klingen: in kleineren Verbänden mochte es leichter sein, in die Heimat zu gelangen. Diese Einheiten brauchten ja nur noch zu fliehen; denn Waffen und Munition hatten sie ohnehin nicht mehr. Aber noch sicherer als die ferne Hoffnung, nach Hause zu gelangen, war die Gefangenschaft. Unter den Soldaten der 2. ungarischen Armee hatte man zwar Schauermärchen über «Greuel» in russischer Gefangenschaft verbreitet, aber nach all dem, was sie von seiten der Verbündeten erlebt hatten, konnte selbst die russische Gefangenschaft nur menschlicher sein. Stomm hatte wahrscheinlich auch daran gedacht, als er seinen Befehl herausgab. Seine Entscheidung war keine eines Soldaten unwürdige Desertation, keine Flucht vor den Aufgaben, die auf ihn warteten, auch nicht nur die Reaktion darauf, daß ein grober deutscher General ihn schlecht behandelt hatte: Sein Korps hatte pflichtgetreu den Kampfauftrag erfüllt. Ein geordneter Rückzug in geschlossener Formation war infolge der Umstände unmöglich.

Und schließlich müssen wir berücksichtigen, daß Generalmajor Stomm vermutlich auch die politischen Konsequenzen und Zusammenhänge seiner Handlung erwogen hatte. Wie

richtig seine Kalkulation war, zeigte jene Tatsache, daß schon vierundzwanzig Stunden nach seiner Gefangennahme sämtliche großen Rundfunkstationen der Alliierten die Gefangennahme des Generalmajors Stomm und deren Umstände meldeten. Stomm und sein Stab hatten zweifelsohne erkannt, daß der weitere Weg des ungarischen Volkes nur darin bestehen konnte, sich gegen die deutschen Faschisten zu wenden, und diese moralisch-politische Einsicht wurde auch durch gefühlsmäßig beeindruckende Erlebnisse bestätigt. Später handelten jedoch nicht alle konsequent im antifaschistischen Sinne; doch zahlreiche Offiziere und Soldaten des III. Armeekorps, ob sie in Gefangenschaft geraten waren wie der Pionierhauptmann und spätere Generalmajor der Volksarmee Daniel Görgényi, oder ob sie der Gefangennahme entgingen, wie zum Beispiel Major Zsigmond Barra und Hauptmann László Párkányi, wandten sich gegen die Deutschen und verurteilten den faschistischen Krieg.

Betrachten wir den Abschiedsbefehl des Generalmajors Graf Marcell Stomm vom 1. Februar 1943:

«Um die Stellungen am Don zu halten, führte das königlich ungarische III. Honvéd-Armeekorps vom 12. Januar 1943 an schwere, verlustreiche Kämpfe. Von der königlich ungarischen 2. Armee infolge des Durchbruchs bei Uryw getrennt, wurde es der Korpsgruppe Siebert unterstellt. In dieser Unterordnung sicherte es der 2. deutschen Armee über 12 Tage hindurch die zum planmäßigen Rückzug benötigte Zeit.

In diesen Kämpfen bewiesen die ungarischen Truppen übermenschlichen Heldenmut. Der immer krasser auftretende Munitions- und Verpflegungsmangel, gepaart mit der ungewöhnlich großen Kälte, brach die Widerstandskraft der Verteidiger. Von dieser Minute an bedeuteten wir für die deutsche Heeresführung nur noch eine Belastung. — Meinem vorgesetzten Kommandeur habe ich den Zustand meiner Truppen wiederholt gemeldet und darum gebeten, sie zurückzuziehen, um sie weiter hinten ausruhen zu lassen und neu organisieren zu können. Das ist leider nicht geschehen, sondern man hat sie die entsetzlichen Nächte im russischen Winter

ohne Munition, Verpflegung und Unterkunft, auf dem bloßen Schnee liegend, leiden lassen. Ich habe euch angesehen, daß eure körperlichen und seelischen Kräfte von Tag zu Tag mehr schwanden und daß wir alle dem sicheren Untergang entgegenschauen. Die deutsche Heeresführung konnte in ihrer schwierigen Lage nicht einmal die Verpflegung sichern.

Am heutigen Tage habe ich von Herrn General Siebert den Befehl erhalten, euch auf das Gebiet westlich des Olimbaches zu führen, wo wir uns nach Westen hin durchschlagen sollen, also durch die russische Armee hindurch, wozu nicht einmal die gut ausgerüsteten, kampffähigen Divisionen der deutschen Armee imstande gewesen sind.

Diesen Befehl kann ich an euch nicht weiterleiten, weil es keinen Sinn hat, daß Tausende halb erfrorene, ausgehungerte Ungarn mit 10 Patronen je Gewehr, mit leerem Magen und wehrlos zugrunde gehen.

Die deutsche Heeresführung hat schon in der Vergangenheit einen Befehl erlassen, daß sie Honvéd-Soldaten, die zu kämpfen und der deutschen Armee zu dienen gewillt sind, übernimmt und sie genauso behandelt wie die Söhne anderer Völker, die in ihrem Dienste stehen.

In der Geschichte des ungarischen Volkes ist es in ähnlichen Situationen schon mehrmals vorgekommen, daß Soldaten unter Führung einzelner mutiger Kommandeure auch über unglaublich weite Strecken die Feindstellungen durchbrochen haben.

Nach all dem bin ich gezwungen, die Zukunft jedes einzelnen dem eigenen Ermessen zu überlassen, da ich weder Verpflegung noch Munition noch eine durchführbare Aufgabe bieten kann.

Die ungarische Heimat wird jederzeit mit dankbarer Liebe ihrer Heldensöhne gedenken. Ein ähnliches Schicksal wie ihnen ist in der ungarischen Nation bislang nur wenigen widerfahren.

Gott mit euch, ungarische Honvéds!»

Nachdem Generalmajor Stomm den Befehl unterschrieben hatte, verabschiedete er sich von seinem Stab und machte

sich auf den Weg. Infolge der Übernachtungen im Freien waren ihm die Füße in den engen Stiefeln erfroren; er konnte kaum noch laufen, beide Füße begannen brandig zu werden. Er achtete darauf, befehlsgemäß zu handeln: Er wandte sich nicht um, sondern ging in die Richtung, die ihm sein vorgesetzter Kommandeur als einzigen Rückzugsweg vorgeschrieben hatte: nach Westen.

Stomm schlossen sich Generalmajor Deseö, der frühere Militärattaché in Moskau, und — zum Unglück vieler — der schneidige Major Csathó an, der dann im Gefangenenlager so viel Unheil anrichtete.

Sie gelangten noch an demselben Abend in russische Gefangenschaft. Unter welchen Umständen, das weiß Daniel Görgényi am besten zu berichten, er gehörte auch zu Stomms Stab:

«Es tagte schon, als mich einer der Soldaten darauf aufmerksam machte, daß hinter uns vom Hügelrücken her Reiter auf uns zu kämen. Ich meldete es Generalmajor Stomm und ging dann mit einem unserer Soldaten der Reitergruppe entgegen. Beim Aufbruch rief mir Oberst Sárkány noch zu, daß seine Pistole nicht funktionierte.

‚Das macht nichts', sagte ich, ‚die werden der Herr Oberst vorläufig ohnehin nicht benötigen!'

Die Reiter, an ihrer Spitze ein großer Offizier mit Pelzmütze, kamen im Schritt auf uns zu. Etwa zehn bis fünfzehn Meter vor uns hielten sie an, ihr Führer rief uns ein ‚Stoj' entgegen.

‚Seid ihr Ungarn?' fragte er russisch.

‚Ja.'

‚Wie viele Generale, Offiziere und Soldaten?'

‚Zwei Generale, fünf Offiziere und achtzehn Soldaten!'

‚Otschen charascho', antwortete er. Dann gab er Anweisung, die Waffen auf einen Haufen zu legen, auf einen anderen die Ausrüstung, und an einer dritten Stelle sollten wir uns aufstellen. Ich ging zurück, Meldung zu erstatten, dann ließ ich die Mannschaft antreten, um der Anweisung des russischen Offiziers entsprechend die Waffen und die Ausrüstung ab-

legen zu lassen und den Offizieren die Waffen abzuverlangen.

Oberst Sárkány stand mit Oberleutnant Buzinkay, dem Ordonnanzoffizier des Generalmajors Stomm, an einem der Feuer und sprach darüber, daß er seine Pistole nicht abfeuern könne. Als ich mit zwei Soldaten die Pistolen und die Ausrüstung der anderen Offiziere einsammelte, trat Feldwebel Halász zu mir und meldete flüsternd, daß sich Oberst Sárkány und Oberleutnant Buzinkay hinter einem Schober erschossen hätten. Ich ging hin, um zu sehen, was geschehen war.

Sie lagen mit durchschossener Schläfe am Fuße des Schobers. Auf dem Rückweg wurde ich auf Generalmajor Stomms Stimme aufmerksam. Seine kleine Pistole in der Hand, winkte er. ‚Lebt wohl, Jungs!' rief er. Ich hielt ihm von hinten den Arm nieder und nahm ihm die Pistole aus der Hand. Er schaute mich verwundert an, widersetzte sich aber nicht. Ich trug seine Pistole zu den abgelegten Waffen, ließ dann die Mannschaft antreten und bat die Offiziere, sich in die Reihe zu stellen. Nachdem das geschehen war, lösten sich zwei Reiter aus der Gruppe, kamen im Schritt zu uns geritten und führten uns in das Dorf Bistrik. Im Dorf quartierten sie die Offiziere in einem, die Mannschaft und die Unteroffiziere in einem anderen, daneben gelegenen Haus ein. Mir wurde leichter ums Herz, daß unsere Leute wenigstens dem Kältetod entronnen waren.

Sie nahmen uns die Ausweise ab, ließen uns unsere Wertgegenstände und alle Papiere, die wir bei uns trugen, niederlegen. Nun waren wir mit den beiden Generalen zusammen nur noch fünf Offiziere. In sich versunken, schwiegen alle.

Soweit ich es beurteilen konnte, befanden wir uns auf einer Bataillonskommandantur beziehungsweise in deren Telefonzentrale, denn im Nachbarzimmer hob ein Soldat, mit einer Pelzmütze auf dem Kopf und in einen Schafspelz gehüllt, den Hörer ab und legte ihn jeweils nach kurzen Antworten wieder auf.

Eine Stunde lang mochten wir gewartet haben, als drei russische Offiziere ins Zimmer eintraten.

‚Ich begrüße Sie im Namen unserer Kommandantur', begann einer der Offiziere ungarisch zu sprechen. ‚Ich heiße Wladimir Oldner und bin Oberleutnant der sowjetischen Armee. Mein Vater ist ungarischer Emigrant, von ihm habe ich Ungarisch gelernt. Wir bringen Sie im Auto zu unserer übergeordneten Kommandantur. Bitte steigen Sie in die draußen wartenden Wagen ein.'

Nach einer Fahrt von etwa zehn, fünfzehn Minuten mußten wir aussteigen. In dem Haus, das wir betraten, war es warm. Ein Tisch, mit weißer Tischdecke, Tellern, Tassen und Eßbesteck gedeckt, wartete auf uns, und an der Wand standen drei Frauen in weißen Kitteln.

Mit Hilfe des Oberleutnants Oldner als Dolmetscher begrüßte ein Offizier den Generalmajor Stomm und lud uns alle zum Frühstück ein.

Wir bekamen Tee, gekochten und gebratenen Fisch, Butter, Kaviar, frisches Weißbrot, ja es läßt sich gar nicht aufzählen, was sie uns außerdem noch alles zum Frühstück brachten. Nach der Mahlzeit gingen wir ins Nachbarhaus hinüber. Im Freien machten sie eine Gruppenaufnahme von uns. Wir kamen wieder in ein warmes Zimmer, wo Ärzte und Schwestern in weißen Kitteln auf uns warteten, und wir wurden alle untersucht.

Läuse fanden sie bei jedem, wir bekamen ein Pulver, damit sollten wir unsere Unterwäsche einstreuen.

Beide Beine des Generalmajors Stomm waren bis zur Mitte der Unterschenkel blau durch Erfrierung. Ich hatte an den Fußsohlen, den Zehen und den Fersen blaue Flecke. Man verband uns die Beine, ich bekam auch irgendeine Injektion, Major Csathó war entrüstet, weil sie ihm keinerlei Medikamente gaben, ihn beachtete man gar nicht.

Nach der ärztlichen Untersuchung wurden wir in ein drittes Haus geführt, in das sie uns einquartierten.

Unsere beiden Generale brachte man im hinteren Zimmer unter, wir anderen drei, also Csathó, Oberleutnant Endrey und ich, bekamen das vordere. Unsere Generale wurden von russischen Offizieren und Generalen aufgesucht.»

So sah die sowjetische Kriegsgefangenschaft aus, vor der die Offiziere Horthys so sehr zitterten. Wie wir sahen, hatte sich Stomm auch nicht recht entscheiden können, ob er in Gefangenschaft gehen oder Selbstmord verüben sollte.

Und was geschah mit dem Armeekorps?

Oberst Zoltán Farkas, Kommandeur des 22. Infanterieregiments, berichtete:

«Im Dorf Krasnoje Olim verlas ein Major der Wehrmacht vor den deutschen Soldaten einen Befehl, in dem angeordnet wurde, daß die ungarischen Truppen als Kriegsgefangene zu behandeln seien . . . Von ungarischer Seite hatte ein bewaffneter Widerstand in den meisten Fällen gar keinen Sinn, denn die Deutschen waren in der Übermacht, und der überwiegende Teil unserer Soldaten hatte bekanntlich auch keine Waffen. Das oben geschilderte Verhalten unserer Verbündeten während des langen Rückzugs löste bei den ungarischen Soldaten einen derart tiefen Haß aus, daß man in Zukunft mit ihm rechnen muß. Diese Vorfälle werden sich auf die ungarisch-deutsche Zusammenarbeit im weiteren Verlauf des Krieges ohne Zweifel schädlich auswirken.»

Die Soldaten des vergessenen Armeekorps waren jetzt also Kriegsgefangene der Deutschen. Ihr Widerstand wuchs, gab es doch nun auch den Abschiedsbefehl ihres Korpskommandeurs, der einen möglichen Ausweg vorzeichnete. Unter solchen Verhältnissen begann der letzte Abschnitt dieses Rückzugs, der während des ganzen Februar andauerte.

Uns kommt die durch György Révész inszenierte Filmversion des musikalischen Spiels «Drei Nächte einer Liebe» von Miklós Hubay und István Vas in den Sinn. Gleich den Heiligen Drei Königen machen sich drei ungarische Soldaten im Januar 1943 auf den Weg, alle Höllen menschlichen Elends und menschlicher Demütigung erfahren sie, aber mit Clownerie, Schläue und List erreichen sie schließlich die Heimat. Dabei mußten sie immer wieder kämpfen, denn die Rote Armee zog den Kessel, in den die 2. deutsche Armee zusammengedrängt war, ständig enger zusammen.

Lesen wir nacheinander die sachlichen, knappen Darlegun-

gen sowjetischer Kriegshistoriker sowie einen Abschnitt aus Lajos Kónyas Tagebuch.

Aus dem sowjetischen Bericht:

«Wir müssen jedoch bemerken, daß für die eingekesselten Truppen zwischen Kastornoje und Bykowo sowie zwischen Gorschetschnoje und Stary Oskol, wo die Sowjettruppen den Ring noch nicht ganz geschlossen hatten, die Möglichkeit zum Ausbrechen bestand. Der Umstand, daß nicht rundherum sowjetische Truppen standen, erschwerte den Kampf gegen die eingekesselten Truppenteile beträchtlich. In den letzten Januartagen und in der ersten Hälfte des Februar kämpften die feindlichen Einheiten erbittert, um aus der Einkesselung auszubrechen . . . Der Kampf gegen die eingekesselten Wehrmachtsteile dauerte bis zum 17. Februar. Der Feind versuchte immer wieder verzweifelt den Ausbruch. In den ersten Tagen gelang es ihm tatsächlich einmal, die Linie der 40. Armee zu durchbrechen.»

Aus dem Bericht von Lajos Kónya:

«Vor Stary Oskol stießen wir auf starken Widerstand. Es kam ganz plötzlich, mit einem Male merkten wir, daß wir uns in einem Granatwerfer- und Maschinengewehrfeuer befanden, ohne selbst wirksame Waffen zu haben. Hei, verflucht noch mal! Vorwärts! Und wir stürmten in das Feuer. Wir hatten viele Tote und Verwundete. Weiß der liebe Gott, wie es uns gelang, aber bis zum Abend vermochten wir Überlebenden uns durchzuschlagen. Ich hatte zwar wieder einen Splitter in den Oberschenkel bekommen, aber ich konnte laufen.»

Wie anschaulich sich doch objektive Analyse und erlebnisbetonte Tagebuchschilderung ergänzen. Aber wenden wir uns wieder dem Bericht Kónyas zu:

«Stary Oskol, 3. Februar. Ein Quartier haben wir nicht. Die Stadt ist voll von Deutschen . . . Überall Ruinen und Leichen, die schweren Granaten krachen unaufhörlich. Die Deutschen schleppen wagenweise den Speck und die nicht verteilten Weihnachtspäckchen aus den ungarischen Magazinen.

Am späten Nachmittag gelangen wir in einem kleinen Dorf unter Dach. Endlich können wir in einem Haus schlafen, und

diesmal sind wir es, die zwei unverschämte Deutsche hinauswerfen . . . Ich schreie herum, sie greifen hastig nach ihren Pistolen, doch als sie sehen, daß wir mehrere sind, machen sie sich aus dem Staube. Wenn wir gegen solche kämpfen müßten, hätten wir sogar jetzt noch Kraft.»

Manche quartieren sich ein in verlassene Bauerngehöfte und rühren sich nicht mehr von der Stelle. Sie wollen dort in Frieden leben, sich mit Kartoffelschalen ernähren, und wenn es Frühling wird, Waldpilze und Beeren essen. Sowjetische Partisanen bewirten ganze Kompanien mit Brot und Schnaps, dann lassen sie die Soldaten ihres Weges ziehen: Geht nach Hause, gegen euch Ungarn haben wir ja nichts!

Während in Budapest Herbert von Karajan Beethovens «Fidelio» unter brausendem Beifall dirigierte, glaubte mit schwindender Kraft der in den blendendweißen Schnee sinkende Soldat das elterliche Haus zu sehen, er spürte Wärme, vermutete das Feuer des Herdes, und mit friedlichem Lächeln schlief er für immer ein. Wie ein alter Stummfilm rollen die Bilder aus den vergilbten Briefen und Tagebuchaufzeichnungen vor den Augen des Lesers ab: Soldaten einer ungarischen Division ziehen heimwärts!

Noch deutlicher als Augenzeugenberichte vergegenwärtigen uns die Verszeilen von Dezsö Keresztury alles Leid dieses schleppenden Marsches im Januar 1943:

Ein Taifuntrichter ist diese unwegsame Straße: eine offene
Grube mit zerbröckelnden Wänden;
Ein schleppender Zug von Köpfen und gebrochenen Schultern,
gesichtsloses
Gewürm unter den stapfenden Sohlen. Ein wirbelnder Schlund
der schlammige Boden;
Auf Maschinenkadavern und auf Pferdeleichen klirrt und
zirpt Frost wie das Schwirren der Herbstkäfer.
Gebt den Wagen frei! In den Schnee mit
den Verwundeten!
Das Eis reckt seine Hand, eine Wurfgranate
zum Krepieren reicht! Ist das noch

ein Marsch?! Weinende Erde: In den Sommerstiefeln gefrieren
die Füße zu Stein.

Nach Hause? Ach, wohin gehen in der Schneewüste
die schweigenden Soldaten?
Ein Wald der Eisklingen: der Himmel funkelt teilnahmslos
über der silberschaumigen Ebene.
Bitterer Rauch schlängelt empor, breitet sich aus und wirbelt
hinauf in den Weltraum.
Zielverlorener Marsch: einstampfen sich in Gehirne
und Herzen der Raupenketten drängende Spur.
Marsch! Bis zum Sieg! Für wen? Oh, verdammt sind sie —
Zum Schlachtopfer hingeworfene Millionen!

Und wieder die Augenzeugen.

Kónya, 13. Februar 1943:

«In dem Haus finden wir einen alten, bärtigen Ungarn. Er hat niemanden mehr. Man hatte ihn aus dem Zuchthaus an die Front geschickt, bestimmt will er nicht nach Hause. Danach haben wir einen hilflosen, kranken Leutnant aufgelesen. Ihm ist die Nase abgefroren, Eiter läuft aus der Wunde. Wie viele Menschenschicksale!»

Husarenhauptmann Bertalan Némethy, 2. Februar 1943:

«Es ist bereits der neunte Tag, den unsere Kompanie im Freien, ohne ein Dach über dem Kopf, verbracht hat. Unsere Verpflegung besteht schon seit Tagen aus Kaffeeresten und Tee.»

Oberstleutnant József Hunyadvári:

«Es sind Meldungen über das merkwürdige Verhalten der Partisanen eingegangen. Auf der Straße zwischen Nossowka und Kobyshtsche haben sie mehrere kleine marschierende Kolonnen überrumpelt. Nachdem sie sich mit ihnen unterhalten haben: ‚Ihr seid ungarische Soldaten, euch tun wir nichts zuleide, geht heim nach Ungarn', reichten sie ihnen die Hände, verabschiedeten sich von ihnen sehr freundschaftlich und verschwanden in den nahe gelegenen Wäldern ... In einem Fall boten sie ihnen sogar Wodka zum Trinken an ...»

Pionierhauptmann Lászlo Párkányi:

«Die Mannschaft übernachtet im Freien, in den Häusern sind Deutsche einquartiert. Die Mannschaft hat keine Verpflegung mehr. Die Deutschen nehmen uns mit Gewalt Waffen und Pferde weg. Sie werfen Verwundete aus den Häusern, schießen in die Zimmer, wo sich Ungarn aufhalten, und so weiter. Dieses unkameradschaftliche, ja ausgesprochen feindliche Verhalten steigert den Haß der Soldaten gegen die Deutschen bis zum Äußersten, untergräbt ihren Kampfgeist völlig. Aus dem Benehmen und den Gesprächen der deutschen Soldaten ist zu erkennen, daß ihr feindliches Verhalten von höherer Stelle gelenkt wird. Man ist bestrebt, das völlige Fiasko der hilflos gewordenen deutschen Führung auf die ungarischen Truppen abzuwälzen . . .»

Im Frühjahr 1944 war Hauptmann Párkányi an der königlich ungarischen Militärtechnischen Akademie «János Bolyai» mein Vorgesetzter. Damals hörte ich mit Verwunderung, daß dieser gesetzte und disziplinierte Offizier am 19. März 1944, dem Tag der Besetzung Ungarns durch das faschistische Hitlerdeutschland, ganz alleine eine deutsche Straßenstreife angegriffen hatte. Das unkameradschaftliche Verhalten der Deutschen verstärkte den Haß nicht nur der einfachen Soldaten gegenüber den Deutschen . . .

Major Ritter Károly Kern:

«Die deutschen Traineinheiten bahnten sich, ohne auch nur das kleinste Zeichen von Disziplin, panikartig den Weg . . . Die unglücklichsten Menschenwracks, wahnsinnig geworden, befanden sich in unseren Reihen. Ein äußerst müder und vor Kälte erschöpfter Mann legte Mantel und Feldbluse ab und sagte: ‚Ich gehe zur Mutti schlafen', mit diesen Worten nahm er den Weg in die Schneewüste. Man konnte ihn nicht mehr aufhalten. Ein anderer blieb neben uns stehen, wies auf ein Haus und fragte in transdanubischem Dialekt, ob die nahe gelegenen Häuser ‚nicht wahr, Bevecser?' seien. . . Was wir erlebten, das war das Verhalten von Ratten auf einem sinkenden Schiff, jeder möchte das eigene Leben auf Kosten der anderen retten . . . Der deutsche Artilleriemajor Bredow trieb die Un-

garn mit Maschinenpistolenschüssen zurück... Bei Tschernekij waren wir Augenzeugen, als im nebligen Dunkel zwei Deutsche einen dritten jagten, der ihr Pferd bereits losgebunden hatte und aufsitzen wollte, um es zu entführen. Sie holten ihn ein und schlugen ihn halbtot... Am 18. Februar brachen wir in aller Frühe auf und erreichten gegen 10 Uhr mit 130 Mann Sumy, wo uns der erste Verkehrsposten erwartete.»

Dieser Károly Kern war der Generalstabschef jener 20. Division, deren Kommandeur, Generalmajor Vasváry, das Eintreffen in Sumy voller Freude registrierte:

«Nach Erreichung Sumys hat sich die Lage wesentlich gebessert. Wir sind wieder unter Ungarn ... Hier ist es möglich, mit dem Quartiermeister des 2. Armeekommandos, Generalstabshauptmann Pünkösthy, in Verbindung zu treten.»

Das vergessene Armeekorps war also angekommen. Wo befinden wir uns eigentlich? In Sumy, in der Ukraine, die vor kaum mehr als einem Monat noch als ein sehr fernes Gebiet hinter der Front galt — in der Luftlinie über 300 Kilometer vom Don entfernt. Hierher waren die Übriggebliebenen des III. Korps, einige hundert Mann, am 18. Februar 1943 gelangt.

Für den Herrn Feldwebel machten wir Spaß.
Für den Herrn Oberleutnant tanzten wir im Schnee...
Zur Unterhaltung des Herrn Obersten aßen wir die
Schaben lebend ...
Von dort kamen wir aus der Hölle ...

rezitieren im Film in wahnwitziger Verzückung die Heiligen Drei Könige Kaspar, Melchior und Balthasar. Haben sie nur ihr nacktes Leben gerettet? Beginnen sie auch nachzudenken? Erinnern sie sich an das Grausige ihrer jüngsten Vergangenheit, an die Grobheiten ihrer deutschen Verbündeten, an den Wodka sowjetischer Partisanen?

Was werden sie nach dem Abflauen der ersten Freude wohl empfinden, wenn ihnen ihre ungarischen Brüder und Kameraden, die unter günstigeren Umständen nach hinten gelangt

sind, mitteilen, daß sie sich nun als Gefangene betrachten müssen?

«Am 19. Februar 1943 gab mir der Stadtkommandant Oberstleutnant Gyula Dénesfaly Dinich die Verordnung Seiner Hochwohlgeboren des Herrn Generalstabschefs bekannt, wonach alle eingetroffenen Angehörigen der 2. ungarischen Armee zu internieren sind. Die Waffen sind ihnen abzunehmen . . .— Oberst Farkas, Kommandeur des königlich ungarischen 22. Infanterieregiments.»

Aus dem Regen in die Traufe! Es gab kein Erbarmen. Diejenigen, die am Leben geblieben waren und denen es gelungen war, sich bis nach Sumy zu schleppen, waren nun Gefangene, Gefangene des ungarischen Staates.

Generaloberst Szombathelyi, der frühzeitig erkannt hatte, daß der Krieg verloren war, wußte genau, . . . warum er damals im Dezember 1942 seine tödliche Durchhalteparole herausgab, die dann während der Schlacht Generaloberst Jány in den Satz ummünzte: «Nur sterben kann man noch, aber nicht zurückweichen.»

Diese Elenden jedoch schämten sich nicht einmal, am Leben zu bleiben! Nun mochten die deutschen und ungarischen Faschisten mit ihnen schon machen, was sie wollten, den Wodka der Partisanen, die Peitsche der Deutschen und den Armeebefehl Jánys vergaßen sie nie mehr. . .

Es weine nicht, den man prügelt . . .

«Es weine und schreie nicht, den man prügelt,
Oder wenn er weint, soll es der Schläger nicht wissen,
Schurkenlust ergötzt sich an viel Trauer.»

Ernö Salamon

Als die ungarische Regierung im Frühjahr 1942 mit Hilfe ihres komplizierten und ziemlich undurchsichtigen Einberufungssystem die «verdächtigen» Besitzlosen des Landes erfaßt hatte, ordnete sie der 2. Armee durch eine nicht weniger raffinierte Methode auch 50 000 Juden und politisch Verfemte — zusammengestellt in Arbeitsdienstkompanien — für den «Front-Hilfsdienst» bei.

Eine solche Situation ist militärisch absurd und beispiellos. Diese als unzuverlässig eingestuften Männer waffenlos an die Front zu schicken, damit sie dort nicht nur gefährliche, sondern auch verantwortungsvolle technische Arbeiten durchführten, war nicht nur grausam und unmenschlich, sondern vom militärischen Standpunkt aus auch unklug. Waren diese Menschen tatsächlich unzuverlässig, dann durfte man ihnen nicht solche wichtigen Arbeiten übertragen; und das obendrein in der vordersten Frontlinie.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Abhandlung sein, den tragischen Verlauf der Judenverfolgung in Ungarn ausführlich darzulegen; diese Frage wurde bereits in zahlreichen Büchern analysiert. Wie in den vorhergehenden Kapiteln untersuchen wir nur die militärischen Zusammenhänge der Geschehnisse im Januar 1943. Dabei erscheint uns die Widerwärtigkeit der Judenverfolgung in Ungarn von einer bisher

verhältnismäßig selten beleuchteten Seite. Seit der Gründung der Honvéd-Armee im Jahre 1848 haben zahlreiche ungarische Juden ihren Namen mit Blut in die Geschichte der Streitkräfte eingetragen. Mit einem nicht geringen Prozentsatz waren sie in der Revolutionsarmee vertreten, haben für die ungarische Unabhängigkeit ihr Leben eingesetzt. Erinnert sei auch an die jüdischen Soldaten und Offiziere des ersten Weltkrieges, die mit Tapferkeitsmedaillen in Gold und Silber von der Front heimkehrten. István Kossa schildert in seinem Tagebuchroman «Von der Donau bis zum Don» den Fall des Hauptmanns Sándor Takács, den man als zweifachen Inhaber der Urkunde «Lobende Anerkennung» wegen seiner jüdischen Abstammung als Arbeitsdienstler an die Don-Front geschickt hatte. «In der Kalkgrube werden Sie kein Gedenkblatt benötigen», fuhr ihn Oberstleutnant Lipót Muray an, der Leiter des Wehrkreiskommandos in Nagykáta. «Wegen Ihrer Herkunft!» Was heißt: wegen der Herkunft? Wer ist überhaupt ein Jude? Einer, der diesen Glauben hat? Oder wer sich als Jude bekennt? Nach dem 1939 von den faschistischen Behörden in Ungarn erlassenen Gesetz wurde derjenige als Jude betrachtet, von dessen beiden Großeltern mindestens einer jüdischen Glaubens war. Eine absurde Unterscheidung!

In seinem Film «Zwei Halbzeiten in der Hölle» zeichnet Zoltán Fábri ein erschütterndes Bild von einem solchen Menschen: ein Reserveoffizier, der in blendendweißer Uniform zur Arbeitskompanie einrückt und der bis zum letzten Augenblick hofft, nur zeitweiliges Opfer eines Irrtums zu sein . . .

Zurück zu den objektiven militärischen Tatsachen. Es unterliegt also keinem Zweifel: Ungarn hat durch diese unsinnige Bestimmung sehr viele hervorragende Fachkräfte verloren.

Auf welche Weise wurden diese Männer in die Einheiten der 2. Armee eingereiht?

Das Horthy-Regime hatte ein über das ganze Land ausgedehntes, perfekt funktionierendes Spitzelnetz. Demzufolge verfügte jedes Komitat und jede militärische Einberufungszentrale über entsprechende Informationen. Von der auf Grund

des Gesetzes aus dem Jahre 1939 als Juden oder Kommunisten registrierten männlichen Bevölkerung wurden die politisch oder aus anderen Gründen unbequemsten Personen eingezogen. Es genügte eine böswillige Anzeige, der anonyme Brief eines neidischen Nachbarn, und schon mußte das unglückliche Opfer nach Nagykáta.

Und warum gerade dorthin?

Bemerkenswert ist, daß die Einberufungszentrale Nummer I in Nakykáta nicht der 2. ungarischen Armee angegliedert war, sie unterstand dem I. Armeekorps in Budapest, das nicht zum Fronteinsatz gelangte. Wenn wir über diese militärisch ungewöhnliche Erscheinung nachdenken, kommen wir zur Ansicht, daß eine solche Einberufungsmethode angewandt wurde, weil es beim I. Korps den einen oder den anderen gab, der die schändliche Henkerrolle freiwillig und freudig übernahm. Nur schwer sind heute die Namen der Verantwortlichen zu ermitteln. Mit der persönlichen Auswahl der Juden und der politisch verdächtigen anderen «Elemente» befaßte sich damals Oberstleutnant Béla Hajós. Dieser Stabsoffizier teilte dem Kommandeur der Einberufungszentrale in Nagykáta, einem an der Grenze der Senilität stehenden sadistischen Oberstleutnant namens Lipót Muray, die Namen der Einzuziehenden mit. «Oft schickte er nur Zettel herüber, auf denen Namen standen, ohne Begründung», sagte Oberstleutnant Muray vor dem Volksgericht über Hajós aus.

Muray selbst erfüllte mit großem Eifer seine «Pflicht». Dieser an einem Stock dahinhumpelnde alte Stabsoffizier, dessen Dienstgrad vermuten läßt, daß er die Oberstenprüfung nicht bestanden hatte und deshalb nicht mehr befördert werden konnte, war unter den Arbeitsdienstlern zu einem gefürchteten Begriff geworden. Er war Herr über Leben und Tod, das heißt häufiger über den Tod. Er verfolgte die Eingezogenen in der Heimat mit ausgeklügelten Grausamkeiten. Doch das war nicht einmal seine schlimmste Schuld. Darüber hinaus spornte er die Wachmannschaften der an die Front verfrachteten Arbeitsdienstler direkt zu Verbrechen an. Das unausgesprochen über der gesamten 2. ungarischen Armee

lastende Schicksal wurde hier deutlich sichtbar: Kein einziger Jude und Kommunist darf lebend nach Hause kommen, so lautete der Befehl Murays. Er versprach dem Kommandopersonal, daß es von der Front zurückkehren dürfe, sobald die ihm anvertrauten Menschen alle vernichtet wären. Für seine Verbrechen erhielt Muray unmittelbar nach der Befreiung die verdiente Strafe; das Volksgericht verurteilte ihn zum Tode durch den Strang.

Wie setzte sich das Kommandopersonal zusammen?

Ungefähr zwei Dutzend Soldaten waren jeder Arbeitsdienstkompanie zugeordnet, unter ihnen gab es einen Feldwebel, der Berufssoldat und zumeist der Schrecklichste der Einheit war, die befehligt wurde von einem Kommandanten im Range eines Fähnrichs. Häufig waren es im Zivilleben gescheiterte Existenzen mit schwachem Charakter, die willig unmenschliche Anordnungen ausführten.

Worin bestand diese Schreckensherrschaft? Wir möchten betonen, daß man die sogenannten Schikanen nicht als Sonderbehandlung betrachten darf. Unabhängig von ihrer Herkunft waren alle Soldaten der Willkür ihrer Vorgesetzten ausgeliefert, und viele Ausbilder waren grausam und stellten übertriebene Forderungen. Jene Klagen über das Leben an der Front, die wir zahlreichen «Lebenserinnerungen» entnehmen können, betreffen nicht nur die Arbeitsdienstler, zum Beispiel: viele Kilometer hindurch in Schnee und Frost marschieren, Verlausung, Mangel an regelmäßigem Essen und warmer Kleidung und auch dann Dienst zu tun, wenn man eigentlich im Lazarett behandelt werden müßte. Das waren Drangsale, die der Winterfeldzug für alle Invasoren mit sich brachte. Die eigentliche «Schreckensherrschaft» bestand vielmehr darin, daß manche Kommandos den Befehl des Oberstleutnants Muray sehr ernst nahmen und die Arbeitsdienstmannschaften im wahrsten Sinne des Wortes ausrotteten.

Das Wissen um die ständige Ungerechtigkeit, das Ausgeschlossensein aus dem normalen privaten und militärischen Dasein — das alles war für die Arbeitsdienstler eine schreckliche Demütigung. Sie hätten viel lieber als Soldaten der

Kampftruppe Entbehrungen ertragen. Und schließlich verlangte ihnen das Verlegen technischer Sperren in der vordersten Linie, das Minensuchen und der Befestigungsbau unter feindlichem Feuer höchstmögliche Kraftanstrengungen ab.

Kommen wir zurück auf die schwerste Schuld des Kommandopersonals: Eines der schrecklichsten Verbrechen wurde eindeutig aufgedeckt: Im Herbst 1942 ließ Alajos Haynal, Kommandeur des 22. Infanterieregiments der 6. Division, mit Unterstützung des Kommandopersonals 124 Mann aus einer Arbeitsdienstkompanie hinrichten. «Solange auch nur einer der Arbeitsdienstler lebt, darf keiner von euch auf Urlaub nach Hause fahren», erklärte Oberst Haynal dem Kommandopersonal. Wöchentlich mehrmals erschien bei der Kompanie der Korporal János Tóth, Soldat der Husaren-Aufklärungsabteilung des Regiments, trieb die vom dienstführenden Feldwebel ausgewählten Arbeitsdienstler fort und schoß sie dann über den Haufen. Dabei hatte Oberst Haynal, der sich als «Löwe von Tjin» zu bezeichnen pflegte, weil er als erster in die bereits geräumte Stadt eingeritten war, nicht einmal unmittelbar Befehlsgewalt über die Arbeitsdienstkompanien. Dieser Massenmörder wurde im Herbst 1944 bei der Machtübernahme durch die Pfeilkreuzler als Generalmajor stellvertretender Landes-Kommandeur der Levente und der Nationalgardisten.

Wenn Oberst Haynal keine direkte Beziehung zu den Arbeitsdienstkompanien besaß, wer hatte sie dann?

Diese Formationen waren drei Bereichen der 2. Armee angeschlossen: dem Train für Verladung und Transport, den Pioniereinheiten zu Befestigungsarbeiten und zum Minenlegen sowie den Sanitätskolonnen.

In Artikel 14 des Gesetzes vom Jahre 1942 heißt es: «Die Juden leisten ihre Wehrpflicht in Form von Hilfsdiensten ohne Dienstgrad ab.» Demgegenüber wurde die gesamte Befestigungslinie der 2. ungarischen Armee einschließlich der Geschützstellungen und Beobachtungsstände von jüdischen und kommunistischen Arbeitsdienstlern ausgebaut. Auch der Laie erkennt, daß dies außerordentlich wichtige Arbeiten sind,

die man wahrhaftig nicht als bloße Hilfsdienste bezeichnen kann. István Kossa berichtet über den Bau eines der bestangelegten Beobachtungsstände des III. Armeekorps:

«Von der 2. ungarischen Armee sind im Laufe der Zeit viele tausend Soldaten in dem Dorf Archangelskoje am Fuße der ‚Kreideburg' gewesen, das in Form eines Dreizacksterns angelegt war. Oben, auf dem Gipfel der ‚Kreideburg', stand eine Windmühle, das sichere, leicht erkennbare Merkmal der Umgebung und auch der beste Orientierungspunkt für Artillerie und Piloten.

Unsere Unterkünfte lagen an der Straße, die zur Windmühle hinaufführte.

Der Quartierbereich bestand aus sechs Häusern. In einem waren die Offiziere und das Kompaniebüro, in dem anderen das Kommandopersonal, im dritten die Küche. Gegenüber lagen die Behausungen der Arbeitsdienstler. Das erste Gebäude bezeichneten wir nur als ‚Läusehaus'. Da wohnten solche, denen alles egal war, die nicht einmal mehr Kraft zum Laufen hatten, denen es schon gleichgültig war, ob tausend oder zehntausend Läuse an ihrem Körper nagten. Da konnte man ganze Hände voll Läuse ablesen.

Das nächste Gebäude war die Schneider- und Schusterwerkstatt, zugleich die Unterkunft derer, die sich noch schlecht und recht sauber halten konnten. Das dritte dieser Gebäude war das christliche Quartier. Da wohnten wir, die ‚Urchristen'. Ein halb in Trümmern liegendes Gebäude, in dem sich nur ein einziges Zimmer in erträglichem Zustand befand. Auf einem Dielenbrett, das wir über einen eingestürzten Keller gelegt hatten, gingen wir aus und ein . . .

Unser neuer Arbeitsplatz lag knapp 17 Kilometer von unserer Unterkunft entfernt. Dort mußten wir einen Artillerie-Beobachtungsstand bauen. Die Arbeit war viel schwerer als sonst. Der Hügel bestand aus weichem, weißem Gestein, das mit der Spitzhacke nur schwer zu bearbeiten war. Der ganze Hügel lag im Schußbereich des Gegners. Tagsüber durfte sich niemand bewegen, damit wir die Aufmerksamkeit des Feindes nicht auf uns lenkten.

Hier konnten wir deshalb nur nachts arbeiten. Immer kehrten wir todmüde zurück. Eine Veränderung war lediglich insofern eingetreten, als wir unsere Tagesarbeit im Dorf jetzt früher beendeten, damit wir im Eilmarsch noch vor Eintritt der Dunkelheit den Hügel erreichten. Und dann hinauf auf den Hügel. Jeder trug eine Spitzhacke und eine Schaufel bei sich. Die Arbeit ging sehr mühsam voran. Kecskés begleitete uns immer nur bis zum Fuße des Hügels . . .

Auf dem Rückweg kamen wir wieder an der Mühle vorbei.

Im nebligen Morgengrauen hing an den vier Flügeln der Windmühle je ein erhängter Mann, zwei Honvéd-Soldaten und zwei Zivilisten. An dem unteren Flügel — wir konnten es genau erkennen —, das war ein ungarischer Korporal. Neben ihm, der Kleidung nach zu urteilen, ein russischer Zivilist.

Ich wandte hastig den Kopf zur Seite. Ich konnte den schrecklichen Anblick nicht mehr ertragen.»

Die Arbeit, die diese Leute im Schatten der Erhängten an der Windmühle verrichteten, war nicht nur hart; man brauchte dazu auch menschliche Größe und gute Nerven. István Kossa setzt dem alten Juda Silberpfennig, ebenfalls Opfer des Obersten Haynal, ein schönes Denkmal:

«Neben mir arbeitet der alte Juda Silberpfennig. Vom Hörensagen war mir schon daheim der Name dieses mehrfachen Millionärs, rauhherziger Besitzer einer Lodentuchfabrik, bekannt. Hier nun bewies er menschliche Größe. Ohne ein Klagewort hob er auch die schwersten Balken. Er meldete sich immer als erster zum Arbeitseinsatz. Mit seinen fünfundsechzig Jahren war er der älteste unter uns. Er hätte mit Recht erwarten können, daß wir ihm helfen. Doch er half anderen. Auch sonst unterschied er sich von den übrigen reichen, vermögenden Arbeitsdienstlern: Er machte niemals Geschäfte mit dem Wachpersonal. Die Wachsoldaten haßten ihn deshalb mehr als jeden anderen. Sie, die Gutscheine von den Arbeitsdienstlern erpreßten, konnten daher auch nicht an ihm vorbeigehen, ohne ihm ein, zwei Hiebe zu versetzen. Aber brechen konnten sie ihn nicht. Vergebens teilten sie ihn für die schwerste Arbeit ein. Als schon die kräftigen von den jüngeren der

Reihe nach ausfielen, hielt der alte Silberpfennig immer noch gut durch. Es gelang nicht, ihn kleinzukriegen. Am Don wurde er dann mit anderen zusammen hingerichtet.»

Kossas erschütternde Aussage wird durch Hauptmann László Márkus, höchsten Disziplinarvorgesetzten dieser Arbeitsdienstkompanie, beglaubigt. Laut Márkus' Bericht waren den technischen Einheiten des 22. Infanterieregiments der 6. Division 600 Mann für Befestigungsarbeiten zugeteilt worden. Zu dieser Zeit, im Winter 1942/43, war nicht mehr der blutrünstige Haynal Regimentskommandeur. «Der Kräftezustand der jüdischen Arbeitsdienstler ist geradezu jammervoll», bestätigte der Hauptmann. «In letzter Zeit fand sich kaum noch eine arbeitsfähige Person. Die Sterbefälle häuften sich von Tag zu Tag, so daß etwa zweihundert Mann infolge totaler Erschöpfung starben.» Er beklagte sich auch, daß er nach dem Durchbruch bei Uryw keinerlei Informationen mehr erhielt, so daß er am 14. Januar 1943 abends um 19 Uhr, «als wir unter starkem Beschuß lagen», den Rückzug auf eigene Verantwortung anordnete.

Aber ehe wir die Leiden während des Rückzuges beschreiben, müssen wir einige Umstände erläutern. Unter den Arbeitsdienstlern befanden sich auch qualifizierte Ärzte, die, wenn sie nicht gerade Minen suchten, oft als Sanitäter in der vordersten Linie halfen. Mit todesverachtendem Mut retteten diese Männer Tausenden verwundeter Soldaten das Leben, und das mit einer Opferbereitschaft, die man in Kanzelpredigten so gern als gottgefällig und christlich bezeichnet. Darüber schreibt in soldatischer Prägnanz unser alter Bekannter, Oberstleutnant Vécsey, Kommandeur des 35. Infanterieregiments:

«Ich bin gezwungen festzustellen, daß diese Juden wesentlich disziplinierter sind als unsere Honvéds. Ihre Arbeitsfähigkeit und ihre Leistungen sind ebenfalls besser als die unserer Soldaten. Die waffenlosen Juden holten im stärksten Trommelfeuer die verwundeten und die toten Soldaten heraus; eine dieser Judenkompanien hatte dann auch an die fünfzig Tote und zweimal soviel Verwundete.» Fügen wir noch eine

weitere Erklärung von ihm hinzu: «Die Judenkompanien verhalten sich vorn sehr tapfer, sie lassen weder verwundete noch tote Ungarn zurück. Wir werden es noch erleben, daß aus ihnen Helden werden, immer dann, wenn unsere Infanterie davonläuft.» Diese zu Sanitätern gewordenen Ärzte fehlten inzwischen zu Hause. Verteidigungsminister Nagy schrieb:

«Ohne zu überlegen, hat man die jüdischen Ärzte eingezogen. Nach der Verordnung hätte man den Arbeitsdienstkompanien, deren Stärke etwa 220 Mann betrug, nur je einen Arzt zuteilen dürfen. Es kam jedoch vor, daß bei einer solchen Einheit manchmal selbst 10 bis 12 Ärzte dienten und statt ihrer lebensrettenden Tätigkeit gewöhnliche Tagelöhnerarbeit verrichteten. Andererseits gab es in den Dörfern keine Ärzte, ja sogar bei den Militäreinheiten machte sich der Ärztemangel bemerkbar. In der Zeit größerer Gefechte konnten viele ungarische Soldaten deshalb nicht rechtzeitig eine entsprechende Pflege und ärztliche Hilfe bekommen, mußten sie oft selbst an bedeutungslosen Verletzungen sterben, während die fachkundigen, hervorragenden Ärzte Steine klopften, Gräben aushoben, Wälder rodeten, Balken schleppten, an Bahndämmen Erde bewegten oder Minen weit vor den Kampflinien räumten.

Auch die sanitäre Lage in der Heimat verschlechterte sich rapide, da man die jüdischen Ärzte nicht ihrem Beruf entsprechend einsetzte. Einmal klagte mir sogar der Reichsverweser selbst, daß in dem neuntausend Einwohner zählenden Ort Kenderes (Geburtsort Horthys) nur ein einziger Arzt tätig sei. Den jüdischen Arzt hatte man zum Arbeitsdienst eingezogen, und später mußte auch der christliche Arzt einrücken. Der Reichsverweser bat mich, etwas zu unternehmen, da er nicht zusehen könne, daß das Dorf ohne Arzt bleibe.»

Noch ein Wort über das Minenräumen. Ein im Frieden zu Recht geschätzter Held vieler Filmreportagen ist der Sprengmeister, den man zur Entschärfung der Minen und Bomben anfordert, die nach kriegerischen Zeiten beim Bau oder während des Pflügens plötzlich aus der Erde zum Vorschein kommen. Seine mit angespannter Konzentration durchgeführte

lebensgefährliche Arbeit wird mit andächtiger Stille verfolgt. Stellen wir uns vor, daß die gleiche Tätigkeit nicht ein von der Gesellschaft geachteter Mensch ausübt, sondern ein seiner menschlichen Würde beraubter Häftling, in zerfetzter Kleidung, hungernd, dazu noch im feindlichen Feuer. Und schließlich, dieser Minenräumer weiß nicht, wo die Mine liegt, jeder tastende Schritt kann ihn ins Verderben stürzen.

Diejenigen, die diese Arbeit verrichten, waren nicht irgendwelche Menschen. Ihre «Schuld» bestand nicht einfach nur darin, Jude zu sein. Sie wurden verdächtigt, unzufrieden zu sein, waren zum Teil organisierte Arbeiter oder Künstler, die in Versen, Romanen und Bildern das faschistische Unrechtssystem anprangerten und zum Klassenkampf aufriefen. Zu ihnen gehörten solche Männer wie der am 16. Januar 1943 in Gefangenschaft geratene Oberleutnant des medizinischen Dienstes, Dr. Dénes Felkai. In der Zeit von 1937 bis 1939 kämpfte er im Spanischen Bürgerkrieg, war anschließend in Frankreich interniert und gelangte 1941 nach abenteuerlicher Flucht wieder in die Heimat. Im Oktober des gleichen Jahres wurde er erneut festgenommen und als Arbeitsdienstler an die Front deportiert.

Den Durchbruch der Roten Armee bei Uryw und Stschutschje hatten die Arbeitsdiensteinheiten und die ebenfalls dort eingesetzten politischen Strafkompanien 401 und 402 körperlich wie seelisch im ungünstigsten Augenblick erlebt. In der am 8. Januar eingetretenen Kälte von minus 35 Grad erstarrt, hungrig und zerlumpt sowie durch die ständigen Befestigungsarbeiten geschwächt, konnten sie die Strapazen des Rückzugs schwerer ertragen als die zwar ebenfalls abgerissenen, aber doch etwas besser verpflegten Soldaten, die überdies nicht unter einer solchen Last des Ausgestoßenseins zu leiden hatten. Um der Sachlichkeit willen müssen wir jedoch auch feststellen, daß während des chaotischen Rückzugs viele ungarische Soldaten und Offiziere mit den Arbeitsdienstlern Verpflegung und das Quartier teilten. Um so grausamer verhielten sich die deutschen Soldaten ihnen gegenüber. Im Verlauf des Februar, als der Rückzug in panikartige Flucht um-

schlug, wurden die Arbeitsdienstler mit bestialischer Grausamkeit beschossen und vernichtet. Die meisten Deutschen hatten nämlich erst zu dieser Zeit erfahren, daß es bei der ohnehin gehaßten ungarischen Armee auch noch Juden gab. «Neulich hat deutsche Feldgendarmerie bei Korowinci eine Arbeitsdienstkompanie auseinandergetrieben und dabei mehrere Juden erschossen. Es kommt häufig vor, daß die Wehrmachtskommandos diesen Arbeitskompanien, die als reguläre Einheiten der ungarischen Armee gelten, Quartiere verweigern», registrierte das Tagebuch des Oberkommandos am 19. Februar 1943.

Wegen der sich immer häufiger wiederholenden Fälle protestierte Armeekommandeur Jány bei der Heeresgruppe B:

«Ich protestiere gegen eine derartige Verletzung der Souveränität des ungarischen Armeekommandos und seiner Einheiten. Die jüdischen Arbeitskompanien sind Feldordnungseinheiten der ungarischen Armee. Sie wurden der Notwendigkeit entsprechend aufgestellt. Deutsche Soldaten können also nicht befugt sein, solche Einheiten aufzulösen.»

Jánys Protest, der wahrscheinlich auch auf einzelne Interventionen durch den Verteidigungsminister Vilmos Nagy zurückzuführen war, wurde von Generaloberst von Weichs ebensowenig beachtet wie alle zuvor geäußerten Beschwerden. Die Arbeitsdienstler — Ärzte, Wissenschaftler, Kaufleute, Schriftsteller, Künstler — marschierten unaufhaltsam ihrem Untergang entgegen. Unter ihnen befand sich der Dichter Ernö Salamon; er hatte Flecktyphus und redete schon irre. Die italienischen Soldaten, die Angst vor einer Infektion hatten, erschossen ihn. In seinem Rucksack verwahrte Salamon die Gedichte von János Arany, und außerdem fiel, gleichsam ein ängstlich verborgener und behüteter Schatz, die Literaturgeschichte von Mihály Babits auf den Schnee.

Es lauern auf dich, paß auf:
Befehl, Stock, langes Leid,
gramerfüllte Fastentrauer
und Faschistenknechte . . .

Vor seinem Tod, als der italienische Soldat auf ihn schoß, dachte Salamon vielleicht an sein Gedicht:

Es weine und schreie nicht, den man prügelt,
Oder wenn er weint, soll es der Schläger nicht wissen,
Schurkenlust ergötzt sich an viel Trauer.

Doch vergebens war der trotzig zusammengepreßte Mund, das Insichhineinweinen, damit es sein Schläger nicht weiß. Solche Fälle häuften sich, und sie erinnern erschreckend an die unmenschliche Methode der «Heilung» von Krankheiten: verbrennen, vernichten den, der krank ist.

«Auf einer Kolchose bei Doroschic zog man über siebenhundert kranke Arbeitsdienstler zusammen», erinnert sich Verteidigungsminister Vilmos Nagy, «und quartierte sie auf dem Dachboden eines großen Stallgebäudes ein. Der größte Teil von ihnen litt an Flecktyphus. Nachts geriet die große Scheune in Brand, und die unglücklichen Kranken sprangen vom lodernden Dachboden gleich brennenden Fackeln herunter, um dem Feuertod zu entrinnen. Unten jedoch wurden sie mit Maschinengewehrfeuer empfangen. Später sagte man, die brennenden Männer hätten niedergeschossen werden müssen, damit durch sie nicht auch noch die übrigen Gebäude der Meierei Feuer fangen konnten. So sah hier das Feuerlöschen aus! Das Gebäude sank natürlich in Asche, und darin verbrannten die kranken Arbeitsdienstler. Als ich das hörte, ordnete ich sofort eine kriegsgerichtliche Untersuchung des Falles an.»

Da hatte Ferenc Földes, der am 13. Januar 1943 in der Umgebung von Uryw fiel, vielleicht einen besseren Tod. Mit disziplinierter Sachlichkeit hatte der einstige Student an der Pariser Sorbonne und in Bologna seine Dissertation über Bertrand Russell abgefaßt: «Der Antisemitismus ist . . . eine Möglichkeit zur Bewältigung solcher Probleme, die die herrschende Klasse nicht zu lösen wünscht, eine einfache Diversionsmöglichkeit zur Ablenkung der Aufmerksamkeit der Massen.» Gerade deshalb hatte man ihn auch zur Armee des Todes

eingezogen, man konnte seine unwiderlegbaren statistischen Nachweise über die mangelnden Bildungsverhältnisse des ungarischen Volkes, seine kommunistische Agitation nicht ertragen.

Der Januar verging, ebenso der Februar. Juden und Nichtjuden marschierten nicht mehr voneinander getrennt. Sie hatten sich vermischt, man konnte schon gar nicht mehr erkennen, wer unter den verlumpten Männern regulärer Soldat und wer Jude war. Dieser Krieg, diese Kälte, diese Flucht hatten jeden Gedanken auf die Erhaltung des Lebens reduziert.

Endspiel

«Vitéz Gusztáv Jány, königlich ungarischer Geheimrat, Generaloberst, Kommandeur der 2. ungarischen Armee, kehrt mit seinem engeren Stab am 1. Mai des laufenden Jahres in die Heimat zurück. Bekleidung: Dienstanzug, weißer Kragen, weiße Handschuhe, Auszeichnungen.» — Für den Generalstabschef: Generaloberst vitéz József Bajnóczy, 30. April 1943

«Lieber Generaloberst vitéz Jány! Ihrer unter Berufung auf Ihre nahezu vierzigjährige Dienstzeit vorgetragenen Bitte gebe ich mit aufrichtigem Bedauern statt und entbinde Sie von Ihrer Dienststellung als Kommandeur der 2. ungarischen Armee. Anläßlich Ihres Ausscheidens denke ich mit besonderer Zufriedenheit an jene hervorragenden und ergebnisreichen Dienste, die Sie im Verlauf Ihrer nahezu vierzigjährigen Dienstzeit sowohl im vergangenen als auch in dem gegenwärtig stattfindenden Krieg als Armeebefehlshaber unter außergewöhnlich schweren Bedingungen im Interesse der Heimat und der Honvéd-Wehrmacht geleistet haben. Für Ihre herausragend erfolgreichen und außerordentlich wertvollen Leistungen spreche ich Ihnen erneut meine besonders lobende Anerkennung aus. — Gödöllö, den 5. August 1943. Horthy»

Das Spiel war zu Ende. Jány hatte nun einmal verloren. Ihm blieb nichts anderes übrig, als sich resignierend und, vielleicht von Gewissensbissen geplagt, still zurückzuziehen. An dem Putsch der Deutschen und Pfeilkreuzler nahm er nicht teil; vor der großen Öffentlichkeit erschien er nur, als der Reichsverweser im königlichen Palast dem großmäuligen Oberst Oszlányi, einem Divisionskommandeur Jánys, den Maria-

Theresia-Orden überreichte. In dem hell erleuchteten Saal mußte er, gerade er, eine Lobrede auf diesen prahlerischen Maulhelden halten. Doch das war später.

Vorläufig befinden wir uns in der Empfangshalle des Budapester Ostbahnhofs. Der Sonderzug war eingefahren, und der Kommandeur der ins Feld gezogenen und dort zugrunde gegangenen Armee mit seinem engeren Stab traf ein. Jány hielt eine Ansprache:

«Die ungarischen Streitkräfte haben den Don als letzte verlassen und sind auf diese Weise die Nachhut der Nachhut geworden. Ich kann also über die heldenhaften Kämpfe unserer Honvéds nur im Tone des Lobes und der Anerkennung sprechen . . .»

Wie hatte jedoch Generaloberst Jány in seinem Armeebefehl vom 24. Januar 1943 geurteilt? «Die ungarische Armee hat ihre Ehre verloren.»

Jetzt hätte er wohl am liebsten die Erinnerung an diesen Befehl ausgelöscht. Doch das ging nicht. Er hatte seine Armee ins Verderben geführt, auch noch fünf Minuten nach zwölf waffenlose Menschen in den Kampf geworfen, damit sie als lebende Masse das Prinzip des elastischen Zusammenstoßes vor der deutschen Heeresführung bestätigten. Dafür gibt es keine Entschuldigung.

Am 9. Februar hatte er nach Budapest gemeldet, daß «die höhere deutsche Führung dem ungarischen Armeekommando keinerlei amtliche Informationen gibt . . . Das Armeekommando hat gar keine Ahnung davon, was die kämpfenden Truppen in dem uns interessierenden Gebiet machen . . . Das Armeekommando ist der Ansicht, daß die noch verbliebenen ungarischen Kräfte den Russen als Beute zufallen, falls es nicht auf eigene Verantwortung Maßnahmen ergreift . . . Allmählich habe ich den Eindruck gewonnen, daß sich in der gegenwärtigen Lage niemand mehr um die ungarischen Verbündeten kümmert. Man erteilt uns nur Aufträge und beruft sich dabei auf den Führer. Die Mehrheit dieser Aufgaben ist natürlich unlösbar . . . Unsere Armee hängt an einigen Wirtschafts-Fernleitungen, aber eine Verbindung zu erhalten ist

fast ausgeschlossen, und wenn sie zustande kommt, kann jeder x-beliebige deutsche Gefreite Generalstabsgespräche trennen . . . Ich habe den Eindruck, der sich bereits während der Kämpfe am Don herausgebildet und seine Bestätigung gefunden hat, daß es die Aufgabe unserer Armee ist, die deutschen Einheiten abzusichern. Wenn wir keine Waffen haben, dann soll eben die lebende Masse als geschwindigkeitsbremsender Prellbock fungieren. Dieselbe Rolle erfüllte das III. Armeekorps, das sogar dann noch ehrenhaft standhielt, als seine Lage bereits hoffnungslos und es völlig verlassen war.»

Zu spät, zu spät! Diese Einsicht hätten Jány und sein Stab viel eher gewinnen sollen. Jetzt war es schon einerlei, jetzt konnte man tatsächlich nichts anderes mehr tun, als die Soldaten, die sich nach hinten schleppten, zu sammeln.

Das heißt . . . konnte man doch nichts anderes tun? Natürlich! Jetzt bot sich wirklich die reale Möglichkeit, die Reste der Armee in die Heimat zu führen. Statt dessen verriet die ungarische Staats- und Armeeführung die eigenen Truppen. Im Pakt mit den deutschen Faschisten wurden diese Soldaten als Internierte auf dem Kriegsschauplatz belassen. Diktiert wurde diese Maßnahme von der Furcht der Herrschenden: Keine genauen Nachrichten über das Ausmaß der Niederlage und die enormen Verluste sollten in die Heimat dringen. Nicht einmal die Feldpost funktionierte. Auf die drängenden Fragen der erschrockenen Familienangehörigen antwortete im März die «Magyar Katonaújság» (Ungarische Soldatenzeitung), daß die ungarischen Honvéds «wegen der sich in Bewegung befindlichen Kämpfe» nicht zu erreichen seien . . .

Ende Februar begab sich Jány in Smolensk zum Kommandeur der deutschen Heeresgruppe Mitte, seinem neuen Vorgesetzten, um sich vorzustellen. Bei dieser Gelegenheit sagten er und vitéz Kovács gründlich ihre Meinung. «Sehr energisch und durch unmißverständliche Worte habe ich jene Behandlungsweise gebrandmarkt, die man nicht nur von seiten der deutschen Truppen, sondern auch durch die höhere Führung der ungarischen Armee zuteil werden ließ und läßt . . . Zur Empörung haben allein wir und die ungarische

Generalität Grund. Ich hätte nie im Leben geglaubt, daß man mit einer verbündeten Armee, die soviel Tote und Verwundete zu beklagen hat, auf eine solch demütigende Weise umgehen könne.»

Alles war umsonst. Solche Anklagen behagten weder dem deutschen Generalstab noch der ungarischen Regierung. Wertloses Pack ist zugrunde gegangen, das genügt, dachten sie. Die Opfer der 2. Armee wurden von offizieller Seite, also dem faschistischen Regime in Ungarn, nicht betrauert.

Inzwischen verglich man den Personalstand. Der Verlust: 141 971 Mann. Diese Zahl bedeutete Massen an Toten, Gefangenen, Verwundeten, Vermißten. Wie viele Tote waren wohl darunter? Eine genaue Zahl werden wir nie mehr erfahren. Die kleinste Zahl, von der man spricht, sind 30 000 bis 35 000 Soldaten. Doch wenn wir die in der Gefangenschaft Gestorbenen und die vielen Vermißten — bei denen es sich meist ebenfalls um Verstorbene handeln dürfte —, ferner die Toten der Arbeitsdienstbataillone hinzunehmen, beträgt die Zahl der Toten der 2. ungarischen Armee mindestens 100 000 Mann. 60 000 Soldaten wurden gefangengenommen. Laut einer Angabe waren bis zum 24. Mai 1943 nur 36 446 Soldaten und 1563 Offiziere nach Ungarn heimgekehrt. Wenn wir rund 40 000 Rückkehrer rechnen und die Zahl der übereinstimmend auf 60 000 Mann geschätzten Kriegsgefangenen hinzuzählen, kommen wir ebenfalls auf 100 000 Mann. Die restlichen sind Tote, 100 000 Tote sind demnach eine reale Annahme.

Das Volk hätte die Opfer dieser Armee längst beweint, aber man gestattete es ihm nicht: «Um die mit der Reise verbundenen unnötigen Kosten zu vermeiden, rufen wir die Bevölkerung auf, von einem Besuch der in Debrecen eintreffenden Verwundeten Abstand zu nehmen, denn mit ihnen Kontakt aufzunehmen ist ohnehin nicht möglich», teilte die Ungarische Soldatenzeitung den Familienmitgliedern mit.

Die Überlebenden der 2. Armee durften über keine Einzelheiten berichten. Wenn sie — nach Hause gelangt — doch den Mund aufmachten, wurden sie selbst in den entlegensten

Einzelgehöften von Gendarmen abgeholt und eingesperrt. Das Kriegsarchiv in Budapest verwahrt Protokolle über kriegsgerichtliche Strafen von zwei bis drei Monaten, mit denen man «geschwätzige» Soldaten belegte, die über die schrecklichen Geschehnisse während der Januarkämpfe und über die Hilfsbereitschaft sowjetischer Soldaten erzählten.

Schweigen und Vergessen lautete der Befehl. So herrschte im Land eine vorgetäuschte Gleichgültigkeit.

Die nach Hause gelangten Generale und Obersten jedoch gebärdeten sich fröhlich und vergnügt. Dutzende von ihnen genierten sich nicht, die damals höchste militärische Auszeichnung Ungarns, den Maria-Theresia-Orden, zu beantragen. Erinnern wir uns noch an den Generalmajor Gyula Vargyassy? Er hatte mit seiner 23. Division, die zwar zunächst standgehalten hatte, dann aber auf Befehl zurückgegangen und nur unter blutigen Verlusten dem völligen Untergang entronnen war, nicht ein einziges sieghaftes Gefecht aufzuweisen. Jetzt aber brüstete er sich mit seinen Heldentaten:

«Ich bitte um Aufnahme in den militärischen Maria-Theresia-Orden. Hier geht es nicht um die Schilderung einer an einem Tag durchgeführten Tat, sondern genaugenommen um die Taten von drei Wochen . . . Das Vordringen der Russen sowohl bis Kiew als auch über Charkow bis Poltawa hätte niemand aufhalten können, wenn sich ihnen die Cramerschen und Vargyassyschen Truppen nicht entgegengestellt hätten . . .» Danach prahlte er seitenlang über die triumphalen Kriegstaten der Vargyassyschen Kräfte, ohne rot zu werden, vielleicht sogar sich selber einredend, daß der Januar 1943 für die 2. ungarische Armee und vor allem deren 23. Division eine Serie von Siegen bedeutet hätte.

Ein Offizier bekam tatsächlich die höchste Auszeichnung: vitéz Kornél Oszlányi, Kommandeur der 9. Division. Er konnte wenigstens das Verdienst aufweisen, der einzige Divisionskommandeur zu sein, der verwundet wurde. Wahr ist aber auch, daß der Leidensweg der 9. Division erst nach seinem Abtransport in die Heimat begann. Der glanzvolle, feierliche Akt, mit dem der Reichsverweser im Januar 1944 in

der königlichen Burg die Verleihung des Maria-Theresia-Ordens an Oszlányi würdigte, war zugleich die letzte Amtshandlung Miklós Horthys als oberster Feldherr. Knapp drei Monate später, im März 1944, wurde Ungarn von den deutschen Truppen besetzt. Divisionskommandeure, die tapferer waren als Oszlányi, mußten sich mit kleineren Auszeichnungen begnügen. Außer Oszlányi wurden von den übrigen acht Divisionskommandeuren noch zwei ausgezeichnet: László Hollósy-Kuthy und Generalmajor Vargyassy, beide mit dem Komturkreuz des Ungarischen Verdienstordens. Von den Armeekorpskommandeuren war Stomm in Gefangenschaft geraten; Heszlényi erhielt den Stern zum Komturkreuz des Ungarischen Verdienstordens, und der Dritte im Bunde, Legeza, ging leer aus.

Von den achtzehn Regimentskommandeuren war einer, Tibor Rözsey, 3. Regiment, gefallen; ein zweiter, Ferenc Pálos, 13. Regiment, wurde vermißt, ein dritter, vitéz Sándor Benkön, war in Gefangenschaft geraten, und ein vierter, Arpád Szönyi, war verwundet worden. Wenn wir die bestürzend hohen Verluste der ganzen Armee in Betracht ziehen, fällt zweifellos auf, daß die meisten Regimentskommandeure mit heiler Haut davongekommen waren; das scheint uns doch verdächtig. Sicherlich hatten sie nicht unmittelbar am schweren Kampfgetümmel teilgenommen. Nun, das war für sie ja auch nicht vorgeschrieben. Trotzdem: Insgesamt wurden acht Regimentskommandeure ausgezeichnet.

Ein übermäßig reicher Ordensregen immerhin. Er bestätigt unseren anfänglichen Verdacht: Der Feldzug war für das Offizierskorps eine Expedition zum Sammeln von Erfahrungen, für die Mannschaft aber bedeutete er das Todesurteil.

Am 1. Mai 1943 um 17.30 Uhr schritt Seine Exzellenz Geheimrat Generaloberst vitéz Gusztáv Jány unter den Klängen der Nationalhymne die Ehrenkompanie ab und blieb dann vor dem königlich ungarischen Ministerpräsidenten, Miklós Kállay, stehen. Der Ministerpräsident begrüßte Seine Exzellenz lächelnd. Die beiden Männer schauten lange einander an. Ein bezeichnendes Bild! Genau ein Jahr war es her,

daß der Ministerpräsident im Parlament seine Antrittsrede gehalten hatte, in der er unter anderem sagte:

«Mein Programm, mein Wirken, meine ganze Arbeit kann kurz in diesem einen Satz zusammengefaßt werden: Wir müssen alle uns zur Verfügung stehende Ernergie in den Dienst dieses Krieges — und ich betone: in den Dienst unseres Krieges stellen . . . Den Krieg fasse ich als nationalen Selbstzweck auf . . .»

Die Anfänge des militärischen Widerstandes

«In der nun bald folgenden Phase des zweiten Weltkrieges wird sich unsere Heimat auch in ein Schlachtfeld verwandeln. Über den Köpfen unserer Kinder, Eltern und Ehefrauen werden in Kürze die Kanonen dröhnen. Den Boden Ungarns werden die Deutschen als Rückzugsgebiet benutzen. Die Folgen werden schrecklich und unabsehbar sein. Wir Kriegsgefangenen dürfen den Geschehnissen jetzt nicht weiter tatenlos zusehen.» — Brief von 756 ungarischen Kriegsgefangenen an Generalmajor Graf Stomm am 24. Dezember 1943

Der Untergang der 2. ungarischen Armee blieb nicht ohne Auswirkungen. Die Katastrophe am Don bedeutet sowohl in der Geschichte der Honvéd-Wehrmacht als auch in der ungarischen Geschichte eine entscheidende Wende. Einleitend zitierten wir schon die Feststellung Kállais, daß durch den Kriegsverlauf innerhalb der Armee und dann in Ungarn selbst die Voraussetzungen für den nationalen Freiheitskampf sich herausbildeten. Das bekundet auch Mihály Korom: «Die Katastrophe bei Woronesh war ein Kriegsereignis in der Geschichte unserer Nation, das die bisher größten Blut- und materiellen Opfer forderte . . . Sie hatte auch auf das allgemeine politische Leben des Landes eine enorme Auswirkung.»

Bleiben wir bei der Feststellung Gyula Kállais. Im Verlauf der Schlacht am Don wurde es den meisten ungarischen Soldaten bewußt, daß sich die Regierung auf eine schlechte Sache eingelassen hatte und daß die Armee für diese schlechte Sache zynisch geopfert werden sollte. Zum ersten Mal standen sie sowjetischen Menschen von Angesicht zu Angesicht gegen-

über; am eigenen Leibe erfuhren sie die militärische Überlegenheit der Roten Armee, ebenso vermochten sie die Unwahrheit, Verlogenheit der ihnen zu Hause zwanzig Jahre hindurch eingetrichterten Hetzparolen zu durchschauen. Zusammenfassend läßt sich sagen: Für jene gutgläubigen und ehrlichen Soldaten und Offiziere, für Menschen überhaupt, die bisher keinen Kontakt zur Arbeiterbewegung besaßen und die glaubten, die geschichtlichen Interessen zwängen Ungarn an die Seite der Deutschen, ergab sich jetzt die Möglichkeit zu antifaschistischem Handeln. Denn allzu deutlich hatte sich die Mißachtung durch die deutschen Verbündeten gezeigt, sichtbar war auch, daß das Horthy-Regime zum Untergang reif war. Man mußte einen neuen Staat aufbauen.

Feststellen müssen wir aber, daß diese Erkenntnis nicht zur Triebfeder einer Massenaktion wurde und zugleich eine antifaschistische Haltung auslöste.

Unter tausend und aber tausend Urkunden des Kriegsarchivs forschend, habe ich nach Tatsachen und Namen gesucht.

Das Offizierskorps der 2. ungarischen Armee begann sich nach dem Januar 1943 allmählich zu spalten: Obwohl der überwiegende Teil offen und entschlossen faschistisch blieb, fanden sich unter den Offizieren doch auch Antifaschisten, und mehrere von ihnen wurden Mitglieder und Helden des militärischen Widerstandes. Es ist nicht unsere Absicht, den in der Öffentlichkeit fast unbekannten und auch publizistisch so gut wie nicht behandelten ungarischen militärischen Widerstand an dieser Stelle zu würdigen; wir wollen lediglich das Schicksal einiger Offiziere der 2. ungarischen Armee verfolgen. Wir dürfen zunächst feststellen: Hätte sich Horthy im März und im Oktober 1944 auf das Volk, auf die bewußten Antifaschisten, auf die antideutschen Einheiten und Offiziere der Armee gestützt, so hätten sich sicherlich größere Teile der Bevölkerung gegen die Besatzer erhoben.

Wie bereits gesagt, wollen wir den Weg nur einiger Offiziere der 2. Armee aufmerksam verfolgen, obwohl wir genausogut den der gesamten Honvéd-Wehrmacht darlegen könnten. Es gab nämlich viele Offiziere, die im Januar 1943 zwar

nicht zur 2. ungarischen Armee gehörten, die sich aber ebenfalls in Auswirkung der Tragödie am Don nicht nur gegen die deutschen Besatzer, sondern auch gegen das faschistische Regierungssystem Ungarns wandten.

Auffallend ist, daß solche Offiziere, die 1944 Widerstand leisteten, im Januar 1943 noch waghalsige Kämpfer gewesen und für ihre Kriegstaten mehrfach ausgezeichnet worden waren. Das zeigt, diese Männer glaubten damals ernsthaft, am Ufer des Don ihrer Heimat zu dienen. Sie kämpften entschlossen gegen den vermeintlichen Feind; und erst die Erfahrungen während des Rückzugs, daß man sie verraten und als Köder hingeworfen hatte, erst das Wissen, daß sie auf sowjetischem Boden gar nichts zu suchen hatten, trieb sie auf die andere Seite. Das war echte Erkenntnis und kein Opportunismus; nicht die Vorsicht der Feigen, die, nachdem das Blatt sich wendet, zur anderen Partei hinüberwechselten. Diese Offiziere dienten auch weiterhin ihrer Heimat, nur war ihnen bewußt geworden, daß die Heimat weder mit Miklós Horthy noch mit Miklós Kállay identisch war. Im Gegenteil!

Ein interessantes Beispiel ist das Schicksal des Leutnants und späteren Oberleutnants Vilmos Bondor (geboren 1915 in Hosszúfalu). Erinnern wir uns noch an die Tagebucheintragung des Kommandeurs des 35. Infanterieregiments in den Stunden des Durchbruchs bei Uryw? «Leutnant Bondor ist der hervorragendste Offizier des Regiments.» Bis zum 12. Januar 1943 hatte er sich siebenundzwanzigmal freiwillig für Aufklärungsunternehmungen gemeldet. Kaum eine Woche vor dem Durchbruch überquerte er den zugefrorenen Don, machte im Nahgefecht Gefangene und erbeutete Waffen. Ebenso tat er sich hervor bei dem Ausbruch des 35. Regiments aus dem Kessel. Immer blieb er bei seinen Soldaten und trug die Entbehrungen mit ihnen gemeinsam. Im Verlauf des Jahres 1943 veröffentlichte Bondor im «Magyar Katonai Szemle» (Ungarische Militärrundschau) mehrere theoretische Artikel und faßte seine Erfahrungen in der Fachsprache der Militärwissenschaft zusammen. Und was ist später mit ihm geschehen? In der ausgezeichneten Dokumentensammlung

«Ungarische Freiheitskämpfer gegen den Faschismus» von János Harsányi kann man auf Seite 683 die Zeugenaussage Zoltán Zsigmonds lesen, der dort bekundet, daß die faschistischen Pfeilkreuzler am 10. Januar 1945 in der Burg von Budapest «. . . Oberleutnant Vilmos Bondor schwer mißhandelt haben. Er klagte mir, daß ihn die Gendarmendetektive mit Gummiknüppeln und elektrischem Strom brutal mißhandelt hätten.»

Sollte es wirklich dieser Bondor gewesen sein? Ich durchforschte die Akten des Kriegsarchivs und das Zentralarchiv der Honvéds, und vor mir entfaltete sich das Wirken eines der Helden des ungarischen militärischen Widerstandes. Leutnant Bondor war Philosophiestudent in Debrecen, nach Ablauf seines aktiven Wehrdienstes entschied er sich für den Offiziersberuf. Im Frühjahr 1943 diente er in Myiregyháza, ein Jahr später in Budapest, wo er bereits der Widerstandsgruppe des Generalleutnants János Kiss angehörte. Hier organisierte er zusammen mit dem Luftwaffen-Generalstabshauptmann Zoltán Mikó die Rettung von Verfolgten. Laut einer schriftlichen Erklärung von Milós Somogyi, damals Parlamentsabgeordneter, «unterstützte er als Mitglied des militärischen Widerstandes Kommunisten». Im Dezember 1944 heiratete Bondor die Tochter eines Eisendrehers; wenig später wurde er von den Pfeilkreuzlern aufgespürt und verhaftet. Man verschleppte ihn in die Burg und folterte ihn; weitere Spuren über ihn sind nicht auffindbar.

Hauptmann Béla Pásztor kam mit der 12. Division an die Front und erlebte bei Stschutschje den Durchbruch. Am 15. Oktober 1944 ließ er seine Mannschaft antreten und teilte ihr mit, daß der weitere Kampf an der Seite der Deutschen sinnlos, ja sogar Vaterlandsverrat sei. Sein Regimentskommandeur, Oberst Arpád Matláry, drohte, ihn aus dem Offizierskorps auszuschließen. Am 12. November 1944 wurde er im Militärgefängnis auf der Margit Körút arretiert, von wo er am 23. November entfloh. Im Dezember 1944 meldete er sich in Gödöllö bei den sowjetischen Truppen und kämpfte dann in der ungarischen Befreiungsarmee gegen die Deutschen.

Hauptmann György Pórffy, Offizier des Artillerieregiments

der 7. Division, befehligte seit Februar 1945 die Artillerie-Abteilung der 6. Division, jener ersten ungarischen Einheit, die gegen die Deutschen eingesetzt wurde. Er kämpfte auf österreichischem Boden gegen den Faschismus.

Dasselbe tat, allerdings erst im Vorfrühling 1945, Oberst Lajos Rumy, der am Don Kommandeur des 31. Infanterieregiments gewesen war und das Komturkreuz des Ungarischen Verdienstordens erhalten hatte.

Die Art und Weise, wie ungarische Soldaten das Brot und den Wodka der Partisanen vergolten haben, könnte das Thema eines besonderen Kapitels sein. Die an der Front zurückgehaltenen Einheiten aus der 2. ungarischen Armee unterstützten die Partisanen unverhohlen. Es gab Regimenter, ja selbst Divisionen, bei denen die Partisanen ganz offen Mittagessen und Abendbrot bekamen, und man kochte für sie jeden Tag . . . Von solchen Vorgängen hatte oft auch der Divisionskommandeur Kenntnis. Doch wir müssen Disziplin wahren; denn dieses Buch soll ja nur die Chronik der Januarkämpfe der 2. ungarischen Armee sein.

Deshalb nur noch eins: Weiß der Leser, daß Ungarn, das heißt die von Kräften einer demokratischen Einheitsfront im November 1944 in Debrecen gebildete antifaschistische Regierung am 28. Dezember 1944 Deutschland den Krieg erklärte? Als vierzigster Staat reihte sich Ungarn ein in die Front der Alliierten; keineswegs als letzter, es folgten noch dreizehn Länder, unter anderen die Türkei und Finnland. Diese Kriegserklärung war nicht eine bloße Formalität, denn Tausende ungarischer Soldaten setzten ihr Leben ein für die Befreiung ihrer Heimat vom faschistischen Joch. So kämpften um Budapest allein mehrere ungarische Bataillone! Ein großer Teil dieser Soldaten befand sich im Januar 1943 am Don.

Dutzende der in Gefangenschaft geratenen Offiziere, die sich später für den antifaschistischen Kampf bereit erklärten, sahen klar und deutlich, daß die Lage Ungarns an der Seite Deutschlands hoffnungslos war; sie hatten die Brutalität der verbündeten deutschen Truppen miterlebt. Und nun wurden

sie vom Feind, den man als barbarisch verrufen hatte, am weißgedeckten Tisch empfangen. Jene, die nach dem 15. Oktober 1944 als Soldaten des Pfeilkreuzler-Ungarns in sowjetische Gefangenschaft gerieten, mußten alle Bitterkeit der Gefangenschaft durchmachen. Sie hatten keine Ahnung davon, wie großzügig die Rote Armee die Gefangenen aus der 2. ungarischen Armee behandelt hatte. Dem Generalmajor Stomm verschaffte man sogar das ungarische Militärverordnungsblatt, in dem seine Beförderung zum Generalleutnant veröffentlicht worden war, und man erwies ihm durchaus die einem General gebührende Ehre.

Doch wir wollen der Reihe nach vorgehen.

Von Graf Stomm hatten wir uns verabschiedet, als ihm vom Hauptmann Görgényi die Pistole aus der Hand geschlagen worden war und er dann in Gefangenschaft geriet. Was geschah weiter?

Man brachte die Gefangenen in ein Lager nach Krasnogorsk, 15 Kilometer von Moskau entfernt. Dort wurden Marcell Stomm die erfrorenen Beine amputiert. Er bekam Prothesen und wurde ausgeheilt. Elemér Salamon schreibt dazu in seinem Buch «8000 Kilometer»:

«Ich saß nahe am Lagertor, als sich die Tür öffnete. Eine schlanke, grauhaarige, etwa fünfzig Jahre alte Frau mit dem Rangzeichen eines Arzt-Majors kam herein, es war die Chefärztin des Lagers. Wir wußten, daß sie den Mann und den einzigen Sohn an der Front verloren hatte. Wir alle grüßten sie voller Respekt. Ihr erster Weg galt, wie immer, den Kranken-Baracken. Danach ging sie in das Quartier der Generale, einige Minuten später kam sie wieder heraus mit Generalleutnant Stomm. Fürsorglich stützte sie ihn, lehrte ihn — wie eine Mutter das eigene Kind — behutsam das Gehen. Angeregt unterhielten sie sich in deutscher Sprache. Wie ein folgsames Kind setzte Stomm einen Fuß vor den anderen. Sein Gesicht strahlte vor Freude, als hätte er ein sehr wertvolles Geschenk erhalten.»

In der Gefangenschaft versäumte Graf Stomm leider eine große Gelegenheit. Er hätte die Möglichkeit gehabt — und die Mehrheit der ungarischen Gefangenen erwartete das —,

eine antifaschistische ungarische Division aufzustellen und dadurch dem ungarischen Volk einen unschätzbaren Dienst zu erweisen. Stomm war nicht gewillt, diese Aufgabe zu übernehmen. Mehrere Augenzeugen haben das dramatische Aufeinanderprallen zwischen den ungarischen Soldaten und Marcell Stomm beschrieben. Für uns soll István Kossa diese Begebenheit schildern:

«Eine Offiziersabordnung suchte Graf Stomm auf, sie wollte mit ihm sprechen. An der Spitze der Offiziersgruppe stand Hauptmann Daniel Görgényi. Er war es, der von den ungarischen Offizieren als erster sehr entschlossen gegen Horthys Kriegspolitik auftrat. Nun wollte man Stomm zur Kenntnis bringen, daß die Offiziere beabsichtigten, auch gegen Horthy zu kämpfen. Durch ihren Eid seien sie dem ungarischen Volk, der ungarischen Heimat verpflichtet, nicht aber einer Person. Die Offiziere hatten auf einer Versammlung so entschieden.

Graf Stomm empfing die Abordnung nicht, Csathó verhandelte mit ihnen in Stomms Namen. Er betonte ausdrücklich, daß seine Worte auch die Meinung des Herrn Generalleutnants wiedergäben und daher für die Offiziere verbindlich seien.

‚Sie sind für alle Angehörigen der ungarischen Armee verbindlich. Hier verkörpert Herr Generalleutnant Stomm die Person des Herrn Reichsverwesers, er vertritt ihn.'

Die Offiziere diskutierten heftig und ärgerten sich.

‚Herr Major!' sagte Görgényi sehr wütend, ‚ich glaube, diejenigen, die zu Ihnen kommen und mit Ihnen verhandeln, haben Ihnen schon klar und deutlich gesagt, daß jetzt die letzte Gelegenheit dafür gekommen ist, daß Ungarn am Ende des Krieges bei den Friedensverhandlungen nicht wieder auf der Seite der Verlierer zu sitzen braucht. Der Krieg ist bereits entschieden.'

‚Na!' erwiderte Csathó und verzog dabei den Mund. ‚Sind Sie nicht allzu selbstsicher?'

‚Ja, das sind wir! Es gibt keine Kraft mehr, die den Sieg der Alliierten aufhalten könnte.'

‚Verstehen Sie darunter auch die Sowjets?'

‚Natürlich. Der Krieg nähert sich mit Riesenschritten dem Ende, Herr Major! Das hängt nicht vom Wunsch einzelner ab. Die materielle und menschliche Überlegenheit hat diese Frage bereits endgültig entschieden. Sie als Generalstabsoffizier müßten das eigentlich klar und deutlich erkennen. Hören Sie doch auf die Worte derer, die haben möchten, daß Ungarn bei diesem Abenteuer so glimpflich wie nur irgend möglich davonkommt. Wir haben ohnehin schon bisher enorme Opfer gebracht. Sie konnten doch selber sehen, was am Don geschehen ist. Hören Sie auf den guten Rat. Versuchen Sie, jene Schuld wiedergutzumachen, die auch Sie begangen haben, als Sie gegen die Sowjetunion ins Feld gezogen sind. Wenn sie überhaupt noch gutzumachen ist. Wir glauben es jedenfalls. Helfen Sie uns jetzt!‘»

Stomm half nicht.

Die Passivität des Generals hatte tragische Folgen.

Jene, die sich dennoch auf die Seite der Sowjetunion stellten, taten das nicht unter dem Druck irgendeines spitzfindigen moralischen Zwangs, auch nicht, um etwa dem Hungertod zu entrinnen, sondern aus aufrichtiger Überzeugung. Stomm erwuchsen daraus, daß er die Offiziersabordnung davongejagt hatte, keinerlei Unannehmlichkeiten; er spazierte weiterhin, den einem ungarischen General zukommenden Respekt beanspruchend, im Lager umher, genoß seine Extrakost, hatte einen Koch, einen Offiziersburschen. Ja nicht einmal dem von der Mannschaft zu Recht gehaßten Major Csathó geschah in der Gefangenschaft etwas. Die Lagerkommandantur hielt streng die den Offiziersdienstgraden zustehende Behandlungsweise ein, und es gab Hunderte und aber Hunderte ehemalige Arbeitsdienstler, denen es in der Gefangenschaft schlechter ging als einem königlich ungarischen Major oder Hauptmann. Jene Offiziere also entschieden sich freiwillig für den antifaschistischen Kampf. Sie gelangten aus der relativ sicheren Ruhe des Lagers an die Front. Wenn sie in deutsche Gefangenschaft gerieten, konnten sie nicht auf Erbarmen rechnen.

Nachstehend geben wir ihren Brief bekannt, den sie zu Weihnachten 1943 an Generalleutnant Graf Stomm richteten:

Herren Generale und Offiziere!

In der nun bald folgenden Phase des zweiten Weltkrieges wird sich unsere Heimat auch in ein Schlachtfeld verwandeln. Über den Köpfen unserer Kinder, Eltern und Ehefrauen zu Hause werden in Kürze die Kanonen dröhnen. Den Boden Ungarns werden die Deutschen als Rückzugsgebiet benutzen. Die Folgen werden schrecklich und unabsehbar sein.

Wir Kriegsgefangenen dürfen den Geschehnissen jetzt nicht weiter tatenlos zusehen; denn sollten auch die letzten Entwicklungen des Krieges Ungarn auf der Seite des zum Untergang verurteilten Faschismus finden, käme dies einem Selbstmord der Nation gleich. Nach so vielem Leiden und sinnlosem Blutopfer wäre eine weitere Verstümmelung unseres Landes unvermeidbar.

Für jeden Ungarn, der seine Heimat liebt, ist es daher eine Ehrenpflicht, mit ganzer Kraft und ganzem Können dazu beizutragen, daß unsere bisherige unglückliche Außenpolitik die Richtung ändert. Wenn es uns gelingt, dies zu erreichen, wenn wir mutig und mannhaft an der Seite der alliierten Mächte zur Waffe greifen, brauchen wir die Zukunft unserer Heimat nicht als hoffnungslos anzusehen. Die siegreichen sowjetischen und anglo-amerikanischen Verbündeten werden beim Friedensschluß vor allem berücksichtigen, in welchem Maße die einzelnen Nationen Opfer im Kampf gegen die deutschen Weltherrschaftsbestrebungen gebracht haben.

Es ist bedauerlich, aber eine unleugbare Tatsache, daß Ungarn bisher nur im Interesse der Ziele Hitlers Opfer gebracht hat. Unser nationales Unglück ist das Ergebnis jener Außenpolitik, die Miklós Horthy Jahrzehnte hindurch dem ungarischen Volk aufgezwungen hat, indem er die Öffentlichkeit täuschte und irreführte. Diese in Wirklichkeit volks- und vaterlandsfeindliche Politik stellte das Land, ohne das Volk zu fragen und gegen dessen Willen, in den Dienst der teuflischen Pläne Hitlers und ließ erbarmungslos jede Meinung unterdrücken, die den Interessen des deutschen Faschismus zuwiderlief.

Wir, die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten des Kriegs-

gefangenenlagers Nummer 153, die wir seinerzeit den Versprechungen Horthys über die politische Entwicklung Glauben schenkten, sagen heute klar und deutlich, daß wir uns bitter getäuscht haben. Es ist unser entschiedener, kompromißloser Wunsch, Miklós Horthy und sein Regime aus dem öffentlichen Leben Ungarns unverzüglich zu entfernen. Mit Horthy, dem Begründer der neuzeitlichen ungarischen Reaktion, dem Vorboten und ständigen Förderer des Faschismus, werden die alliierten Mächte niemals Frieden schließen.

Herren Generale und Offiziere! Nach der Moskauer Konferenz und der Beratung in Teheran kann niemand mehr daran zweifeln, daß die Tage der Herrschaft Hitlers gezählt sind. Diese geschichtlichen Ereignisse verlangen auch von uns schnelles Handeln. Auf uns wartet große Arbeit, die wir nur dann vollbringen können, wenn sich Offizierskorps und Mannschaft in völliger Einmütigkeit zusammenschließen und Schulter an Schulter in den Kampf ziehen. Beseitigen wir daher alle Hindernisse, die der Herstellung der Einheit und der gemeinsamen Entfaltung unserer Kräfte im Wege stehen. Zuallererst bitten wir Sie, in der Reichsverweserfrage Ihren bisherigen Standpunkt zu überprüfen. Ziehen Sie außer dem Gesagten auch noch in Betracht, daß ein freies und unabhängiges Ungarn, das sich auf das Völkerrecht gründet, nur auf den Trümmern des Horthy-Regimes aufgebaut werden kann. Wir sind felsenfest davon überzeugt, daß das ungarische Volk, wenn es sich zu Hause frei äußern dürfte, dasselbe Urteil fällen würde. Miklós Horthy hat dieses Volk verraten. Unschlüssigkeit ist also nicht angebracht, wenn wir zwischen ihm und der Nation wählen müssen.

Wir haben — genau wie Sie — dem Reichsverweser Treue geschworen, gleichzeitig jedoch und in demselben Schwur gelobten wir in erster Linie unserer ungarischen Heimat ewige Treue. Heute, da die Person und die Tätigkeit des Reichsverwesers mit den Interessen unserer Heimat und unserer Nation in Widerspruch geraten sind, können wir vor Gott und den Menschen mit reinem Gewissen nur das der Nation gegebene Gelöbnis erfüllen.

Auf unseren neuen Freiheitsfahnen soll folgendes stehen:
Beseitigung des Horthy-Regimes,
Schaffung eines freien, unabhängigen Volksungarns,
bewaffneter Kampf auf der Seite des sowjetisch-anglo-amerikanischen Bündnisses bis zur endgültigen Vernichtung der barbarischen Hitlerherrschaft!

Am 24. Dezember 1943

mit patriotischer Hochachtung
(756 Unterschriften)

Ein aufschlußreiches Dokument!

Diese 756 Männer, Offiziere, Unteroffiziere und einfachen Soldaten — viele von ihnen sind heute Generale und Offiziere der Volksarmee oder bekannte Persönlichkeiten des politischen und öffentlichen Lebens —, waren zahlenmäßig zwar nur ein kleiner Teil der ehemals über 200 000 Mann starken 2. ungarischen Armee, obwohl sie einen nicht unwesentlichen Teil der in Gefangenschaft geratenen und in ähnliche Lager gelangten Personen ausmachten; hinsichtlich ihrer Entschlossenheit und klaren Argumentation aber kann man sie nicht nur zu den aufgeschlossensten Soldaten der Don-Armee beziehungsweise der gesamten ungarischen Honvéd-Truppen zählen, sondern zu den progressivsten Kräften des damaligen Ungarns. Sie traten an die Seite der noch geringen Zahl klassenbewußter Kämpfer daheim, den Organisatoren der Friedenspartei, den kommunistischen und nichtkommunistischen Antifaschisten.

Auch in der sprachlichen Abfassung ist dieses Schreiben nicht uninteressant. Es ist klar und überzeugend formuliert, logisch, unanfechtbar; es meidet jede Demagogie und billige Rednertricks und besitzt dennoch begeisternde, mobilisierende Kraft. Die Argumentation am Ende des Memorandums über den Soldateneid erinnert auffallend an die Rechtfertigung der in Arad hingerichteten Honvéd-Generale von 1848 vor dem Kriegsgericht, vor allem an General Aulichs Bekenntnis zu Beginn des Freiheitskampfes im Oktober 1848: «In der Person des Herrschers schworen wir im Grunde der Heimat

ewige Treue. Der Herrscher repräsentiert nur die Heimat. Wenn also seine Person und seine Tätigkeit mit den Interessen der Heimat in Widerspruch geraten, muß man sich ohne Bedenken für die Interessen der Heimat entscheiden, gerade der Eid verpflichtet dazu . . .»

Das Ende unseres Berichts ist erreicht. In der Mitte der Chronik — direkt nach den verlustreichen Kämpfen am Don — fragten wir schon, ob es sich überhaupt verlohnt, das weitere Schicksal dieser 2. ungarischen Armee aufzuzeichnen. Es handelte sich ja um die Armee einer faschistischen Regierung, um die Teilnehmer eines Raubfeldzuges. Durch den heldenmütigen patriotischen Einsatz der sowjetischen Streitkräfte erlitten sie eine verdiente Niederlage. Hätten wir ihnen vielleicht den Sieg wünschen sollen? Aber nein! Nicht davon war hier die Rede. Unser Gedenken gilt jenen Menschen, die in diese Armee hineingepreßt und um imperialistischer Ziele willen zynisch ins Verderben gejagt wurden.

Die Schlacht am Don in den Januar- und Februartagen des Jahres 1943 war aber auch, von den damals Herrschenden gewiß ungewollt, ein bedeutsames Glied in der Vorbereitung des Aufbaus eines neuen, demokratischen Ungarns. Es geht um die Lehren, die unserem Volk von der Geschichte erteilt wurden. Erinnern möchten wir daher nochmals an die mahnenden Worte von Dezsö Keresztury: Unser Opfer ist keine Rechtfertigung für Schurken, sondern ein Befehl zum Guten.

Literaturhinweise

Diese Dokumentation stützt sich auf das ausführliche Studium und die Auswertung quellengeschichtlicher Materialien, die sowohl in den historisch-wissenschaftlichen (1) als auch in den literarischen Bereich (2) verweisen.

(1)

Archiv für Kriegsgeschichte: Kriegstagebuch, Personalakten und Generalstabsunterlagen der 2. ungarischen Armee, Budapest

Die Vernichtung der 2. ungarischen Armee am Don. Materialien des Instituts für Militärgeschichte. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Miklós Horváth, Budapest 1959

Der zweite Weltkrieg. Budapest 1963. — Gemeinschaftsarbeit sowjetischer Historiker. Darin Beiträge von I. W. Parotykin und W. P. Morozow zu der Schlacht am Don (Januar/Februar 1943)

Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht, Frankfurt a. M. 1963

Militärische Zeitschriften: Heeresverordnungsblatt; Ungarische Militärrundschau

Carl v. Clausewitz: Über den Krieg, Budapest 1962 (ungarische Ausgabe)

Agnes Godó/Béla Sztana: Die Militärideologie des Horthy-Regimes, Budapest 1965

Antal Farkas: Felddiensthandbuch für den Truppenoffizier, Budapest 1942

János Harsányi: Ungarische Freiheitskämpfer gegen den Faschismus, Budapest 1961

Gyula Kállai: Die ungarische Unabhängigkeitsbewegung, 1936—1945, Budapest 1965

Vilmos Nagy: Verhängnisvolle Jahre, 1938—1945, Budapest 1954

Vilmos Nagy/János Csima: Beiträge zur Untersuchung der Organisation und der Kriegstätigkeit der Horthy-Armee, Budapest 1961

Kurt v. Tippelskirch: Geschichte des zweiten Weltkrieges, Bonn 1956

Wilhelm Adam: Der schwere Entschluß, Budapest 1968 (ungarische Ausgabe)

Endre Birkás: Vergessene Menschen, Budapest 1960 (Roman)

Daniel Görgényi: Signum Laudis, Budapest 1968 (Memoiren)

Miklós Horthy: Meine Memoiren, Buenos Aires 1954

Dezsö Keresztury: In menschlicher Sprache, Budapest 1956

Lajos Kónya: Kriegstagebuch. Enthalten in seinem Buch: Ach, du für Kummer bestimmte Zeit, Budapest 1956

István Kossa: Von der Donau bis zum Don, Budapest 1946

Karl Graf v. Leiningen-Westerburg: Tagebuch (1848/49). Herausgegeben von Henrik Mareczali, Budapest 1900

Dezsö Saly: Streng Vertraulich, Budapest 1945

Elemer Salamon: 8000 Kilometer, Budapest 1962

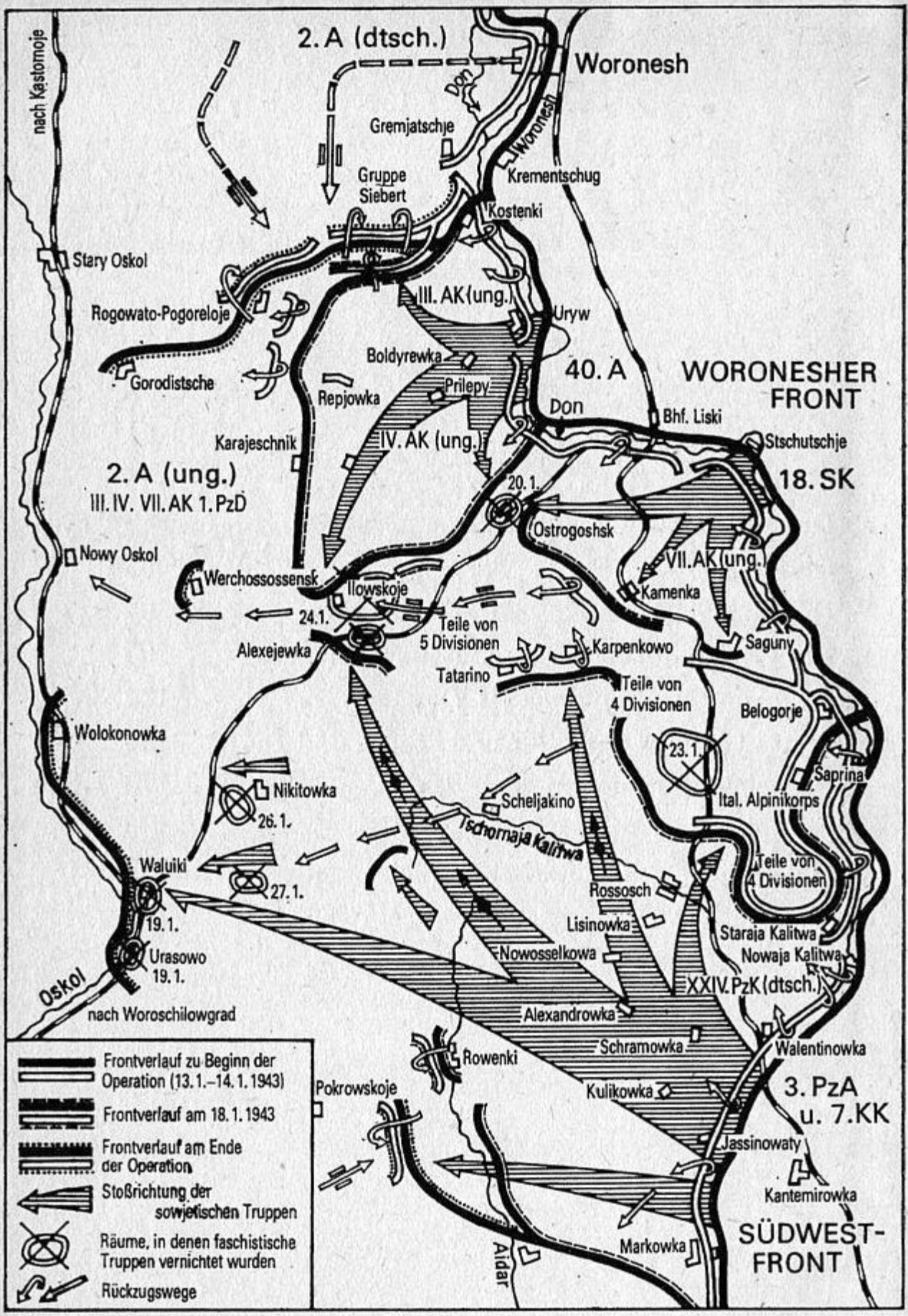
Ernö Salamon: Bis auf den heutigen Tag friedlos. Gedichte. Mit einer Würdigung von Pál Pondi, Budapest 1963

Béla Vécsey: Handschriftliches Kriegstagebuch. Enthalten im Archiv für Kriegsgeschichte

Mihály Vőrösmarty: Gesamtausgabe (Lyrik), Budapest 1961

Inhalt

Vorwort 5
Ein Wort an meine Leser 21
Morituri 24
Der stille Don 46
Dies irae 64
Der General 94
Das Prinzip des elastischen Zusammenstoßes 105
Requiem aeternam dona eis, Domine! 124
Jetzt ist Winter und Stille und Schnee und Tod . . . 140
Es weine nicht, den man prügelt 173
Endspiel 186
Die Anfänge des militärischen Widerstandes 193
Literaturhinweise 205



Verlauf der Kampfhandlungen an der Woronesher Front im Januar 1943